Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 /
Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und
Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 11

Berlin (1766)

H.un. 479,III-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033399-0
VD18 80086780-001

Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken und Russen 2c.

Als eine Fortsetzung

von Rollins

ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen.

Eilfter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1766.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Innhalt.
Geschichte der Afrikaner.

Zweyter Theil.
Die Oestlichen Afrikaner.

Erster Abschnitt.
Geschichte der Aethiopier.

Erstes Hauptstück.

Blatt

Grösse und Eintheilung Aethiopiens = 2

Zweytes Hauptstück.

Lage von Abeßinien. Beschreibung seiner Provinzen. Jetzige Gränzen des Abeßinischen Reichs = = 5

Drittes Hauptstück.

Von den Abeßinischen Küsten = = 12

Viertes Hauptstück.

Blatt

Von der Luft, Jahrszeiten und andern natürl. Eigenschaften des Climat. = 15

Fünftes Hauptstück.

Von den Bergen und Flüssen in Abessinien. Besondere Nachrichten vom Nil = = = = 24

Sechstes Hauptstück.

Von den Produckten in Abeßinien = 34

Siebendes Hauptstück.

Von dem Ursprung der Abeßiner und ihren ersten Königen = = 55

Achtes Hauptstück.

Von den Abeßinischen Kaisern, nemlich von dem Meinlehec bis auf die Zeit, da sich die Zageenische Familie des Throns bemächtigte = = 62

Neuntes Hauptstück.

Bemächtigung des Throns der Zageenischen Familie. Bekannte Regenten aus diesem Hause = = = 66

Zehntes Hauptstück.

Die Abkömmlinge des Menilehec ge-

lan=

langen wieder zum Thron. Folge dieser Prinzen bis auf den Tod Adamas Saghed : : : 68

Eilftes Hauptstück.
Abeßinische Kaiser von Adams-Saghed bis auf unsre Zeit : : : 76

Zwölftes Hauptstück.
Von den Ständen, den Gesetzen und der Bürgerlichen Regierung in Abeßinien : : : :

Erster Artickel.
Von den Königen : : 87

Zweyter Artickel.
Von den Weibern und Kindern der Kaiser : : : : 104

Dritter Artickel.
Von den Ministern und vornehmsten Staatsbedienten : : 107

Vierter Artickel.
Von den Gerichten und Gesetzen 111

Fünfter Atticke l.
Von der Kriegsmacht und Kriegsart der Abeßiner : : 113

Sechster Artickel.

Blatt

Betrachtungen über die Abeßinischen Regierung = = 116

Dreyzehntes Hauptstück.

Von den Sitten der Abeßiner.

Vierzehntes Hauptstück.

Von den alten Religionen der Abeßiner. Epoche ihrer Bekehrung zum Christenthum = = = = 129

Funfzehntes Hauptstück.

Wie sich die Abeßiner von der christlichen Kirche getrennet haben = 134

Sechzehntes Hauptstück.

Gegenwärtiger Zustand ihrer Religion 142

Siebenzehntes Hauptstück.

Von den Aethiopischen Mißionen = 175

Achtzehntes Hauptstück.

Von den Wissenschaften und Künsten der Abeßiner = = = 236

Neunzehntes Hauptstück.

Von den Gallen, Agauern und andern besondern Völkern, die sich in Abessinien oder in andern benachbarten Gegenden niedergelassen haben = 249

Andrer

Andrer Abschnitt.

Blatt

Geschichte der andern Völker, die sich an der Morgenländischen Küste von Afrika und in dem benachbarten Ländern befinden.

Erstes Hauptstück.

Einwohner der Küsten von Adel und Ajan = = = = 261

Anderes Hauptstück.

Einwohner von Zanguebar = = 265

Drittes Hauptstück.

Küsten von Mozambique und Sofala 273

Viertes Hauptstück.

Land der Hottentoten = = 287

Erster Artickel.

Die Länder Dos Fumos und Natal. Hottentotische Nationen = 287

Andrer Artickel.

Sitten u. Gebräuche der Hottentoten 297

Fünftes Hauptstück.

Holländische Niederlassungen.

Erster

Erster Artickel.

Blatt

Ursprung der Holländischen Colonie des Vorgebürgs. Allgemeine Idee von ihren Ländereyen. = 340

Andrer Artickel.

Eintheilung der Bezirke, die die Colonie besitzt. Erster Bezirk oder Colonie des Vorgebürgs 344

Dritter Artickel.

Anderer Bezirk, oder die Stellenboschische Colonie = = 350

Vierter Artickel.

Dritter und vierter Bezirk oder die Colonie Drakensteen und Wavern 355

Fünfter Artickel.

Regierungsart der Colonien des Vorgebürges = = = 359

Sechstes Hauptstück.

Von dem Himmelsstrich, den Produckten des Vorgebürgs und der benachbarten Länder = = 363

Siebendes Hauptstück.

Vierfüßige Thiere, Vögel, Insekten, Fische = = = = 372

Geschichte

Geschichte
der
Afrikaner.

Zweyter Theil.
Die Oestlichen Afrikaner.

Man kann die Einwohner des Oestlichen Afrika unter die drey Hauptvölker, die Aethiopier, Caffer und Hottentoten bringen. Ich rede von den Aegyptiern nicht, welche an der Nordseite Aethiopiens wohnen und die ich schon in der Geschichte der Türken bekannt gemacht habe. Wir haben vortrefliche Nachrichten von den Aethiopiern: die Geschichte aber der Caffer und

Hottentoten ist ungemein unfruchtbar, wenn man einige einzelne Schriften ausnimmt, welche Monomotapa und die schönen Niederlassungen der Portugisen und Holländer auf der Morgenländischen Küste von Afrika betreffen.

Erster Abschnitt.
Geschichte der Aethiopier.

Erstes Hauptstück.
Grösse und Eintheilung Aethiopiens.

Die Alten, welche in dem Oestlichen Afrika keine andere Gegenden als Aegypten und Aethiopien kannten, belegten mit diesem letztern Nahmen alle Länder, die gegen den Südertheil Aegyptens liegen, und gaben jetzt erwehnten Lande aus Unwissenheit, eine ungeheure Größe. Die neuern Erdbeschreiber glauben Aethiopien in gehörige Gränzen einzuschliessen, wenn sie es zwischen den siebenden und drey und zwanzigsten Grad der Mitternächtlichen Breite und zwischen den fünf und vierzigsten und sechzigsten Grad der Länge setzen. Nach dieser Voraussetzung begreift es von Mittag bis Mitternacht dreyhundert und von Morgen bis Abend zweyhundert und fünf und zwanzig Meilen. Gegen Norden gränzet es an Aegypten, gegen Süden an das Land der Caffer, gegen Osten an

an das rothe Meer, gegen Westen an die große Wüsten, welche an Nigritien und Guinea stossen.

Der Mitternächtliche Theil, der überhaupt niedriger liegt, heißt seit etlichen Jahrhunderten Nieder-Aethiopien. Die Alten nannten ihn Nubien und die Neuern nennen ihn Sennar. Er stößt an Aegypten. Man hält ihn für sehr weitläufig, aber er ist wenig bekannt. Der Nil bewässert ihn die ganze Länge von Mittag bis Mitternacht; und fließt so gar mit einem großen Umwege von Morgen gegen Abend in das Land herein und alsdann nimmt er wieder seinen alten Lauf und viele Flüsse stürzen sich in ihn, worunter der allerbeträchtlichste der Bahr-ab abiad oder der weiße Fluß *ist*. In den Theilen des Lands wodurch er geht, macht er es eine Meile lang von jeder Seite seines Ufers fruchtbar. Die Einwohner sondern *ihn in* vielen Gegenden ab und leiten sein Wasser in Wasserhälter, um ihre Länder anzufeuchten, welche von Natur so trocken und sandigt sind, daß alle von seinen Ufer entfernte Oerter unfruchtbar bleiben. Also bietet uns der gröste Theil dieser grossen Landschaft nur schreckliche Wüsteneyen dar.

Die vornehmste Nation in Sennar sind die Barabraen, welche in unterschiedene Zünfte oder Völkerschaften eingetheilt sind, davon einige eine bleibende Wohnung haben, andere aber in der Irre leben. Die sich in den Gränzen Aegyptens festgesetzet haben, wie die Mehasler, die Kennen und die Alkennimen, stehn unter der Ottomannischen Pforte. Diese Völker haben ein schwarzes Gesicht, dicke Lippen, große Nasenlöcher und einen

ausnehmenden starken Körper. Es ist ein betriegliches, garstiges und verrätherisches Volk, den Straßenräubereyen ergeben, ohne Höflichkeit und Sitten. Ihre Religion ist die Mahometanische mit einer gewissen Vermischung der Christlichen und Jüdischen. Ihre Kinder gehn fast nackend und die Weiber tragen nur eine Schürze, welche ihre Lenden und Hüften bedecket.

Das Land ist in verschiedene Königreiche eingetheilt, als in das Königreich Fungi, Dungala, Soudain und Dekin. Man kennt kaum die Lage dieser Staaten, davon der mächtigste Fungi ist, welcher sich bis an den Oestlichen Theil des Nils erstreckt. Man versichert, daß die Hauptstadt, Sennar, hundert tausend Einwohner hat, die meistentheils in armseeligen Hütten wohnen. Der Königliche Pallast ist von Ziegelsteinen und besteht in verworrenen Haufen von Gebäuden, die Bauart sehr einfältig, aber sehr reich ausmöbliret sind. Dungala liegt Fungi gegen Norden und steht unter diesem letzten Königreich. Es liegt stets im Kriege mit Soudain, dessen Lage gegen Abend ist. Dekin erstreckt sich an Norden, gegen die Gränzen Aegyptens. Die Einwohner von Fungi haben eine große Handlung nach Cairo, wohin sie Elephanten-Zähne, Tamarinden, Zibet, Taback, Sandelholtz und Goldstaub, welches ihre vornehmsten Landesproduckte sind, bringen.

Ober-Aethiopien, welches gegen den Südertheil von Nubien liegt, ist viel bekannter. Die Alten nannten es, untern vielen andern Nahmen, Abasene, worunter einige ganz Aethiopien verstehn

woll-

wollten. Die Neuern haben es Abash, Abesh, Abassia genannt, woraus Abessinie entstanden ist. Es ist ein beträchtliches Reich, wird von Völkern bewohnt, die für gebohrne Araber gehalten werden. Die Prinzen einer Familie besitzen es seit zwey tausend Jahren, aber doch nicht in einer ganz ununterbrochnen Folge. Die Beschreibung davon ist intressant und schließt alles das ein, was wir besonders von den Aethiopiern zu sagen haben.

Zweytes Hauptstück.

Lage von Abissinien. Beschreibung seiner Provinzen. Jetzige Gränzen des Abissinischen Reichs.

Abissinien, wie uns Ludolf berichtet, liegt zwischen den achten und sechzehnten Grad der Mitternächtlichen Seite. Dom Vaisette giebt einen Grad mehr gegen die Linie. Die Länge von Mittag bis Mitternacht ist ungefehr hundert und sechzig Meilen und die Breite von Morgen gegen Abend, das ist, von der Meerenge Bab-el-mandel, bis an die Abendländischen Gränzen von Dambea wird, aufs höchste gerechnet, eben so viel betragen.

Wegen der Anzahl der Provinzen ist man nicht einig. Der Abt le Grand zehlt sechs und dreyßig, welchen er allen den Nahmen eines Königreichs giebt, vieleicht weil sie vor Alters besondere Regenten hatten. Auf eben diese Art nennt

man die Spanischen Provinzen Königreiche, ob sie gleich seit langer Zeit unter einen König stehn. Der Verfasser setzt sie in folgender Ordnung.

Gomara, Bergamo, Sugamo, Buzama, Camba und der Südliche Theil von Narea zwischen den siebenden und achten Grad der Mitternächtlichen Seite.

Bali Fategar Ogge Alamal, Hadag Guragh und der Mitternächtliche Theil von Narea zwischen den achten und neunten Grad der Breite.

Mugar, Ganz, Damud, zwischen den neunten und zehnten Grad.

Doaro, Ifat, Marabet, Chaoa, Gafat, Bisamo und ein Theil des Königreichs Gojam zwischen den zehnten und eilften Grad.

Der Rest von Gojam, ein Theil von Angot, Amhara Holeca, zwischen den eilften und zwölften Grad.

Der andre Theil von Angot, Bagameder, mit dem Gebürge Lasta, Salaca und Agaca zwischen den zwölften und dreyzehnten Grad.

Abaegal, Salent, Semen, Lamalmon, Olcait, Tigre zwischen den dreyzehnten und vierzehnten Grad.

Mazaga, Segued mit der Insul Matcua, zwischen den vierzehnten und funfzehnten Grad.

Baguela und Desbat unter den funfzehnten und sechzehnten Grad.

Ludolf zählt nur dreyßig Königreiche, *) dessen Nahmen ein wenig unterschieden sind und ohne Zweifel unfehlerhafter, weil er sie von einem Abessini-

*) Ludolf sagt: regulo Christiano subjecti.

sinischen Priester erhielt, durch dessen Beystand er seiner Aethiopischen Historie ein grosses Licht gab. Ich werde diese lange Liste davon nicht anführen; es ist genug, wenn ich eine kurze Idee von den beträchtlichsten und bekanntesten Provinzen gäbe.

Amhara liegt mitten im Reich, gegen Morgen des Nils. Dieses Land, deren Einwohner sich unter allen Abeßinern durch ihre Höflichkeit und Leutseligkeit am meisten hervorthun, ist in sechs und dreyßig Distrikte getheilt.

Bagemder, welches Lobo Bagameder nennt, ist ein grosses, fruchtbares und mit vielen Flüssen versehenes Königreich. Es stößt gegen Norden an Amhara, von welchem es durch den Fluß Bashlo getrennet wird. Man zählt darin dreyssig Distrikte.

Cambat erstreckt sich gegen Mittag. Die Einwohner desselben, Seb-a-Hadja genannt, sind ein Mischmasch von Christen, Mahometanern und Heiden. Sie stehn unter einen kleinen Prinzen, welcher sich zum Christenthum bekennt und dem Abißinischen Kaiser zinnsbar ist.

Dembea gegen Abend gelegen, ist vorzüglich durch die Campirung des Kaisers berühmt, welcher keinen beständigen Pallast hat, sondern unter Zeltern wohnt, die er in verschiedene Oerter dieser Provinz bringen läßt. Man zählt hierinn vierzehn Regierungen.

Enarea, welches die Portugiesen Narea nennen, liegt an der Abendseite von Camba gegen den Mittäglichsten Theil Abißiniens. Es ist ein Königreich, das Melec Sagthed zu Anfange

fange des letzten Jahrhunderts eroberte. Die Einwohner, deren Aufrichtigkeit und Treue man rühmet, nahmen damals die Christliche Religion an. Man findet in dieser Gegend viel Gold, und der Boden ist überdieß sehr fruchtbar. Die Enareener sind tapfer, von grosser Leibesgestalt und besserer Gesichtsbildung als ihre Nachbaren die Caffer. Ihre Haut ist weniger schwarz, ihre Lippen kleiner und ihre Nase weniger eingedruckt. Das Land hat einen Ueberfluß an Thieren und allen Arten von Lebensmitteln. Für die Waaren, die sie kaufen, geben sie entweder Goldstaub oder Goldblatten; denn sie haben nur eiserne Münze, mit dem Stempel des Lands gezeichnet, drey Finger lang und etwas weniger breit. Sie haben stets mit den Gallern Krieg, welche sich bisher vergebens bemüht haben, sie zu überwältigen. Nach der Religion, die ich erwehnt habe, unterwerfen sie sich dem Kaiser von Abißinien freywillig, dem sie einen Tribut zahlen. Die vornehmste Macht ist in den Händen eines Hauptes, Benero genannt, das ist, Gouverneur.

Gojam, dessen Lage gegen den Südwester Theile von Ambara ist, begreift zwanzig Distrikte und macht eine Halbinsel, die von dem Nil mit seinen langen Umkreisen eingeschlossen wird. Die Jesuiten glauben in diesem Abendländischen Theile die bisher unbekannten Qvellen dieses grossen Flusses entdeckt zu haben. Der Pater Balthasar Tellez behauptet, daß die Halbinsel Gojam die Insel Meroe ist; aber Wilhelm

de

de l'Isle, Ludolf und andre Gelehrten bestreiten seine Meynung.

Shewa, welches die Portugiesen Chaoa nennen und man in zwo Landschaften eintheilt, ist ein reiches Königreich, an dem Südöstlichen Theile von Gojam gelegen. Die Kaiser hatten sonst ihre Residenz daselbst. Man findet hier einige Schlösser und eine grosse Anzahl Klöster.

Tigre ist die erste Provinz, die sich zeigt, wenn man von der Nordseite nach Abißinien kommt. Die bekanntesten Seeplätze sind die Insul Matgua, Arkiko und Dofalo auf dem Arabischen Meerbusen. Sie gehören Mahometanischen Prinzen. Axum oder Axuma, die alte Hauptstadt Aethiopiens liegt mitten im Lande. Die Abissinischen Kaiser hatten sonst daselbst ihre Hofstaat. Sie war so berühmt, daß die Alten die Einwohner Abißiniens gemeiniglich die Axumiten nannten. Heut zu Tage sieht man da nur schlechte Hütten, die unter den Ruinen einiger beträchtlichen Gebäude errichtet sind. Alphonsus Mendez fand daselbst die Ueberbleibsel vieler Pyramiden von einer wunderbaren Höhe und sah auf einem Stein eine Innschrift in griechischen und lateinischen Buchstaben, die durch die Zeit fast ganz verloschen sind.

Fremona, drey Meilen von Axum, ist der erste Ort, wo die Jesuiten ihre Wohnung aufschlugen, da ihnen erlaubt wurde, sich in Aethiopien zu setzen. Mendez behauptet, daß es vier und vierzig Regierungen in Tigre gäbe. Ludolf aber zählt ihrer nur sieben und zwanzig, ungerechnet

net aber einiger Distrikte am Meer, welche man Bahr-Nagas, das ist, Aufseher des Meers nennt.

Damot oder Damud ist ein Königreich, Gojam gegen Mittag gelegen. Der Päter Labo redet sehr vortheilhaft von einer der in diesem Reiche befindlichen Provinzen, sie heißt Ligonous, wohin er als Mißionarius geschickt wurde. „Es ist, sagt er, eines der besten und angenehmsten Landen der Welt. Die Luft ist sehr gesund und temperirt. Die Gebürge sind nicht zu hoch und alle mit Cederbäumen besetzt. Man säet und erndtet daselbst zu allen Jahrszeiten; der Boden wird nie müde hervorzubringen und ist niemals ohne Früchte. Die ganze Provinz scheint ein Lustgarten zur Ergötzung der Augen zu seyn. Die Wälder haben nichts wildes noch schreckliches und man sollte sagen, sie wären nur um kühlen Schatten zu geben gepflanzet.

Gingiro oder Zendero ist dem Abißinischen Kaiser zinsbar, wird aber von einem besondern Fürsten regiert. Wir werden an einem anderm Orte von ihren wilden Einwohnern reden. Ludolf setzet es an dem Mittäglichen Theile von Enarea ausser den Grenzen von Abißinien. Dieses Königreich, welches nicht groß ist, wird in seinem ganzem Umfange vom Fluß Zebee umschlossen, der sich in das Morgenländische Meer gegen die Küste von Melinden ergießt. Weiter davon, gegen Morgen, liegt Alaba, eine andre zinnsbare Provinz, welche an Cambat stößt und seinen besondern König hat. Das sind die Provinzen in Ober-Aethiopien, welche vor Zeiten ein gros-

grosses Reich ausmachten, das von dem Negus oder dem Abißinischen Monarchen abhieng. Heut zu Tage hat er, nach dem Ludolf nichts mehr als Amhara, Bagemder, Cambat, Damot, Dembea, Enarea, Gojam, Semen, einen Theil von Shewa und einige andere unbeträchtliche Ländereyen. Sie sind in der That der beste Theil von Abißinien, machen aber nun die Helfte der alten Provinzen aus.

Lobo bringt die Abißinische Macht auf fünf Königreiche, welche mittelbar von ihr abhängen, und auf sechs Provinzen, davon einige den Negus für ihr Oberhaupt erkennen, andere ihm nur einen Tribut zahlen. Die Königreiche sind Tigre, Bagemden, Gojam, Amhara und Damot. Tigre ist grösser als Portugall; Bagemder und Gojam betragen im Umfange beynahe eben so viel, wo nicht mehr; Amhara und Damot sind etwas kleiner. Die Türken und Arabier haben von der Seite von Aegypten und dem rothen Meer eine Menge Ländereyen, die zu Abißinien gehörten, erobert und alle Hafen weggenommen. Die Galler und andre wilde Völker, von welchen ich hernach reden werde, haben sich vieler Provinzen gegen Mittag und Abend bemächtiget. Ungeachtet alles dessen, was es verlohren hat, hält der angeführte Verfasser doch das Abißinische Reich für noch grösser als Spanien.

Drittes Hauptstück.

Von den Abißinischen Küsten.

Obgleich das Abissinische Reich heut zu Tage keine Ländereyen am Meere hat, so ist doch zur Erklärung dieser Historie nöthig, einen Begrif von seinen Küsten zu geben. Wir wollen sie in zween Theile theilen, der eine erstreckt sich an das Indianische Meer, von dem Lande der Caffer bis an die Meerenge Babelmandel zwischen den sieben und zwölften Grad der Mitternächtlichen Breite, und der andre an das rothe Meer von der Meerenge Babelmandel bis Suaqven zwischen den zwölften und neunzehnten Grad.

Der erste Theil faßt in sich das Königreich Adel, welches andre Zeila nennen. Die Hauptstadt, Ausa Gurule, ist zehn kleine Tagereisen vom Meer. Die andern bekannten Oerter, die sich auf der Charten des Herrn d'Anville befänden, sind Mera Cobir, Bandelcaus, Enceada da Bela, das Dorf Mete und eine Insel gleiches Nahmens, Barbara, Zeila 2c.

Der Fluß Hawash, welcher in der Provinz Shewa entspringt, durchströmt einen Theil dieses Königreichs und verlieret sich in dem sandigen Boden, welchen er bewässert. Das Land ist durch eine Kette von Bergen abgesondert, welche die Araber Baha Feluck nennen. An die Küste ist schwer anzulanden und das daran stossende

Meer

Meer so tief, daß man länger als eine Meile vom Ufer Anker werfen muß. Diese Gegend war sonst eine Provinz von Abissinien, gehört aber seit mehr denn zwey Jahrhunderten Arabischen Fürsten, welche in einem beständigen Kriege mit dem Negus liegen und beynahe ganz Abissinien erobert haben. Die Einwohner sind mehr braun als schwarz, der Mahometanischen Religion zugethan, von grosser Gestalt, überaus mager und von einem unbändigen und verrätherischen Charakter.

Das Vorgebürge Guardafu ist an der Nordöstlichen Spitze des Königreichs Adel, dem Vorgebürge Fartac, welches nach Arabien gehört, gegen über. Es ist ohngefehr von einem Orte zum andern funfzig Meilen. Der Ocean fängt an zwischen Arabien und Aethiopien in einem Canal von hundert und funfzig Meilen in der Länge zu fliessen. Die Küsten desselben sind an dem Westlichen Ende dieses Canals so dicht aneinander, daß sie nur durch eine Meerenge von vier oder fünf Meilen getrennt werden. Die Araber nennen sie Babelmandel oder vielmehr Bab-al-Mandal, wegen der Insel gleiches Nahmens, die mitten in der engen Fahrt liegt, durch welche man in das rothe Meer kommt. Der sicherste Weg ist, die Arabische Küste zu befahren, wenn man die Insel rechter Hand liegen läßt, weil der Weg von der Aethiopischen Seite so voller Klippen ist, daß man sich kaum getraut, ihn mit den kleinen Kähnen des Landes zu fahren. Die Insel ist nur ein trokner Felsen.

der vom Winde erbaut, und von der Sonne verbrannt ist, auf dem nicht das geringste wächset.

Jenseit der Meerenge entdeckt man den andern Theil der Küsten, welcher sich an das westliche Ufer des rothen Meers ausbreitet. Hier sieht man eine unendliche Anzahl kleiner Inseln, davon einige dem Wasser gleich sind, andre aber so hoch, daß sie bis an die Wolken zu gehen scheinen. Sie haben ihre kleine Meerbusen, ihre Reeden und ihre Hafen, wo man sicher Anker werfen kann. Aber sie leiden überhaupt Mangel an Wasser. Sarbo ist eine Insel, die am nächsten gegen Mittag, vier Meilen von der Küste, ohngefehr zwischen den funfzehnten Grad der Breite liegt. Sie ist niedrig und hat nur anderthalb Meilen in der Breite. Das Land trägt Graß und einige niedrige und unfruchtbare Bäume.

Dancale oder Dancali ist ein kleines Königreich, auf der Küste des festen Lands, zwischen den zwölften und dreyzehnten Grad der Breite, gelegen. Es gehört einem Arabischen Prinzen, der sich mit seinen Unterthanen zur Mahometanischen Religion bekennt und unter den Abißinischen Kaiser steht. Baylur ist der vornehmste Hafen des Lands.

Der König hat seine Residenz unten an einem Hügel, an den Ufern eines kleinen Flusses. Sein Pallast besteht in einer Anzahl von zwanzig Hütten, die unter Bäumen gebaut sind. Er bedient sich davon nur zween und überläßt die andern seiner Mutter, seinen Bruder und seinen vornehm-

nehmsten Officiers. Er giebt in einer besondern Hütte Audienz, wo ein Thron von Ziegelsteinen sich befindet, der mit einer Decke und zwey samtnen Küssen bedecket wird. Sein Pferd ist an einem Pfeiler angebunden; denn die Gewohnheit bringt es daselbst mit sich, daß der Herr und das Pferd stets beysammen sind, und diesen Gebrauch müssen sich die Könige so gut als die andern gefallen lassen. Dieser Arabische Fürst hat statt des Scepters eine kleine Picke und statt des Hauptschmucks einen Turban, von welchen etliche Ringe über die Stirne hengen. Erscheint er öffentlich, so begleiten ihn seine vornehmsten Officiers und vier Bedienten, davon einer einen Napf mit Meth trägt, der andre ein porcellanes Geschirr, der dritte eine mit Taback gefüllte Dose von einer Kokosnuß, nebst einem Wasserkrug und der vierte eine silberne Pfeife und etliche Kohlen, sie anzuzinden.

Das Land ist sehr unfruchtbar und hat keine andre Reichthümer als Honig und Salz. Man empfindet hier um desto mehr die brennende Hitze, weil das Land viel zu trocken ist, um Bäume hervorzubringen, die einigen Schatten geben könnten. Die Schlangen sind so gemein, daß man nicht weit gehen kann, ohne mit seinen Füssen an viele zu stosen. Dieses Königreich wird auch durch die Heuschrecken und Raubereyen der Galler verheert, deren alter Aufenthalt gegen Mittag von Dancale ist.

Die Küste bietet weiter nichts merkwürdiges dar als den kleinen Meerbusen Arkiko, ungefehr zwi-

zwischen den funfzehnten Grad der Breite. Man sieht daselbst einen schönen Hafen und eine kleine Stadt, welche sonst unter Abissinien gehörte, nun aber einem Arabischen Fürsten nebst zwo benachbarten Inseln Matsua und Dallacka zustehet. Arkiko ist der vornehmste Hafen, wohin die Abissiner handeln. Es ist ein Ort, welcher keine grosse Vertheidigung, blos eine Besatzung von sechzig Mann, hat.

Matsua liegt in dem kleinen Meerbusen Arkiko, eine Meile lang und bey weiten nicht so breit. Es ist eine flache Insel und nur einen Falkonetschuß vom festen Lande. Sie hat nichts merkwürdiges als seinen Hafen. Die Araber haben in dem Westlichen Theile einige armselige Wohnungen. An Lebensmitteln fehlt es nicht; aber man trinkt kein ander Wasser als aus Cisternen und in der trocknen Zeit, das ist, sieben bis acht Monathe des Jahrs muß man es auf zwo Meilen weit von der Insel hohlen. Es werden dazu drey Barken gehalten. Die Araber haben eine kleine Schanze und etliche Batterien zur Vertheidigung ihrer Wohnungen aufgeworfen. Das benachbarte feste Land ist mit hohen Gebürgen umgeben, die durch aneinander liegende Ebenen abgesondert worden. Das ganze Land ist wüste und voll Elephanten, Tiger, Löwen und andern wilden Thieren.

Dallaka ist zwanzig Meilen von Matsua gegen Norden. Diese Insel ist so niedrig, daß man kaum das Land vom Meere unterscheiden kann. Dom Jean de Castro giebt ihr fünf und zwan-

zig Meilen in der Länge und ohngefehr zwölf in der Breite. Sie ist mit einer grossen Anzahl kleiner Inseln umschlossen, welche aber eben so *niedrig* sind. Der Erdboden ist röthlich und bringt einige Bäume nebst einen grossen Ueberfluß von allen Arten Kräuter hervor. Man fischt an den Ufern einige Perlen von mittelmäßigen Werthe. Dallaka, die Hauptstadt der Insel, war sonst eine sehr gute Handelstadt. Aber ihr Handel ist gefallen seit dem *Moka* in Aufnahme gekommen ist. Die Einkünfte des Regenten sind also eben nicht beträchtlich, aber dem ohngeacht bleibt er denen Abissinern ein furchtbarer Feind.

Gegen Norden, in dem festen Lande, trift man zwischen den sechzehnten und siebzehnten Grad der Breite das Königreich Balou an. Es liegt Aegypten gegen Mittag und scheint zu *Nubien* zu gehören. Einige sagen zu Dallaka und andere sagen, es habe seinen besondern Regenten. Die Einwohner sind wegen ihrer Tapferkeit sehr geacht und führen stets mit den Türken Krieg, welche sie dahin gebracht haben, daß sie ihnen die Packhöfe von Suaken, wo der König von Balou seine Officiers und Einnehmers hält, theilen müssen. Das Land ist reich, hat an allen Arten von Lebensmitteln Ueberfluß und einen grossen Leinewandhandel mit den Aethiopern und Caffern. Sie sind der Mahometanischen Religion zugethan, grösser und stärker als die übrigen Aethiopier. Man merkt auch an, daß die Pferde und Schaafe hier stärker und grösser als an andern Orten sind.

Suaqven ist eine kleine in der Nähe gelegene Insel, über deren Besitz seit langer Zeit die Türken und Araber streiten. Erstere regierten daselbst ohne Mitbuhler, so lange sie in Arabien herrschten. Sie sind auch noch die Mächtigsten und haben einen Bacha und eine Besatzung. Sie liegt nur einen Musketenschuß von festen Lande, hat im Umfang nur eine halbe Meile, und mit lauter Häusern erfüllet. Im siebenzehnten Jahrhunderte trieb sie nicht allein mit Abissinien grosse Handlung, sondern auch in Aegypten, im Persianischen Meerbusen und in den zwo Indianischen Halbinseln, besonders mit den Völkern von Pegu, Camboie und Malaca. Der Hafen ist groß, tief und über dieß sehr stille, daß man kaum Seefische gewahr wird. Die Schiffe können bis an das Aeuserste des Ufers gebracht und mit der grösten Beqvemlichkeit ausgepackt werden. Die Insel ist auch mit Morästen, Klippen und Sandbänken umgeben, welche eine natürliche Festung ausmachen. Man kann nicht anlanden, wenn man sich nicht in die beschwerlichen Wege begiebt, wo das Meer so stürmisch und fürchterlich ist, daß die Einwohner zu ihrer Vertheidigung keiner andern Hülfe bedürfen.

Von Suaqven bis Suez, welches am Ende des rothen Meers liegt, giebt es noch eine Küste von dreyhundert Meilen. In diesem grossen Umfange findet man zween kleine Seeplätze, einer heißt Rossir, der andere Rondelo. Erster ist wegen des Sammelplatzes der Afrikanischen Caravanen berühmt, welche sich hier einschiffen, um

nach

nach Mecka hinüber zu gehn. Rondolo ist ein Dorf, drey Meilen von Suez, Tor gegen über, welches auf der Küste von Arabien liegt. In diesem Lande glaubt man, daß es der Ort sey, wo die Israeliten über das rothe Meer gegangen sind, denn hier ist es nur drey Meilen breit und zwischen Rondolo und Tor gar nicht tief.

Bey Cossir, welches fünf und vierzig Meilen von Suez liegt, fängt sich eine grosse Kette von Bergen an und geht von der Mündung des rothen Meers, die Länge lang dieser Küste; bald ragt sie über das Meer hervor, bald entfernt sie sich in einer beträchtlichen Weite von der Küste. Und hat in einem Raum von ungefehr dreyhundert Meilen, doch nur eine einzige Eröfnung, wodurch alle Waaren, welche von Rif, das ist so viel als von Ober-Aegypten kommen, gehen müssen. Diese Berge bieten überhaupt, obgleich auf vielen Bäume und Graß wächset, nur unbewohnte Wüsten dar, die aber vortreflich bebauet werden könnten.

Viertes Hauptstück.

Von der Luft, Jahrszeiten und andern natürlichen Eigenschaften des Climat.

Es giebt eine grosse Ungleichheit in dem Climat von Aethiopien. Die Hitze ist in den Ebnen und Thälern, besonders auf den Küsten und in den Inseln des rothen Meers unerträglich. Zu

Suaquen ist eine solche brennende Sonnen-Hitze, daß sie die Haut ausdrocknet und abschälet. Sie schmelzt das Wachs, das man zu Briefen gebraucht, und der Sand ist so heiß, daß es nicht anders ist, als wenn man auf glühenden Kohlen gienge. Die wärmsten Tage in Teutschland, sagt Ludolf, würden zu Suaquen Wintertage seyn. Ungeachtet der Unbequemlichkeit eines solchen Climat, sind die Gegenden, von denen wir reden, so wohl mit Einheimischen als mit Ausländern bevölkert, die der Handel in die Häfen des rothen Meers ziehet. Daher irrten sich Aristoteles, Plinius und andre von den Alten, wenn sie sich überredeten, daß alle Länder unter der heissen Zone unbewohnt wären.

Die ihrer Natur nach kalte Luft, welche nur auf einen gewissen Grad durch die heissen Ausdünstungen, die die Sonne an sich zieht, erwärmet wird, ist viel kühler in den Aethiopischen Gebürgen; welches man als allgemein in allen hohen Oertern bemerkt, wo die Dünste aus der Erde am schwersten hinkommen. Also ist es kein Wunder, daß man in dem gebürgigten Abissinien eine ganz temperirte Luft genießt. Der Pater Tellez versichert, daß die Hitze manchmal nicht so groß ist als in Portugal und man so gar an vielen Orten sich mehr für die Kälte als Wärme fürchte. Schnee fällt fast niemals aber die Schlossen sind nicht selten. Diese gemäßigte Luft verschaft den Einwohnern eine dauerhafte Gesundheit und ein langes Leben, welches sich manchmal über hundert Jahr beläuft.

Man

Man zählt in Aethiopien nur drey Jahrszeiten; den Frühling, welcher im Monath September anfängt; den Sommer, welchen man in zween Theile theilt, davon der gemäßigste im Monath December und der wärmste im Monath Merz angeht; den Winter endlich, welcher auf den Sommer folgt und mehr in Regen als Reifen besteht. Der Anfang geschieht im Monath Junius.

Die erste von diesen Jahrszeiten, welche die Abißinier Matzau nennen, gleichet unserm Frühling, ob er gleich sechs Monathe später kömmt. Ihr erster Sommer, Tzadai genannt, ist die Zeit der Ernte der Weinlese und der Einsamlung der Früchte. Der andere, Hagai genannt, ist wegen der Trockenheit und Hitze eine ganz und gar unfruchtbare Zeit.

Der Winter, welcher Cramt heißt, ist so wohl regnerisch als stürmisch: es vergeht fast kein Tag, da nicht eine grosse Menge Wasser fällt. Die Sonne scheint den Morgen und das Wetter ist schön. Aber Nachmittags verfinstert sich der Himmel, es entsteht eine von Schnee und Dünste dicke Wolke mit Donner und Blitz. Ströme von Bergen stürzen herunter und schleppen die Bäume, die Felsen und alles was ihre Flut hindert, mit sich fort. Die Flüsse treten aus und verheeren die Strassen. Ein jeder muß in seinem Hause bleiben, ja man ist manchmal genöthigt, einen Schutzort in den hohen Oertern zu suchen, wo man Zelter aufschlägt. Die Arbeiter begeben sich aller Feldarbeit, verschliessen sich in

ihre Flecken, welche sie ordentlicher Weise auf den abhängigen Bergen bauen, um sich für den Ueberschwemmungen zu sichern. Das Wasser fällt in dieser Jahrszeit nicht allein in erstaunender Menge, sondern die Erde eröfnet sich an vielen Orten und machet vielen Qvellen, die aus ihrem Schosse gehn, einen Weg. Diese sehr ungesunde Feuchtigkeit verursacht eine grosse Anzahl Krankheiten. Denn da die Erde ausgedrocknet und von dem langen Sommer vorher verbrannt worden ist, so hat kaum der Regen die Erde zu erweichen angefangen, so steigen die schädlichen Dünste auf, stecken die Luft an und man kann sich kaum mit Müh und Noth derselben erwehren. Der Donner ist erschrecklich und ohne Aufhören. Wenn der Sturm sich legt, welches ordentlicher Weise nach drey oder vier Stunden geschieht, wird der Himmel so hell, wie zuvor und auf dem hohen Lande trocknet es so plötzlich, daß man den Regen kaum gewahr wird. Aber das Wasser bleibt in den Tiefen des Bodens stehen, welches an vielen Orten Fieber und andre epidemische Krankheiten verursacht. Endlich ergiesset sich alles Wasser in die Flüsse des Landes, vornehmlich im Nil. Da dieser lezte Fluß einen reisenden Hang von Aethiopien nach Aegypten hat, entweder wegen der Höhe des Landes, woher er entsteht, oder weil er zwischen Bergen und an manchen Orten gar zwischen hohen Felsen, die seinen ungestümen Lauf vermehren, fließt, so ist es gar nicht zu verwundern, daß er einen Ueberfluß am Wasser

nach

nach Aegypten bringt. Man braucht keine andre Ursache seiner jährlichen Ueberschwemmungen, die in Aegypten im Monath Julius ungefehr zwanzig Tage nach dem Anfange des Regens in Abissinien geschehen, zu suchen.

Ein Portugiesischer Jesuit *) hat einen lustigen Einfall gehabt. Er behauptete, daß in Europa während des Sommers darum schönes Wetter wäre, weil zu dieser Zeit unter den Tropicis schlimmes Wetter wäre. Gleich als wenn der Regen, der in dieser Breite ist, nicht zu gleicher Zeit in Europa seyn könnte.

Tag und Nacht ist fast in allen Jahrszeiten einander gleich und die Dämmerung kürzer als in den Mitternächtlichen Ländern, wo die Sphere krümmer ist. So bald als die Sonne untergeht, bricht die Nacht plötzlich ein und die Sterne scheinen den Augenblick.

*) Der Pater Lobo. Er führt deshalb die Sammlung der Königlichen Bibliotheck an. In der Art von Vorrede dieser Sammlung, welche zu Paris 1684. bey Cramoisy gedruckt ist, befindet sich auf der dritten Seite eine Anmerkung, welche eine Gleichheit mit der Gedanke des P. Lobo hat. Vielleicht sagt der Verfasser, (es ist Thevenot) ist in der Zeit, da der ordentliche Regen unter den Tropicis nicht fällt . . .; in dieser Zeit ist in Europa der Regen im Sommer häuffiger, als er ordentlicher Weise ist; denn nach der Auflösung der grossen Regelmäßigkeit der natürlichen Dinge muß alle Jahre beynahe eine nehmliche Menge Wasser fallen. 2c. Dieser Commentar ist des Textes würdig.

In den hohen Oertern sind die ordentlichen Winde kalt und reinigen die Luft. Die niedrigen Oerter aber haben wenig Wind, eine dickere und folglich eine ungesündere Luft. Was die Abißiner Sendo, das heißt eine Schlange, nennen, ist ein Wirbelwind, von der Natur des Indianischen Sturmwindes, welcher die Häuser, die Bäume, die Felsen verheeret und sie manchmal in die Luft mit wunderbarer Macht wirft. Der Abt Gregorius erzählte dem Ludolf, daß man mit dem Augen diesen Sturmwind unterscheiden könnte, welcher die Gestalt einer Schlange hat und dessen dickster Theil, welchen man für den Kopf halten kann, die Erde zu berühren scheint, so lange der übrige Theil seines Körpers sich erhebt und in der Luft herumdrehet.

Fünftes Hauptstück.

Von den Bergen und Flüssen in Abissinien. Besondere Nachrichten vom Nil.

Abißinien ist ein Land voller Berge, wo der gröste Theil derselben von einer solchen Höhe ist, daß, nach dem Urtheil einiger Scribenten, die Pyreneischen und Alpengebürge in Vergleichung mit dieser, nur kleine Hügel sind. Man hat Grund zu glauben, daß es die höchste Gegend von Afrika ist. Wenn man zwo Tagereisen von den Ufern des rothen Meers gethan hat, so sind die erste Gebürge, die wir in Abißinien antreffen, die Tigreischen. Einer der erhabensten heißt

Lamalmon und hat einen andern Berg Gusa genannt, zur Grundlage. Ist man an die Spitze des Berges Gusa gekommen, so findet man darauf eine schöne Ebne, wo sich die Reisenden erholen und sich zu bereiten, den Lamalmon heraufzuklettern. Von der Höhe dieser Berge kann man das ganze Königreich Tigre sehen Sie sind so steil, daß man sich an manchen Orten der Leitern bedienen und die Maulesel und das andre Lastvieh mit Stricken heranheben muß. Die schmalen engen Wege bieten zur Rechten und zur Linken nur schreckliche Abgründe dar, wo man den Grund kaum sehen kann. Wenn zween Haufen Reisende sich in diesen gefärlichen Wegen treffen, so muß einer oder der andre Haufen zurückweichen, welches ohne Gefahr, in Abgrund zu stürzen, nicht geschehen kann.

Amhara, Bagemder, Gojam, Shewa und der gröste Theil der andern Provinzen haben weniger Gebürge. Doch giebt es welche davon, die man für Städte ansehen würde. Man glaubt so gar in der Nähe, Mauern, Thürme, Bastionen und Pyramiden zu sehen. Ihr Gipfel ist manchmal eine breite Ebne, worauf es Wiesen, Wälder, tiefe Quellen und Seen giebt. Der Gipfel des Bergs Geshen, in der Provinz Amhara, hat eine halbe Meile in der Breite, und man muß einen halben Tag reisen, um den Grund des Berges zu umgehen. Dahin verwiesen die Abißinischen Monarchen ihre Brüder und Kinder, wie die Türkischen Kaiser noch heut zu Tage die Prinze ihrer Familie in das Serail einschliessen.

Der allerhöchste Berg in Abißinien, nach dem Alphonsus Mendez, ist der Thabat-Mariam, im Königreiche Tigre. Seine Spitze erhebt sich über die Wolken und sein Grund wird mit zween Flüssen bewässert. An diesem Orte giebt es sieben Kirchen, davon die reichste dem heiligen Johannis gewidmet ist. Sie diente sonst zum Begräbniß einiger Abißinischen Könige, davon man noch die Grabmäler nebst einigen Decken, worin das Wappen von Portugall gewirckt ist und welche Emanuel der erste dem Kaiser David schenkte, sehen kann.

Es ist eine besondere Vorsehung Gottes, daß in Aethiopien so viel Berge sind. Erstlich, wie schon angemerkt worden, machen sie die Luft gesünder und mäßigen die erschreckliche Hitze in dem heissen Erdgürtel. Zum andern tragen sie zur Sicherheit des Landes bey, welches ohne diese natürliche Festung sich kaum vor den Einfällen der Nachbaren schützen könnte. Endlich erhalten sie den Boden von Afrika recht in seinem Mittelpunkte, wo er anfängt von zwey stürmischen Meeren eingeschlossen zu werden und zur Befestigung diese starke Kette von Bergen nöthig hat.

Dieß Land, ungeachtet der Ungleichheit seines Bodens, hat doch eine grosse Anzahl Flüsse, davon die vornehmsten sind 1) der Nil, welcher durch Ober- und Unter-Aethiopien und ganz Aegypten geht; 2) der Bashlo oder Bachilo, welcher die Königreiche Bagemder und Amhara scheidet; 3) der Guesem, welcher durch Amhara und Holeka fließt; 4) und 5) der Malec und

der

der Anguer, welche die Provinzen Daenot, Enarea und Bizame bewässern; 6) der Tacaze, welcher anfangs gegen Osten in Dembea und hernach gegen Norden in Deckin, welches nach Nieder-Aethiopien gehört, fliesset. Dieser Fluß soll drey Qvellen haben und voller Crocodille und Meerpferde seyn; 7) der Mareb, welcher in Tigre entsteht, dessen beträchtlichsten Theil durchfliesset und wenn er sich lange genug im Sande verborgen hat, wieder erscheint und endlich sich in den Deckin verliehret; 8) und 9) der Hawaoh und der Zebee, grössere Flüsse als der Nil, aber lange nicht so bekannt. Der erste, welcher in den Grenzen von Shewa entspringt, geht bis in das Königreich Adel, wo ihn die Einwohner in so viel Bäche eintheilen, um ihre dürren Felder zu wässern, daß er ganz ausdrocknet. Der andre geht durch ein Theil der Provinz Enarea, umgiebt mit seinen Umwegen, die er macht, fast ganz Gingiro, fließt durch viele barbarische und unbekannte Länder und stürzet sich endlich in das Indianische Meer. Die meisten von den andern angeführten Flüssen fallen in den Nil.

Meine Leser werden einige besondere Umstände von diesem letzten Fluß erwarten: wir wollen uns aber mit den Anmerkungen begnügen, welche man nicht überall in Büchern findet.

I. Die Paters Pays und Lobo, zween durch ihre Mißionsgeschäfte in Aethiopien berühmte Jesuiten geben vor, daß er in der Provinz Sacala entsteht, welche einen Theil vom Königreiche Go-

Gojam ausmacht. Seine zwo Qvellen befinden sich auf dem Abhang eines Berges und liegen nur einen Steinwurf von einander. Ihre Oefnung ist rund und hat nur drittehalb Fuß im Durchschnitte. Der Boden, der sie umgiebt, ist nicht feste und man sieht daselbst von Zeit zu Zeit das Wasser sich bewegen, welches glaubwürdig macht, daß in diesem Berge ein tiefer Wasserbehälter ist. Das Wasser springt nicht aus diesen Qvellen, sondern dringet sich ein wenig niedriger am Fusse des Berges durch. Und da fängt eigentlich der Nil an.

II) Die Erläuterung, welche der Abt Gregorius dem Ludolf mitgetheilet hat, sind dem Berichte der Jesuiten gemäß. Er nennt den Ort, wo diese Qvellen sind, Seeut. Danville, in der Charte vom Oestlichen Aethiopien, die in dem Werke des Abts le Grand befindlich ist, setzet sie ohngefehr zwischen den zwölften Grad der Breite und drey und funfzigsten Grad der Länge.

III) Die Erzählung der Paters Pays und Lobo hat nicht jedermann überzeugt: viele ziehen diese Entdeckung in Zweifel. La Croze giebt hierüber sehr freymüthig seinen Gedanken in der Historie von dem Aethiopischen Christenthum. Drum beklagte sich Lobo zu der Zeit, da er es schrieb, daß es verstockte Leute gäbe, die nicht einmal denenjenigen, die an diesen Oertern gewesen wären, Glauben beymessen wollten.

IV) Ohne

IV) Ohne den Jesuiten gleich vorrücken zu wollen, daß ihre Absicht gewesen wäre, dem Publico was zu bereden, so kann man ihnen doch nach meiner Meynung diesen genug gegründeten Vorwurf machen. Sie kündigen diese Entdeckung mit Nachdruck *) als eine ganz neue Sache an, die die Abißiner selbst nicht gewust haben und man blos dem Fleisse der Portugiesen zu danken hat. **) Unterdessen ist es bewiesen, so gar durch die Erzählung dieser Väter, daß die Agaus, Einwohner von Sacala, die zwo ersten angegebenen Qvellen des Nils kennen.

Nach dem Lobo, ist ein Dorf um die Gegend ***) derselben Fontainan, von welcher die Agaus ihm viel besondere Dinge berichtet haben. Der Verfasser bemerkt, daß die Priester des Lands alle Jahre eine Kuh auf dem Berge, wo sie sich befinden, opfern und in eine von den Qvellen des Nils den Kopf davon stecken. Was Kirker hinzufügt, daß zuerst ein Portugiese dem Kaiser und seiner ganzen Armee diese Qvellen gezeigt habe, ist Unwahrheit, worüber Isaac Vos-

*) Siehe den Bericht des P. Pays, der in der III. Dissertation des P. le Grand eingerückt ist.

**) Dieses sagt Lobo fast in eigenen Worten, in seinem historischen Berichte von Abissinien. S. 111.

***) Einen Schleiderwurf weit, sagt Lobo, in seinen historischen Berichte von Abissinien. Der P. Pays aber setzt das Dorf eine Meile von diesen Qvellen und nennt es Quix.

Voßius mit Recht spottet. *) Man verringert oft die Sache, wenn man sie gar zu gültig machen will. Eine bescheidenere Erzählung wäre vielleicht ohne Widerspruch aufgenommen worden.

V) Die Abeßiner nennen den Nil Abavi, das heißt, der Vater der Flüsse; die Aegyptier Sauveur und verehren ihn wie einen Gott. Heut zu Tage wird er noch von den Agaus angebetet. Ich habe von dem Opfer schon geredet, das ihn die Priester jährlich bringen. Die Privatleute opfern an dem nehmlichen Tage dem Nil eine grosse Anzahl Thiere. Wenn diese Opfer vollendet sind, so reibt sich der Priester, der dieser Ceremonie vorsteht, den Leib mit Inschlitt und Kuhfett, steigt auf einen Holzhaufen, welchen man anbrennt und geht aus der Flamme, sagt Lobo, ohne im geringsten beschädigt zu werden.

VI) Ich halte es nicht für unerwiesen, daß der Abavi und der Nil ein Fluß sey, und weiter unten werde ich die Ursachen dieses Zweifels anführen.

VII) Folgendes erzählt man von seinem Lauf. Der Nil, wenn er von dem Berge, wo er entspringt, fließt, ist nur ein Bach. Aber durch den Zufluß vieler andern kleinen Flüsse, vornehmlich

*) Iste scilicet imperator, sagt Voßius, cum toto exercitu nesciebant Nilum in suis oriri terris et aduocandus erat aliquis ex Europa, qui hoc ipsos doceret. Isaac Vossius de Nili et aliorum flumine origine. cap. 16.

lich des Gemma, der eine Tagereise von seiner Qvelle sich in ihn stürzet, fängt er an ein grosser Fluß zu werden. In der Ebne von Bgad, welche zwanzig Meilen davon ist, wird sein Bette schon so breit, daß eine Musketenkugel kaum von einem Ufer zum andern geht. Hier wendet sich der Nil, nachdem er von Mittag gegen Norden geschlossen ist, gegen Morgen in einem Umfang von neun oder zehn Meilen. Nach diesen geht er in die See Dembee, davon er nur eine von den äussersten Grenzen berührt. Man versichert, daß er hier so leicht fließt, daß er sich mit dem Wasser der See nicht einmal vermischt. Nicht weit davon fällt er von einem hohen Berge mit einem erschrecklichen Geräusche und macht den schönsten und angenehmsten Wasserfall, den man nur sehen kann. Da ist, nach dem Lobo, sein erster Herabfall. Weiter fließt er zwischen den Felsen, welche so nahe bey einander sind, daß man über ihn vermittelst eines Brets setzen kann. Alsdenn läßt er Bagemder gegen Morgen, nimmt seine Richtung erst gegen Mittag, hernach gegen Norden, geht durch Amhara, Helaca, Shewa, und Bizamo und umfließt mit einem langen Umschweif ganz Gojam und steigt wieder so nahe an seine Qvelle, daß er nur neun oder zehn Meilen davon ist, ob er gleich einen Weg von drey hundert Meilen fast zurückgelegt hat, um zu einer solchen Grösse zu steigen.

Wenn er Bizamo verlassen hat, biegt er sich ein wenig gegen Morgen, wendet sich nach diesen gegen Norden und durchfließt wilde und wenig bekann-

bekannte Länder, welche von Völkern bewohnt werden, die keine bleibende Wohnung haben. Lobo sagt, daß diese Gegenden sehr groß sind, daß sie die Abissiner nur zu Anfange des letzten Jahrhunderts entdeckten und so eine geringe Erkenntniß davon hätten, daß sie sie nur Adis-Alem oder die neue Welt nennten. Fazelo und Ambarca sind nach seiner Meinung, die vornehmsten Gegenden dieser Wüsten. Ludolf nennt die wilden Einwohner Shankela.

Der Nil geht alsdenn durch Nieder-Aethiopien oder Sennar, durch welches er die Länge durch, von Mittag gegen Norden fließt und nach seiner Art viele Umwege, bald nach Abend bald nach Morgen zu, macht. Ehe er dahin kommt, nimmt er die Flüsse Tacaze und Guange an sich. In Abrim, welches ein Theil von Nubien ist, wird er wegen der Felsen, die sein Bette umgeben, unschiffbar. Die Reisenden, welche von Abißinien und Sennar, nach Aegypten gehen wollen, lassen ihn zur Rechten und reisen funfzehn Tage lang durch eine sandigte Wüsten, wo sie weder einen Baum noch eine Quelle antreffen. Also kommen sie nach Rist oder Ober-Aegypten und schiffen sich wieder auf den Nil ein. Ist er endlich durch ganz Aegypten geflossen, so verlieret er sich durch verschiedene Canäle in das Mediteranische Meer. Mit allen Umwegen, die er macht, kann man wenigsten von seinem Anfang bis zu seinem Ende achthundert Meilen rechnen, und es ist kein Fluß bekannt, der grösser wäre.

VIII, Die

VIII. Ueber die Wahrheit dieser Beschreibung kann man keine Bürgschaft stellen. Von Bizamo an verliert sich der Nil in die Gegenden von Fazelo und Onbarca, grosse Wüsten, sagt Lobo, von denen man wenige Nachricht hat. Rassela Christos, General der Abißinischen Armee wollte 1615. den Krieg in diese Königreiche spielen; aber er erstaunte über ihre entsetzliche Grösse, kehrte um und unternahm nicht das Geringste. Er gab ihnen auch den Namen Adis-Alem, oder die neue Welt. Da diese Länder so wenig bekannt sind, welche für die Abißiner selbst einigermassen eine neue Welt ausmachen, wer wird behaupten, daß der Nil oder der Abavi sich darin nicht ganz verliere, oder daß es ohne allen Widerspruch der nehmliche Fluß ist, den man in Sennar wieder findet? Eine neue Schwierigkeit ereignet sich wegen des Durchganges durch Abrim, einer sandigten Wüste von Nubien, die die Caravanen nur in 15. Tagen durchreisen können. Was wird denn nun in dieser grossen Wüste mit dem Abavi? Der Erdbeschreiber Nubiens giebt vor, er theile sich in zween Arme, davon einer gegen Norden durch Aegypten, der andre gegen Abend durch Nigritien flösse: welches einigen Erdbeschreibern Anlaß gegeben hat, den Niger für einen Arm des Nils zu halten. Zu besserer Erklärung dieser verschiedenen Zweifel brauchte man noch viel mehr Nachrichten, als man von Tellez, Lobo und andern Portugiesischen Jesuiten entlehnet hat, derer ihre Entdeckungen vielleicht gar zu sehr herausgestrichen worden sind.

Danville, in seiner 1749. herausgekommenen schönen Charte von Afrika, erwehnt die angegebenen Quellen des Nils gar nicht und sagt so gar in einer seiner kurzen Anmerkungen, daß wir noch ganz und gar nicht wüsten, wo der Nil entspringe. Das ist ein formaler Widerruf desjenigen, was er 1727. in seiner Charte vom Oestlichen Aethiopien behauptet hat.

Sechstes Hauptstück.

Von den Produkten in Abißinien.

§. 1.

Natürliche Fruchtbarkeit der Länder. Unterschiedliche Arten von Pflanzen und Gewächsen.

Nachdem, was ich in vorigen Kapitel von Abeßinien gesagt habe, wo ich es als ein Land voller Gebürge beschrieb, würde man sich natürlicher Weise einen sehr mittelmäßigen Begriff von der Fruchtbarkeit dieses Landes machen. Unterdessen ist der Ueberfluß so groß, daß man an manchen Orten in einem Jahre dreymal Ernte hält, wenn dem Ludolf zu glauben ist. Lobo redet nur von zwoen, die kaum eine gute betrügen. *)

Das

*) Die Ernte, sagt er, geschieht des Jahrs zweymal, welches das wenige, was die Erde jedesmal giebt, noch einigermassen ersetzt.

Das Land giebt Weitzen, Gersten, Hirse und eine besondere Art Getraide, der Tef genannt, welches den Ruch und Geschmack, aber nicht die Gestalt des Rocken hat. Von seinen Körnern, die noch kleiner sind als der Monsaamen, macht man sehr gutes Brod. Den Haber betrachten die Abißiner wie eine wilde Pflanze, die zu nichts taugt, und auf den Feldern einen so unnützen Platz als das Unkraut einnimmt. Das Gras, das sehr groß und stets in Ueberfluß ist, ist für das Futter der Pferde, welchen man auch ein wenig Gerste giebt, hinlänglich. Es ist daselbst so wohlfeil, daß in den gemeinen Jahren ein Maaß Getreide, das zwey und zwanzig Pfund wiegt, kaum nach unsrer Münze sechszehn oder zwanzig Pfennige kostet.

Ungeachtet dieser natürlichen Fruchtbarkeit des Landes, ist es doch der Unbequemlichkeit des Mangels unterworfen. Denn die Einwohner sind faul, arbeiten nur zur Nothdurft und begehn die Unvorsichtigkeit, weder Korn noch Futter für die unfruchtbaren Jahre zu sammlen. Daher kommt es, daß, wenn die Erndten in die zwo Jahrszeiten, entweder wegen der Heuschrecken oder anderer Ursachen, nicht gerathen, Menschen und Vieh aus Mangel der Nahrung elendiglich umkommen müssen.

Die Bäume und Wiesen sind hier stets grün. Erstere aber bringen wenig Früchte, weil sie schlecht gewartet werden. Es wachsen auch vortrefliche schwarze Rosinen, woraus gar leicht

Wein gemacht werden könnte, wenn man die Trauben vor ihrer völligen Reife sammlete und an einem kühlen Ort preßte. Aber die Abeßiner wissen vom Weine nichts. Die gemeinsten Früchte sind Pfersiche, Citronen, Grenadäpfel und Mandelkörner. Sie haben weder Aepfel noch Birnen, die den unsrigen gleichten. Die Indianische Feige, welche die Araber Mauz nennen, findet man in etlichen Gegenden. Sie hat die Gestalt und Grösse einer Gurke, einen vortreflichen Geschmack und angenehmen Geruch.

Unter die natürlichen Seltenheiten dieser Art rechnet der Pater Lobo einen Baum, dessen Beschreibung mir wichtig geschienen hat. „Seine „Blätter sind so groß, daß zwey einen Menschen „ganz bedecken können. Er heißt Ensete, und „ist von einer wunderbaren Nutzbarkeit. Weil „seine Blätter sehr lang und breit sind, so tape„zirt man die Stuben damit aus. Sie dienen „auch zu Fußdecken, Tischtüchern und Serviet„ten, und das Grüne daran ist sehr schön. Wenn „sie drocken sind, so zertheilt man sie wie den „Hanf, man färbt sie auf allerley Weise und „macht sehr schöne Stoffe daraus. Die Aeste „und die dicken Stengel der Blätter werden zer„rieben, woraus ein klares und weises Mehl wird, „welches, wenn man es mit Milch anfeuchtet und „kochet, eine delicate Speise ist. Der Stamm „und die Wurzeln, in kleine Stücken zerhauen „und auf die nehmliche Art gekocht, ist noch eine „kräftigere Nahrung und die armen Reisende ha-

„ben

„ben gar keine andere Speise. Daher hat man „den Ensete, den Baum wider den Hunger „oder den Baum der Armen genannt, ob ihn „*gleich* die Reichen bey Gastmalen auftragen las„*sen.* Wenn man ihn sieben oder acht Zoll von „der Erde hoch abschneiden läßt, so treibt er eine „grosse Anzahl Sprößlinge heraus. Die Abes„siner glauben, daß er mit einer Art von Empfin„dung begabt ist, und daß er Seufzer ausstößt, „wenn *man* ihn übel behandelt. Wenn sie dero„*halben* einen Ensete umhauen wollen, so sagen „sie, wir wollen ihn tödten. Auf seinem ober„sten Gipfel wächst eine lange Hülse, welche fünf „oder sechs Feigen von sehr mittelmäßiger Eigen„schaft hat.„

Man sammlet in Abeßinien eine grosse Menge Baumwolle und Zuckerröhre. Der Seesbaum ist auch nicht weniger gemein; aber Lobo hat Unrecht, wenn er sagt, daß man diese Pflanze nur in dem Gehölze von Aethiopien sähe. Man findet sie eben so häufig in den Oestlichen Asien, als in diesem Theile hier von Afrika. Sie wächst, wie ein kleiner Strauch, nicht höher als einen Ellbogen. Ihre Blüthe ist gelb und mit rothen Fäserchen gestreift.

Eben diese Gegend bringt zwo andere Officinelpflanzen hervor, die uns ganz unbekannt sind. Eine, welche der Pater Tellez Amadmagdo nennt, thut trefliche Dienst bey Heilung der Beinbrüche. Die andere, welche er Assazoe heißt, hat, sagt er, die Kraft, die Schlangen

einzuschläfern und unbeweglich zu machen, nicht allein wenn sie sie berühren, sondern wenn sie auch nur unter ihren Schatten sind. Daß aber die Kraft dieses Baums so gar in den Personen, die von seinen Blättern essen, viele Jahre lang dermassen bleibe, daß sie ohne Furcht unter den giftigen Thieren gehen könnten, verdient gar keinen Glauben, wenn auch schon Ludolf dieses Märchen zu glauben scheint.

§. 2.

Vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, Insekten.

Wegen der guten Weiden in Abißinien giebt es eine grosse Menge von allen Arten wilder Thiere. Um einen rechten Begrif von diesen Ueberfluß zu machen, so ist es genug, wenn wir anzeigen, daß ein Ochse von der ersten Größe, das ist, ein stärkerer als ein Ungarischer und Rußischer Ochse *), gemeiniglich nur zwey Thaler, und neun Zickel und fünf oder sechs Schaafe etwa einen Thaler kosten. Die Mastochsen werden nur mit Milch gefüttert und bekommen des Tags die Milch von drey oder vier Kühen. Ihre Hörner sind so groß, daß man zwanzig Maaß Wasser hereinfüllen kann; die Abißinier bedienen sich auch derselben statt der Krüge. Es giebt eine andere

*) Der Pater Lobo versichert, daß ein Mastochse so viel beträgt als zween Portugiesische Ochsen. Elian hat das nehmliche von den Aethiopischen Ochsen behauptet.

dere Art kleinere Ochsen, die man zum Ackerbau und andern Arbeiten gebraucht. Diese letztern haben keine Hörner oder sie sind sehr klein, weich und so krumm, daß sie ihnen um die Stirne gehn.

Die Abißiner legen sich vornehmlich auf die Kühzucht, weil die Milch ihre vornehmste Nahrung ist. Da man hier keine zum essen schlachtet, so vermehren sie sich über alle Maasse. Sie haben eine besondere Gewohnheit. Jeder, der tausend Kühe hat, ist verbunden seinen Anverwandten jährlich ein Gastmahl und ein Milchbad zu geben. Hat er zwey tausend, so giebt er auch zwey Gastmähle und zwey Milchbäder, und drey, wenn er drey tausend Kühe besitzet, und so von Tausend zu Tausend. Will man eines Mannes Reichthum bestimmen, so sagt man, er hat so und so viel tausend Kühe und badet seine Familie jährlich in der Milch so und so vielmhl. Auf dieses Vieh legt der Kaiser aller drey Jahren eine Schatzung, welche in Natura bezahlt wird, nehmlich für zehen eine Kuh, die man mit den Wappen des Kaisers zeichnet, welches Tucus oder eine gebrannte Wunde heißt. Dieser Tribut ist nicht einer von den geringsten Einkünften des Negus.

Man sieht in Tigre und Gojam unter den Völkerschaften der Agaus die zahlreichsten Heerden, und man kann sagen, daß die Felder gleichsam damit bedecket sind. Auf der Seite von Suaquen giebt es etliche irrende Zünfte, die sich einzig und allein von ihrem Vieh erhalten. Sie

ändern nach den Jahrszeiten ihre Wohnungen, treiben auf die besten Weiden, sind des Sommers auf den Bergen und des Winters in den Ebnen.

Die Abeßinischen Pferde sind stark, wohl gestaltet und voller Feuer. Le Grand sagt in seiner dritten Dissertation, daß es wilde Pferde gäbe, die wie die Ochsen gespaltene Füsse, zwey kleine Hörner an der Stirne, und den übrigen Theil des Körpers, wie andere ordentliche Pferde, hätten. Die Abißiner spannen sie weder an Pflug noch brauchen sie sie zu andern Verrichtungen, gleich als wenn sie befürchteten, sagt Ludolf, sie zu erniedrigen. Sie brauchen sie nur im Kriege und zum Reiten.

Die Maulthiere und Maulesel sind die gewöhnliche Lastthiere der Reisenden. Sie haben einen sanftern und sichern Tritt, vornehmlich in Gebürgen, welche in grosser Anzahl in Abeßinien sind. Es ist auch das beste Vieh des Landes zum Aufpacken; denn die Camele taugen blos in den ebnen Strassen, wo sie durch den brennenden Sand geduldig gehen, aber ihr Huf ist viel zu weich, als daß sie in den steilen und steinigten Wegen fortkommen könnten.

Es giebt in den Abeßinischen Wäldern ein besonderes Thier, Zeura oder Zecora genannt, welches man in die Classe der Maulesel setzen könnte, ob es gleich von ihm sehr unterschieden ist. Es gleichet ihnen an der Grösse und den langen

gen Ohren. Sein Haar ist wie Seide so weich und der Leib mit schwarzen und weißlichen Flecken gezeichnet, die zwey Finger breit, cirkelrund und so wohl geordnet sind, daß sie mit den Pinseln gemahlt zu seyn scheinen. Wenn es läuft, nimmt es den Kopf zwischen die Beine und springt zuvor von hinten und vorne. Es ist ein wildes Thier, aber man kann es leicht zahm machen, und muß sehr rar seyn, indem ein Indianischer Kaufmann eines für den grossen Mogul mit zwey tausend Zechinen bezahlte.

Die Portugiesen haben Unrecht, den Zeura mit dem wilden Esel zu verwechseln. Letzterer ist kleiner, hat Hörner und wie der Hirsch gespaltne Füsse, auf dem Leibe einen weisen Streif, welcher von dem Hinterschenkel bis an das Knie geht. Der übrige Theil ist aschenfarbig; das Haar sehr hart, aber das Fleisch weich und delicat. Die Caffer nennen ihn Merus.

Unter andern wilden Arten von Thieren ist auch der Bada zu merken, welcher von der Grösse eines zweyjährigen Füllen ist und ja nicht mit dem Rhinoceros vermengt werden muß. Er hat zwey Hörner auf dem Kopfe, eines vorne, welches ungefehr zween Fuß lang, dicke, schwarz oder braune und an der Spitze gebogen ist; das andre hinten, und ist kürzer und dünner als das erste. Seine Knochen, zu Pulver gestossen, sind ein vortrefliches Mittel wider alle Arten von Beulen.

Lobo und Tellez sagen, man fände hier viele Arten von Löwen, vornehmlich diejenigen, welche man Voyaux nennt, davon einige von Schwanz bis an Kopf acht Ellen lang sind. Sie sind so grausam, daß jedes Thier bey ihrem Anblick zittert. Ihre muthigsten Ochsen werden von einem solchem Schrecken überfallen, daß man an ihrem ganzen Leibe einen merklichen Schauer gewahr wird. Unterdessen werden diese Zerstörer ihren Heerden von den Abißinischen Hirten alle Tage angegriffen und gemeiniglich besiegt, weil dazu mehr Geschicklichkeit als Muth gehört.

Die Elephanten sind so gemein, daß man sie Heerdenweise in den Ebnen und in Wäldern, wo sie am liebsten sind, antrift. Sie thun dem andern Wild keinen Schaden und fallen so gar selten die Menschen an; aber sie richten grausame Verwüstungen in denen Feldern an, sie fressen oder verheeren alle Feldfrüchte auf ihrem Zuge, verwüsten die Gärten, reißen die jungen Bäume nieder oder zerbrechen mit ihren Rüsseln die Aeste davon ab, welches ihre Nahrung ist. Sie bahnen sich in den Wäldern Wege, welche grossen Strassen gleichen. Die Natur scheint für ihren Unterhalt gesorgt zu haben, indem sie hier in Menge Bäume in der Grösse der Kirschbäume wachsen läßt, in deren zarten Holz ein Mark ist, das dem Hollunder gleicht und ihnen zur Nahrung dienet.

Man versichert, daß, wenn sie sich einmal wohin gewendet haben, sie einigermassen die

Rechte

Rechte der Gastfreyheit beobachten, wenn man sie nur ruhig läßt. Eine Elephantin, da sie in einem Felde, das bald abgehauen werden sollte, geworfen hatte, blieb viele Tage daselbst und mache weiter keinen Schaden, als den sie bey ihrem Einzuge verursacht hatte. Der Herr des Feldes brauchte im Gegentheil die Vorsicht, ihr kein Leid zu zufügen und so bald ihr junger Elephant ihr folgen konnte, gieng sie geruhig fort. Der Abißiner, der sich für glücklich hielt, wenn er dieser gefährlichen Gäste überhoben seyn könnte und in Furcht stund, sie möchten wiederkommen, eilte mit Hülfe seiner Nachbaren sein Feld einzuernten. Diese Vorsicht war nicht umsonst; denn folgende Nacht versammleten sich die Elephanten von den benachbarten Walde, um es zu verheeren; aber man hatte so gut eingeerntet, daß sie nicht einen Strohalmen fanden. Der Abt Gregorius hat diesen Umstand dem Ludolf erzählt. Der teutsche Verfasser sagt, daß die grossen Zähne dieser Thiere, umgekehrte Hörner sind, welche aus der Hirnschale und nicht aus den Kienbacken wachsen und folglich für keine Zähne gehalten werden könnten. Ihr Rüssel ist ein grosser Knorpel, der sich mit drey Arten von Spitzen endiget, mit welchen sie die kleinsten Sachen auflesen können. Man macht sie hier nicht zahm und niemand läßt sichs einkommen, sie zum Krieg oder andern Gebrauch abzurichten. Man würde auch davon in diesen bergichten Gegenden keinen grossen Nutzen haben.

Man

Man findet in Abeßinien auch Rhinoceros, Tiger, Leoparden, Hyänen, wilde Schweine, Wölfe, Füchse, Hirsche, Kaninchen und Hasen. Die Wölfe, wenn sie auf den Feldern nichts mehr finden, versammlen sich um die Dörfer und tragen so gar aus den Häusern die Kinder mit sich weg. Die Affen finden sich zu tausenden, vornehmlich auf den Gebürgen und sie sind eine Geissel für das Land; indem sie Felder und Gärten verwüsten. Sie leben meistens von wilden Früchten, Ameisen, Würmern und andern Insekten, welche sie mit einem Fleisse, der ihnen eigen ist, aufsuchen, daß sie so gar, wie man sagt, grosse Steine aufheben, die die Wohnung dieser kleinen Thiere bedecken. Ludolf bringt einige Märchen vor, welche ich nicht der ernsthaften Geschichte würdig halte und deswegen unterdrücke. Er erwehnt eines kleinen Thiers, welches viel von einem Affen hat, ob es gleich nicht so dicke ist. Das Fell ist von vielerley Farben, am meisten himmelblau. Es ist so kürre, daß man es ohne Mühe fangen kann; aber unter einer andern Himmelsgegend dauert es nicht lange. Ein Abißinischer Poet macht einen vortheilhaften Begriff in drey Aethiopischen Versen von seinem kürren Wesen. Hier ist der Inhalt:

Ich thue Menschen kein Leid;
Ich verderbe nicht die Ernten
Mit Unrecht würde man mich also hassen.

Der Girafa, welchen die Araber Zurafa und die Abißiner Giratakacin, das heißt, kurzer

zer Schwanz, nennen, hat einen langen und schmalen Hals, wie das Camel und ein fleckigt Fell, wie der Leopard. Wir nennen es gemeiniglich Cameleopard. Der Leib ist höher, aber viel schmächtiger als des Elephanten seiner. Tellez und Mendez geben ihm neunzig Zoll oder acht Fuß in der Höhe und behaupten, daß ein Reiter unter seinen Bauch ohne sich mit seinem Helm zu bücken, gehen kann; *) welches einer Portugiesischen Lügen nicht unähnlich sieht. Seine Schwanzhaare sind so rund, so fein und glänzend, daß man artige Armbänder daraus verfertigt.

Manuel d'Almaida, Johann Gabriel, Balthasar Tellez und andre Jesuitische Mißionarien versichern, sie hätten in Abeßinien Einhorne gesehen, vornehmlich in Damot und Gojam. Man brachte ein junges Einhorn einem von diesem Paters, aber er konnte es nicht aufziehen, so zärtlich war es. Es ist ungefehr so groß als ein kleines Pferd. Es hat schwarzbraunes Haar, einen schwarzen Schwanz und schwarze Mähnen, welche manchmal dick und lang, manchmal aber wegen der Verschiedenheit der Oerter sehr kurz sind. Mitten aus der Stirne geht ein glattes, sehr weisses und mit gelben Streifen gezeichnetes Horn von mehr denn drey Fuß lang. Es ist auch sehr furchtsam und rettet sich mit eben der Geschwindigkeit als der Hirsch, wie nicht weniger ein

*) Infra eques inoffensa galea decurrit, sagt Mendez in der dritten Dissertation des le Grand.

ein sehr seltnes Thier, von dem die alten und neuen Erzählungen widersprechende Beschreibungen machen. Nach meiner Meinung thut man sehr Unrecht, wenn man sein Daseyn ungeachtet der glaubwürdigen Zeugnisse so vieler Reisenden, läugnet. Man muß es nicht mit dem Seeeinhorne verwechseln, welches die Grösse eines Wallfisches und auf der Stirne ein zwölf oder funfzehn Fuß langes und an manchen Orten eingebogenes Horn hat. Man sieht auch dieses Thier auf den Küsten von Island und Grönland und fieng im Jahre 1644. eines auf dem Ufer der Insel de la Tortue.

Von Vögeln ist derjenige, welchen Ludolf Casuarius und die Afrikaner gegen Morgen Eme nennen, bey nahe von der Grösse eines Strauses. Er flieget wegen seiner Schwere sehr langsam, aber er läuft mit einer ausnehmenden Geschwindigkeit. Man giebt vor, daß er einen natürlichen Widerwillen wider den Hund besässe, und ihm alle Arten von Schlangen bekämen, welches vermuthen läßt, daß sein Fleisch ein vortreflliches Gegengift wider das Gift dieser Thiere seyn muß.

Feitam Favez oder das Pferd des Teufels gleicht, nach dem Lobo, einem Menschen der mit Federn umgeben ist, ob es gleich nur die Grösse eines Storchs hat. Es geht sehr gravitätisch und läuft erstaunend schnell. Wenn es verfolgt wird, bedient es sich der Flügel und fliehet gähling.

Der

Der Vogel, welchen eben der Autor Cardinal nennt, hat lichte rothe Federn, ausgenommen unter dem Leibe, da er ganz dunkel roth ist.

Es giebt eine Art weisser Nachtigallen die einen Swanz von vierzehn oder funfzehn Daumen lang haben. Es scheint nicht anders, wenn sie fliehen, als wäre ihnen ein pappierner Schwanz angebunden.

Die Rebhühner, davon man unterschiedene Arten sieht, sind so dicke wie die Kapaunen. Es giebt auch viele Sorten von Tauben und Turteltauben. Doch trift man in diesem Lande nicht allenthalben Geflügel an.

Der Morock oder der Vogel des Honigs, hat einen besondern natürlichen Instinct, die unterirdischen Löcher zu entdecken, worein einige Bienen ihr Honig tragen. Es ist so angenehm, als das Honig aus ordentlichen Stöcken, ob es gleich ein wenig schwärzer ist. Wenn der Morock eines von diesen Löchern bemerkt, so begiebt er sich auf den Weg und bemüht sich mit seinem Zwitschern, Flügeln und andern Bewegungen den Vorübergehenden die Entdeckung zu machen. Wenn er merkt, daß man auf ihn hört und ihm folgen will, so flieht er von Baum zu Baum und begiebt sich an den Ort, wo das Bienennest ist. Da verdoppelt er sein Zwitschern und schlägt viel gewaltsamer mit seinen Flügeln. Zu diesem Gewerbe sind die Abißiner gemacht, sie lassen dem Vogel zur Belohnung seiner guten Dienste einen

kleinen

kleinen Theil Honig. Man versichert, daß es weder Adler noch Kukuk in Abißinien giebt, ob man hier gleich sonst die meisten Vögel, die man in Europa hat, findet.

Von Fischen ist der merkwürdigste das Seepferd, *) welches die Ethiopier Bihat nennen. Es ist ein Amphibium, welches in den Flüssen schwimmt und auf den Wiesen weidet. Wenn man ihm begegnet, ist man in grosser Gefahr, so wohl auf dem Lande als auf dem Wasser, wo es wohl manchmal kleine Barken, die ihm begegnen, umwirft. Nur am Kopfe und vornehmlich an Ohren gleicht es einem Pferde. Plinius sagt, es wiehere und habe lange Mähnen, ob es gleich auf dem Leibe nicht ein Haar hat. Es ist noch einmal so dicke als ein Ochs, hat einen ungeheuern Kopf, auf der Stirne eine Art von Stern, lange und breite Zähne mit zwo viel längern Hauzähnen, sehr kurze und dicke Beine gleich gespaltene, nach dem Lobo und ungleich gespaltne Füsse nach dem Le Grand; ein schwarzes, dickes und so dauerhaftes Fell, daß die Lanze und die Muskete nichts vermögen, wenn sie nicht an einige empfindlichere Theile treffen. Wenn es auf dem Trocknen ist, lebt es von Kräutern und

Aesten

*) Das Ufer-Pferd, so nannten es die Griechen und Römer. Einige Neuere nennen es Seekuh, doch giebt es auch welche, die die Seekuh und das Seepferd unterscheiden. Das Seepferd hat den Leib eines Meerschweins und den Kopf eines Pferds, und ist in nichts dem Seepferde des Ludolfs ähnlich.

Aesten der Bäume, und verdirbt so viel Futter zugleich als es verzehret. Man sagt, es sey ein sehr melankolisches Thier, und vielen Krankheiten, vornehmlich dem Krampf und dem Podagra, ausgesetzet, davon ihm der heftige Anfall so sehr schmerzte, daß es nicht Kraft behielt, sich wider die Jägers zu vertheidigen. Man tödtet es wegen seiner Zähne, die weißer als das schönste Helfenbein sind und nicht so leichte gelb werden. Man findet eine grosse Menge Seepferde in der See Dembee. Der Tacaze and Nil ernähren auch viel Krocodille. Das Angue ist ein anderes Amphibium, es hat vier Füsse, einen so langen aber schmächligern Leib als eine Katze; keine Haare, einen häßlichen Kopf, und einen Schwanz, wie eine Schneide eines Degens, womit es sehr gefährliche Wunden machen kann.

Der Torpille ist ein sehr gemeines Thier im Afrikanischen Meere; man sagt, daß von dessen Anrührung die Glieder erstarren und der Fischer so gar diese Wirkung bis an die Hand empfände. Das wusten die Alten allein von diesem Thiere, und nannten es daher Torpedo; die Neuern aber legen ihm mehre Eigenschaften bey. Tellez erzählt, daß der Pater Almeida einen in seine Hand genommen und so einen heftigen Schmerz im ganzen Arme empfunden, daß er ihn plötzlich weggeworfen hätte. Man fügt noch hinzu, daß die Abeßiner damit die gefährlichsten Fieber heileten, indem sie einen Torpille an den Leib des Kranken, den man an eine Tafel gebunden hätte,

 hielten.

hielten. Es ist eine erschreckliche Marter, wenn sie aber überstanden ist, bleibt es aus. Kurz einige Abeßiner glauben ganz gewiß, daß es die Kraft hat, den Teufel auszutreiben. Nach der gemeinen Meynung schläfert es durch sein Annähern die Fische ein, und frißt sie alsdenn auf. Einige Seefahrer versichern, daß, wenn man den Athem recht stark an sich hielte, man keine von dem ihm beygelegten Wirkungen empfände. Bey alle dem verliert es diese schädlichen Eigenschaften, wenn es tod ist, und das Fleisch kann ohne Gefahr gegessen werden.

Le Grand lehrt uns auch, daß es in dem Aethiopischen Meere einige Wallfische, viel Haye und Schildkröten gäbe. Letztere haben einen Feind, der ihnen grausam nachstellt, ob er gleich bey nahe von ihrer Art ist. Der Verfasser nennt ihn Sapi. Seine Länge ist ohngefehr sechszehn Zoll. Er hat fast eine ganze schwarze Haut, einen sehr langen Hals und eine drey Finger breite Schuppe. Er verbirgt sich in die Felsen und lauert daselbst auf die Schildkröten, beynahe auf die Weise wie der Iltis den Kaninchen nachstellt. Die Abeßiner bedienen sich derselben bey ihren Fischereyen; indem sie an seinem Schwanz eine lange Schnure binden. Hat nun dieser Meer-Iltis seine Beute erhascht, so saugt er das Blut aus und läßt sie nicht wieder fahren. Der Fischer zieht nur seine Schnure heraus, woran er den Sapi und die Schildkröte findet.

Die Schlangen sind hier so dick und gefährlich als in Indien. Einige davon haben eine schup-

schuppichte Haut, die der Rinde einer alten Eiche dergestalt gleicht, daß man sie von weiten für abgehauene Aeste ohne Blätter hält. Die Chersyder, welche nichts dicker als die Natter sind, halten sich gemeiniglich in Wasser auf, doch können sie auch ausser demselben leben. Ihr Gift ist tödtlich, vornehmlich in Sommer wenn die Moräste ausgetrocknet sind, wo sie sich aufhalten; denn die Hitze und der Durst machen sie alsdenn wütend. Die angeführten Scribenten erwehnen auch einiger Schlangen, deren Hauch gleich tödlich ist. Sie sind nicht sehr lang, haben einen langen Rachen, einen dicken Bauch und eine Haut mit schwarzen, braunen und gelben Flecken. Sie verkriechen sich ordentlicher Weise unter die Kräuter oder die Sträucher. Diese gefährlichen kriechende Thiere hohlen auf einmal sehr stark Athen, halten ihn eine Weile an, hauchen ihn alsdenn aus und vergiften alles, was um ihnen ist. Lobo ist es wieder, der diesen so ausserordentlichen Umstand erzählt. Er versichert, daß, als er einstmals vier Schritte von einer solchen Schlange gestanden hat, er ausserordentlich diese Nachbarschaft gefühlet, und blos durch den Bezoardstein, den er auf seinen Reisen stets bey sich trüge, sein Leben gerettet habe. Die Abeßiner, die diese Schlangen gewohnt sind, tödten sie mit krummen Stöcken und verheeren ihre Eyer, indem sie sie von Ochsen und Kühen zertreten lassen.

Die Heuschrecken sind eine andre Geisel für Aethiopien; eine um desto fürchterliche Geisel, je

allgemeiner sie manchmal ist. Was ich von den Verwüstungen, die sie in den Mitternächtlichen Afrika anrichten, gesagt habe, *) kann man auf Abeßinien wenden, und mich einer ausführlichen Erzählung überheben. Man versichert, daß es eine Speise ist, die unter den Afrikanern allgemein beliebt ist. Die Schrift versichert uns, daß sie der Täufer Johannis in der Wüsten aß.

Man unterscheidet hier vier Arten von Anmeisen, die größten davon heissen Gundan, versammlen sich zu Tausenden, ziehen gleichsam in einer Schlachtordnung und lassen betrübte Spuren hinter sich. Sie thun dem Getreide gewaltigen Schaden, welches sie auf dem Felde gleich verzehren, ohne es erst wegzutragen. Nur die kleinen Anmeisen bauen sich Vorrathskammern.

Unter den vielen Arten von Bienen, welche vermöge des grossen Ueberflusses den sie an Honig und Wachs hervorbringen, den größten Reichthum in Ober-Aethiopien ausmachen, giebt es eine Art, die ihre Honigstöcke unter die Erde baut. Wahrscheinlicher Weise redet von dieser Lobo, und sie hat an den Moroc einen sehr gefährlichen Feind. Ludolf berichtet, sie wären sehr schwarz und hätten keinen Stachel, welches sie nöthiget, sich in Löcher zu verkriechen, um daselbst ihre Honigseime in Sicherheit zu setzen. Sie geben sehr weißes Wachs und einen sehr süssen wilden Honig, ob er gleich ein wenig schwarz ist.

§. 3.

*) Siehe den 10ten Theil.

§. 3.

Metalle, Mineralien, Foßilien.

In einem so bergigten Land müssen natürlicher Weise in grossem Ueberfluß Foßilien und Metalle zu finden seyn. Aber die Abeßiner haben bis jetzo entweder aus Unwissenheit oder aus Besorgniß den Geitz der Türken und Araber zu erregen, kein kostbares Bergwerk entdecket. Das Gold fliesset in ziemlich grosser Menge zwischen den Sand einiger ihrer Flüsse, und bildet sich wahrscheinlicher Weise an dem benachbarten Gebürge, wo es von den Strömen abgesondert ist. Man findet es in Damot, und vornehmlich in Enarea, welches in Gold seinen Tribut bezahlt.

Silber sieht man zwar in dem Lande nicht, aber wahrscheinlicher Weise befindet es sich in einigen ihrer Bergwerke, weil das daselbst gegrabne Bley und Metall so grosse Verwandschaft mit dem Silber hat, daß man es gemeiniglich untereinander gewachsen antrift. Die Kunst, in den Schachten Pulverkammern zu graben und Gänge anzulegen, ist den Abeßinern unbekannt und schickt sich gar nicht zu ihrer Faulheit. Alles Eisen, was sie brauchen, finden sie auf der Oberfläche der Erde, ohne es erst mit vieler Mühe heraus zu graben. Man lieset es auf den Feldern auf, wie in Thieringen und andern Orten von Teutschland, wo es die Kinder nach dem Regen zusammensuchen, weil es alsdenn leichter zu kennen ist.

Das Salz wird in Menge auf den Grenzen von Angot und Tigre in einer Gegend, welche man deshalb das Salzland nennt, gefunden. Es liegt in grossen Haufen Schichtenweise in der Dicke eines gemeinen Ziegels beysammen. Es sondert sich leicht ab, weil es sehr weich in dem Schachte ist; aber an der Luft trocknet es und wird ziemlich feste. Diese Kothen sind unerschöpflich und geben sehr reines und weißglänzendes Salz. Viele Cafiles der Aethiopier holen es in diesen Oertern, laden es auf ihre Maulesel und treiben damit in den benachbarten Ländern einen sehr vortheilhaften Handel. Mendez thut eines besondern Gebürges Erwehnung, wo man rothes Salz gräbet, welches, nach seinem Vorgeben, in der Medecin von grossen Nutzen seyn soll. Der Mennig, stibium, welchen sie Cuchel oder Cohol nennen, *) wird bey ihnen für eine vortrefliche Augensalbe (collyrium) gehalten. Sie bedienen sich dessen nicht allein zur Stärkung des Gesichts, sondern auch zu einer Schminke, die unter den Juden, Arabern und andern Morgenländischen Völkern gebräuchlich ist.

Der Dominicaner Urretra behauptet kühnlich, daß Abeßinien Diamante hervorbrächte, aber

*) Die Wurzel von Collyrium, gleichsam Cohollyrium, sagt Ludolf, welcher bemerkt, daß dieses Wort vielen Morgenländischen Sprachen gemein und so gar in der Spanischen angenommen ist. Zum Exempel das Sprichwort: el polvo de las ovejas Alcohol es para el lobo; der Staub der Schaafe ist eine Augensalbe für die Wölfe.

aber Ludolf setzet es unter die übrige Anzahl Lügen, die dieser Spanische Mönch an das Licht gestellt und versichert, daß so gar auf der Krone des Kaisers falsche Steine wären.

Man findet Perlen und Corallen auf der Küste von Arkiko und in einigen Oertern des rothen Meers. Lobo meynt, daß diejenigen Corallen, welche wie Bäume oder Büsche in der Tiefe dieses Meers wüchsen, weiß wären und wenn man ja an dem Ufer von ohngefehr einige rothe fände, so bekämen sie diese lebhafte Farbe von der grossen Sonnenhitze.

Siebendes Hauptstück.

Von dem Ursprung der Abeßiner und ihren ersten Königen.

Man glaubt, daß die Abeßiner, ein fremdes Volk in ihrem eigenen Lande, aus dem glücklichen Arabien entstanden und von einer Kolonie der Sabeener sind, welche von Asien nach Africa giengen, um sich in Ober-Aethiopien zu setzen, von da sie nur durch die Meerenge Babelmandel geschieden waren. Ihr Nahme Habesh, welcher einen Zusammenfluß oder eine Vermischung Menschen bedeutet, scheint ihren fremden Ursprung zu beweisen; überdieß giebt es noch andre merkliche Unterschiede unter den Abeßinern und natürlichen Aethiopiern. Die letztern

haben breite Nasenlöcher, sehr dicke Lippen, eine schwarze Gesichtsfarbe, kurze und krause Haare, anstatt daß die Abeßiner eine angenehme Physionomie, regelmäßige Gesichtszüge, langes Haar und mehr grüngelbe als schwarze Farbe haben.

Die Epoche ihrer Transmigration kann man ganz genau nicht bestimmen; aber vor einer sehr langen Zeit muß es geschehen seyn, weil sie Eusebius zur Zeit des Ausganges der Israeliten aus Aegypten und Syncellus zur Zeit der Richter erzählt. Die Sabeener, welche vom Stamme Hamiar waren und die Griechen verstümmelter Weise Homeriten nannten, machten ein mächtiges Volk aus, welches Arabien wegen seiner unbändigen Bevölkerung nicht erhalten konnte und sich von Zeit zu Zeit in den benachbarten Gegenden ausbreitete, wohin es zahlreiche Kolonien schickete.

Die Araber sollen diesen neuen Einwohnern Ober-Aethiopiens den Nahmen Habesh gegeben haben. Die Europäer sprechen ihn verschiedlich aus, daher auch folgende als: Abaßiner, Abeßiner, Abißiner, Abaßinien und Abeßinien ꝛc. entstanden sind. Sie selbst betrachten ihn seit einiger Zeit als eine schimpfliche Benennung und bedienen sich desselben weder in gemeinen Leben noch in Büchern. Sie nennen sich nicht anders als Itjopjaviam und ihr Land Mangheshta-It-jopja, *) woraus die Griechen und Lateiner die Nahmen Aethiops und Aethiopia gemacht und sie nicht allein auf Ober- und Nieder-Aethio-

*) Das Reich Aethiopiens.

Aethiopien und ihre Einwohner, sondern auf alle Länder und Völker, die in Aegypten von Mittag oder Morgen bis jenseit des rothen Meers liegen, Arabien nicht ausgenommen, ausgedehnet haben. Die Abeßiner, um den Theil von Aethiopien, den sie bewohnen, besonders zu unterscheiden, nennen ihn Geez-Asi oder Ag-Asan, das ist das Land der Reisenden oder Freyen; denn Geeza ist das Stammwort und bedeutet bald Strasse bald Freyheit. Vermöge der andern Bedeutung haben sie sich von Ungefehr, zur Zeit ihres Auszugs nach Aethiopien, einen gleichen Nahmen mit unsern Vorfahren gegeben, die aus Deutschland nach Gallien giengen und sich unter den Nahmen Franken niederliessen.

Endlich wissen wir durch glaubwürdige Zeugnisse aus der Historie, daß die Alten das, was wir heut zu Tage Aethiopien heissen, Inde genannt haben, und die Perser nennen sie noch jetzo Hindou oder Hindi, das heißt, Indianer. Man kann sich leicht vorstellen, was die Verschiedenheit der Nahmen für Unrichtigkeiten in der alten Historie der Abeßiner, welche man bald mit den gebohrnen Aethiopiern bald mit den Einwohnern Arabiens und manchmal mit den Indianern verwechselte, verursacht hat. Ein einziges Beyspiel, das Ludolf erzählt, beweißt, daß sie deshalb in grossen Irrthümern steckten. Es ist durch die Jahrbücher der Abeßiner und durch eine von diesem Volke allgemein angenommene Tradition ausgemacht, daß ihr Land zum Christen-

thume vom heiligen Frumentius bekehret wurde. Schlägt man darüber den Theodoretus und die meisten geistlichen Scribenten von Griechen und Lateinern auf, so werden sie alle sagen, daß der heilige Frumentius Indien bekehrte, weil er Aethiopien mit unter diesem Reiche begrif. Eben so eine uneigentliche Benennung ist es, wenn wir Amerika Groß-Indien heissen, ob es gleich in der That von Indien sehr weit liegt und durch das grosse Meer abgesondert wird.

Ein Verzeichnis der Aethiopischen Könige, welches Hieronymus Vecchietti und andre Neuern angenommen, leitet ihren Ursprung von Chus, einem Sohn Cams, her, und giebt dem Chus viele Nachfolger, unter welche man den Arve zählt, welcher in Aethiopien unter der Gestalt einer grossen Schlange und unter den Nahmen Arremder, welches ein Thier von dieser Art ist, angebetet wurde. Wenn man dem Abt Gregorius glauben darf, so halten ihn einige für den ersten König der Abeßiner. Er ward von dem Angab getödtet, welchen das Volk auf den Thron erhob und zum Nachfolger Sabamut, Gedur, ꝛc. hatte.

Ludolf verwirft mit Recht dieses unächte Verzeichnis, welche uns hundert und zwey und siebenzig Könige angiebt, aber manchmal ihre Nahmen so gar verschweigt und keinen besondern Umstand weder von der Zeit noch der Dauer ihrer Regierung anzeiget. Er setzet dafür eine andre ein, welche nicht so weit geht und weniger

fabelhaft

fabelhaft scheint, ob es gleich nicht darin an romanhaften Zügen fehlt. Sie fängt mit der Prinzeßin Makeda, an, welche zu Zeiten des Königs Salomons regierte. Die Abeßiner verstehn unter ihr die berühmte Königin von Saba in der heiligen Schrift und folgendes findet man darüber so wohl in der von Tellez abgeschriebenen Chronik als auch in den Erzählungen des Godigno und Mendez, die in der siebenden Abhandlung des le Grand angeführet werden.

Diese Makeda, welche andre *Nicaula, Nitocris, Belkis,* nennen, war nach dem *Pocok,* eine Tochter des *Hodhat,* des ein und zwanzigsten Königs der Homeriten. Man versichert, daß sie über die Wunder, welche sie von dem König Salomon erzählen hörte, erstaunt sey und diesen Monarchen besucht habe, welcher ihr den wahren Gott kennen und verehren lernte. Die Schrift sagt uns, sie hätten einander Räthsel aufgegeben, und die Aethiopischen Chroniken fügen hinzu, sie hätten sich auch andern Zeitvertreib erlaubt; denn sie kam nach ihrer Zurückkunft mit einem Sohn von dem König Salomon nieder, und nennte ihn *Menilehec.* Man schickte ihn in seiner Jugend nach Jerusalem, wo ihn sein Vater mit vieler Sorgfalt unterrichten ließ. Nach diesen weihte man ihn zum König der Aethiopier, unter den Nahmen David ein und er zog, unter einer zahlreichen Begleitung von den vornehmsten Juden, unter welchen *Azarias,* ein Sohn des Hohenpriesters Sadoc

war,

war, wieder in sein Vaterland. Diese Israeliten liessen sich in Aethiopien nieder, brachten nicht allein ihre Religion und Gesetze mit sich, sondern auch die Bundeslade und eine von den Tafeln der zehn Gebothe, die sie aus dem Tempel, dessen Thore sie gleichsam durch ein Wunder erofnet fanden, stahlen. Die vornehmsten Familien in Abeßinien erkennen noch jetzo diese Juden für ihre Vorfahren und die Negus behaupten von dem David Minilehec abzustammen, welchen seine Mutter den Thron so bald er von Jerusalem zurückkam, überließ.

Das ist die Erzählung der Aethiopischen Jahrbücher, welche unter einigen Erdichtungen, gewiß viele Wahrheiten enthält. Denn es verhält sich mit den alten Chronicken aller Völker, nicht anders, man findet darin Fabeln, welche viel unumstößliche Begebenheiten zum Grunde haben, und das Licht dringt mitten durch diese Wolken. Mendez applicirt ein ganz bekanntes Exempel darauf. Daß Romulus, von Marl und der Rhea Sylvia gebohren, von einer Löwin gesäuget und ernährt sey, ist eine Lüge, die sich von selbst widerspricht; aber wenn man daher schliessen wollte, daß Romulus nicht der Stifter Roms, seine Geschichte nur ein Gewebe von Unwahrheiten und er eine Person wäre, die niemals existirt hätte, so würde man einen sehr abgeschmackten Zweifler abgeben. Also, wenn man von der Erzählung der Aethiopier den lächerlichen Umstand von dem Raube der Bundslade und der Gesetztafeln wegnimmt,

nimmt, so kann man das Uebrige grösten Theils glauben. Daß Makheda in der Schrift unter den Nahmen Königin von Saba vorkommt, welches Land doch nach dem glücklichen Arabien und nicht nach Aethiopien gehört, ist eine Schwierigkeit, die man leicht auflösen kann; weil erstens die Alten das Südliche Arabien oft mit Aethiopien verwechselten; zum andern weil die Einwohner von Abissinien ursprünglich mit den Arabern von Saba ein nehmliches Volk waren; und endlich weil Makheda, eine Tochter des Königs der Sabeer, welche selbst über eine Colonie dieses Volks herrschte, nach der Strenge Königin oder Prinzeßin von Saba genennet werden kann.

Man findet in eben dieser Erzählung eine sehr natürliche Entstehung vieler Gebräuche, die von den Juden erborgt sind und sich bis auf den heutigen Tag daselbst erhalten haben. Es ist hier nicht der Ort davon zu reden; es ist genug wenn man bemerket, daß die Abessiner seit undenklicher Zeit, ihre Prinzen Israeliten nennen; daß die Kaisers in ihren Wappen einen Löwen mit diesen Worten haben: vicit Leo de tribu Juda, anzuzeigen, daß sie aus diesem Stamme sind; daß die vornehmsten Familien die nehmliche Herkunft behaupten, welches sie nicht allein durch glaubwürdige Zeitrechnungen sondern auch durch den ununterbrochenen Besitz vieler bürgerlichen und militairischen Aemter beweisen, welche sie seit der angeführten Epoche besitzen; daß endlich der Patriarch Alphonsus Mendez, welcher viele Jahre

daselbst

daselbst gewesen ist, eine grosse Einstimmigkeit zwischen der politischen Regierung der Abessiner und der alten Verfassung der Hebräer findet. Doch genug von diesem Punkte; wir wenden uns vielmehr zu dem Menilehac und seinen Nachkommen.

Achtes Hauptstück.

Von den Abessinischen Kaisern, nehmlich von dem Menilehec bis auf die Zeit, da sich die Zageenische Familie des Throns bemächtigte.

Menilehec regierte neun und zwanzig Jahr; das ist alles was wir von ihm wissen. Man kan ihm als dem Abessinischen Gesetzgeber betrachten. Seine Unterthanen gaben ihm den Zunahmen Eba el Hakin, das ist, Sohn des Weisen. Ein neuer Beweiß, daß man ihn für den Sohn des Salomons hielt.

Zagdur bekam nach seines Vaters Menilehec Tode den Thron und von diesem an zählte man vier und zwanzig Könige bis auf Phacen oder Bazen, welcher acht Jahr vor Christi Geburth seine Regierung antrat. Die Aethiopischen Jahrbücher haben uns die Nahmen dieser vier und zwanzig Vorfahren des Phacen nicht aufbehalten und die Kaiser sind in diesem Fall sorgloser gewesen,

wesen, als die Privatleute, die von der Zeit des Menilehec ihre Genealogien aufweisen können.

Nach dem Phacen waren in einer Zeit von mehr als drey hundert Jahren dreyzehn Könige, deren Nahmen gleichfalls unbekannt sind. Hernach wurde das Reich durch zween Brüder regiert, welche ohne Widerspruch gleiche Gewalt hatten. Die Geschichte nennt sie Abreham und Atzbeham, auch Abra und Azba, und setzt den Antritt ihrer Regierung in das 327ste Jahr nach Christi Geburth. Unter diesen beyden Brüdern brachte der heilige Frumentius das Licht des Evangelium nach Ober-Aethiopien. Sie werden in der Aethiopischen Lithurgie genennt und unter die Berühmtesten gerechnet. Ein Abeßinischer Dichter, macht folgendes Lob auf sie. Heil den Fürsten Abreham und Atzbeham, welche einen Thron besaßen und in vollkommner Freundschaft lebten. Ihr Mund verkündigte den Alten, welche nach den Gesetzen Mosis wandeln, das Evangelium J. C., und ihre Hände bauten dem Heiland Tempel auf.

Ihnen folgten drey Brüder, Atzfa, Atzfed und Amey, welche wechselsweise regiert haben sollen, indem sie den Tag in drey gleiche Theile theilten, und jedweder an einem von denselben herrschte. Ein so närrischer Vertrag, daß er fast unglaublich scheint.

Auf diese kamen Arado, Aladoba, und Animaid, welchen andre Alamid nennen, und regierten

regierten mit einander. Unter ihnen gieng eine grosse Anzahl Mönche von Aegypten nach Aethiopien, um an der Fortpflanzung des Christenthums zu arbeiten.

Tacida, oder Tacena bestieg alsdenn den Thron. Nach ihm kam Caleb, welchen die Griechen und Lateiner Elesbaas, heissen. Er macht sich vorzüglich durch die erhaltene Siege über den Dunavas, *) der König der Homeriten oder der Arabischen Sabeer, berühmt, welchem er den Krieg ankündigt, um den Tod einiger Christlichen Kaufleute zu rächen, die dieser Jüdische Regent aus barbarischen Eifer hatte umbringen lassen. Er stieß diesen Tyrannen vom Thron und setzte einen Christlichen Prinz ein. Aber nach dem Tode dieses neuen Königs, da die Abessiner wegen schlimmer Witterung keine Truppen ins Land ziehen konnten, fand Dunavas Mittel, wieder zum Thron zu gelangen. Seine Wuth wider die Christen erneuerte sich und er ließ eine grosse Anzahl derselben verbrennen. Aretas und Ariath, ein angesehner Mann im Lande, that sich durch seine Treu und seinem Muth in dieser Verfolgung besonders hervor. Die Thaten dieses heiligen Märtyrers sind uns von den Griechischen und Lateinischen Geschichtschreiber überliefert worden, welche vollkommen mit den Aethiopischen in den vornehmsten Umständen dieser Begebenheit einstimmen. Caleb, durch das Bitten des

*) Dhu Novas, nach den Arabern. Siehe den 7ten Theil dieser Historie.

des Patriarchen von Alexandrien und durch seinen eigenen Eifer getrieben, gieng nach Arabien mit einer mächtigen Flotte und einer Armee von 120000. Mann, besiegt den Dunavas, welcher sich aus Verzweiflung tödtete und zerstörte von Grund aus das Reich der Homeriten. Ariath, der Sohn dieses Märtyrs, ward von diesem Theil Arabiens Gouverneur, welcher unter der Macht der Abeßiner bis 575, das ist, fast 50. Jahr, blieb. Caleb zum Andenken des Eifers, den er in diesem Kriege bezeugt, ist mit Nahmen des heiligen Elesbaas von Griechen und Lateiner beehret worden.

Von diesem Prinzen an, welcher gegen 521. lebte, bis an Delnoad, der in 960sten Jahre lebte, giebt es neunzehn Könige, davon die Geschichte sehr dunkel ist; denn man kennt nur drey die in der Aethiopischen Lithurgie genennet sind, nehmlich, Gebra Meßkel, Constantin, und Fresennai, welchen andre Fresenna heissen. Gebra folgte unmittelbar auf dem Calab und erweiterte die Gräntzen seines Reiches durch neue Eroberungen. Aber die besondern Umstände seiner Kriegsverrichtungen weiß man nicht. Der Geschichtschreiber Procopius scheint vorzugeben, daß der Kaiser Justinianus einen Freundschaftsbund mit diesem Prinz gemacht habe.

Constantin regierte nach Gebra Meskel und Fresennai nach Constantin. Die Nahmen ihrer Nachfolger sind uns bis auf den Delnoad unbekannt, nach dessen Tode die Abkömmlinge

des Menilehec vom Throne ausgeschlossen wurden. Wir werden in folgenden Kapitel von dieser Revolution reden, welche gegen das Jahr 960. geschah.

Neuntes Hauptstück.

Bemächtigung des Throns der Zageenischen Familie. Bekannte Regenten aus diesem Hause.

Die Thronfolge der Familie des Menilehec ward durch eine Königin, Nahmens Tredda Gabez, ein geiziges, unkeusches, grausames und ruchloses Weib, unterbrochen. Sie ließ alle Prinze des Königlichen Hauses umbringen, um einen Sohn, den sie von einem vornehmen Herrn des Lands hatte, auf den Thron zu setzen. Nur ein junger Prinz entgieng ihrer Wuth, welcher in Shewa einen Schutzort fand, wo sich seine Nachkommen mehr denn dreyhundert Jahr erhalten haben.

Die Familie Zage oder Zague, denn so hieß der erste Eroberer des Throns, hat Abeßinien viele Könige in einer Reihe von dreyhundert und vierzig Jahren gegeben. Sie hat ohngefehr um 960 angefangen und 1300 zu regieren aufgehört. Die Aethiopische Lithurgie und der von Ludolf angeführte Abeßinische Dichter gedenken vieler Prinzen aus diesem Hause mit Ehren, unter welchen aber am meisten Lalibala berühmt ist.

Er

Er ist von den Aethiopiern kanonisirt worden und sein Fest wird in Monath Junius gefeyert. Am Tage seiner Geburth soll ihn ein Bienenschwarm umgeben und kein Leid zugefüget haben, welches eine glückliche Vorbedeutung seiner zukünftigen Grösse war. Der Kaiser, sein Bruder, der ihn mit grosser Sorgfalt auferziehen ließ, hatte eine geheime Vorbedeutung, daß dieses Kind nach ihm regieren würde. Er faßte darüber eine solche Eifersucht, daß er ihn einer scharfen Zucht unterwarf. Aber der junge Prinz empfand diese Strenge nicht, weil ein Engel von Himmel die Schläge von ihm abhielt. Eben derselbe Engel weisagete ihm, er würde zehn Kirchen erbauen, welches er auch hernach gethan hat. Man setzet noch hinzu, daß er über ihren Bau vier und zwanzig Jahr zugebracht hätte, und sie alle in Felsen, wie man eine Statue aus einem Stein hauet, gehauen gewesen wären. Sie hatten, wie die ordentlichen Tempel, Thüren, Fenster, Gewölbe, Säule rc. Franciscus Alvarez sagt und glaubt ohne Zweifel, dieses alles gesehn zu haben.

Dieser Monarch, der sich so wohl durch seine Tugenden als seine Pracht beliebt machte, regierte vierzig Jahr. Von den übrigen Zageischen Prinzen aber, davon der letzte Naccueto Laabo war und zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ohne Erben starb, hat man nichts besonders aufgezeichnet.

Zehntes Hauptstück.

Die Abkömmlinge des Menilehec gelangen wieder zum Thron. Folge dieser Prinzen bis auf den Tod Adamas Saghed.

Nachdem das Zageische Hauß ausgestorben war, so setzten die Grossen in Aethiopien die Familie des Menilehec auf den Thron und wählten zum Kaiser

I) Aikuna Amlac. Seine Nachfolger waren
II) Jagbea-Tzejon.
III) Baharsada.
IV) Esbraad.
V) Cadem-Saghed.
VI) Zen-Saghed.
VII) Udimrad.
VIII) Amde-Tzejon.
IX) Scifaadad.
X) Udmaasfan.
XI) David.
XII) Theodorus. Er ward unter die Heiligen gezählt und in den Lobgedichten des von Ludolf angeführten Aethiopischen Poetens erwehnet.
XIII) Isaac.
XIV) Andre.
XV) Hesbinaani.
XVI) Amde-Jesu.

XVII) Zev=a=Jacob, mit dem Zunahmen Constantin. Er regierte 1437. und schickte Gesandten zur Kirchenversammlung nach Florenz.

XVIII) Baeda=Marjam, mit dem Zunahmen Cyriac. Er kam gegen das Jahr 1465. auf den Thron und starb 1457. Einige Scribenten versichern, daß er aus Mitleid gegen die Christen, die in Aethiopien grausame Verfolgungen erdulden mußten, ihnen eine mächtige Armee zu Hülfe schickte, welches den Mervan, den Sultan der Sarazenen, bewog, den Cophten mit mehrer Menschlichkeit zu begegnen.

XIX) Alexander. Er starb 1491. Unter dieses Prinzen Regierung gelangte Peter Corillan nach Abeßinien, wohin vor ihm kein Europäer gekommen war. Die Sarazenen in Adel, einem Reiche an dem Meer, in dem Morgenländischen Theil von Aethiopien gelegen, fingen an, sich den Abeßinern furchtbar zu machen. Es war ein alter Groll unter diesen beyden Völkern. Die Sarazenen hatten einen Prinz, mit Namen Salatru, zum Sultan, welcher von den Abeßinischen Königen abzustammen vorgab. Einer seiner Vorfahren, welcher von dem Aethiopischen Thron durch seine aufrührischen Unterthanen verjagt, und auf den Felsen Amhara verwiesen wurde, suchte bey den Adeliern einen Schutzort, heyrathete die Tochter ihres Königs, nahm die Mahometanische Religion an, und gelangte hernach daselbst auf den Thron. Maffudi, General des Salatru, that öftere Einfälle in das Reich,

nahm viele tausende Gefangene weg, und verheerte mehr als sechszig Meilen Lands. Er fiel seine Feinde zur Fastenzeit an, welche durch das Fasten ausgezeeret waren, und sich nur mit grossen Schaden wehren konnten.

XX.) Anda-Tzejon, ein Sohn des Alexanders, er regierte nur sechs Monathe, und hinterließ keine Söhne.

XXI.) Naod, Bruder des Alexanders, er starb gegen das Jahr 1505.

XXII.) Etana oder Lebna-Denghel, Sohn des Naod, er nannte sich bey seiner Gelangung zum Thron David und in der Folge Wanag-Saghed, welches einen kostbaren Stein bedeutet. Er war eilf Jahr nur, da er die Regierung betrat, zum Nachtheil eines ältern Bruders, dem die Grossen darum ausschlossen, weil er vor der Thronerlangung seines Vaters gebohren wäre. Um diese Ungerechtigkeit besser zu bemänteln, beschuldigte man ihn eines harten und wilden Charakters, der durch seinen Hochmuth und seine Hartnäckigkeit wenig geschickt zur Regierung wäre.

Die Kaiserin Helena, die Großmutter beyder Prinzen, und Abuna Marc führten während Minderjährigkeit des Davids, das Regiment. Helena erwarb durch ihren grossen Muth und überwiegende Talente eine solche Ehre, daß die Abeßiner noch heute zu Tage für ihr Gedächtniß eine große Hochachtung hegen.

Die

Die Araber von Adel bezahlten die Streifereyen, die sie in Abeßinien gemacht, theuer, und David siegte über sie zu vielen malen. Massudi fiel in einen Hinterhalt, und ward in einem besondern Streit von einem kriegerischen Mönch, mit Namen Andreas Gabriel, getödtet. Aber nach dem Tod der Helena bekamen die Sachen eine andre Gestalt. Der Kaiser ohne gute Räthe, und durch kein Ansehn mehr in Zaum gehalten, ließ an sich die von ihm bisher verborgenen Laster blicken. Er überließ sich den schändlichsten Ausschweifungen, verabsäumt die Vertheidigung seines Königreichs, und that den Adeliern, welche den grösten Theil seiner Staaten plünderten, nur einen schwachen Widerstand. Mahomed oder Achmed Ganhe, das ist, der Linke, ein General vom grossen Ansehn, kommandirte dazumals die Adelische Truppen. Die Türken, welche Aegypten und die besten Plätze vom rothen Meer erobert hatten, schickten ihm eine starke Hülfe, welche gar viel zu dem Fortgang dieser Unternehmung beytrug. David sahe seinem Reich einen nahen Untergang gedrohet, ersuchte daher den König in Portugal, Johann dem dritten, um seinen Beystand, welcher aus Furcht, daß ein so schönes Land in die Hände der Ungläubigen fallen möchte, seinem Vicekönig in Indien befahl, Trouppen zu ihm stossen zu lassen. Aber der Kaiser starb vor der Ankunft derselben. An diesen nehmlichen Prinzen schickte Immanuel der erste, gegen das Jahr 1515. die Gesandschaft, davon Franciscus Alvarez Nachricht giebt. Die

Galler fiengen unter seiner Regierung an, Abeßinien zu verheeren. Le Grand setzt seinen Tod in das Jahr 1540.

XXIII. Claudius, Sohn des Vorhergehenden, mit dem Zunahmen Atznaf-Saghed. Der Vicekönig in Indien schickte ihm vier hundert Mann unter der Anführung seines Bruders, Christoph von Gama. Diese Truppen giengen zu Matsua im Monath Julius 1541. zu Schiffe. Die Portugiesen vereinigten sich mit einigen dem Kaiser Claudius treu gebliebenen Abeßinern, rückten in das Land vor, jagten die Sarazenen aus vielen vortheilhaften Posten und schweren Päßen, vornehmlich nach Amba-sanet, welches für eine nicht zu einnehmende Festung gehalten wird. Einige Zeit hernach erhielten sie einen vollkommnen Sieg über die Ungläubigen. Ganhe ward in dieser Action gefärlich verwundet; aber er ließ nicht den Muth sinken und versuchte nach zwölf Tagen ein zweytes Treffen, worin er nicht glücklicher war. Die Portugiesen setzten ihm, nach seiner Niederlage nach, und fanden ihn in einem so vortheilhaften Ort verschanzet, daß sie sich nicht unterstunden, ihn anzugreifen. Sie nahmen eine Höhe, welche seinem Lager gegenüber war, ein, und verschantzten sich darin selbst.

Die beyden Armeen waren einige Tage unthätig. Aber da die Türken Nachbaren von Adel, und die Emies in Arabien eine Verstärkung von ungefehr dreytausend Mann mit einer beträchtlichen Artillerie geschickt hatten, so grif

dieser General selbst die Portugiesen an, um ihr Lager mit Gewalt zu erobern. Die Portugiesen vertheidigten sich mit grosser Herzhaftigkeit, und thaten muthige Ausfälle auf den Feind. Aber sie verlohren viel Soldaten und nahmen dergestalt ab, daß sie sich in der Unmöglichkeit länger zu widerstehen, befanden. Die Tapferkeit wich der Menge und sie wurden von allen Seiten eingeschlossen. Die Sarazenen drangen in das Lager und machten alles darnieder. Christoph von Gama bekam zwo gefärliche Wunden und zog sich mit einigen Soldaten in ein benachbartes Gebürge, wohin ihm eine Partie Araber nachsetzten und ihn gefangen nahmen. Man brachte ihn vor dem Ganhe, der ihm selbst nach tödlichen Vorwürfen und unanständigen Begegnungen aus Grausamkeit den Kopf abhieb.

Die Adelier machten sich ihren Sieg zu Nutze, giengen dem Kaiser Claudius entgegen, der mit einer Armee anrückte, zu der sich ein hundert Portugiesen, welche aus dem letzten Treffen gekommen waren, schlugen. Die Ungläubigen begegneten ihm in Dambea und boten ihm eine Schlacht an, die er auf den Rath der Portugiesen annahm. Man kam mit gleicher Wuth auf beyden Seiten zum Handgemenge. Die Portugiesen, welche mit vereinigter Macht an dem Flügel stritten, der dem Flügel des Mahomed Ganhe entgegenstand, hieben sich bis zu diesem General durch und einer von ihnen, mit Nahmen Peter Leon gab Feuer auf ihn und tödtete ihn auf der Stelle. Sein Tod verursachte eine solche

Zaghaftigkeit unter seinen Soldaten, daß sie nicht mehr stritten und von den Abeßinern unter ihnen ein grosses Blutbad angerichtet wurde. Und die Schlacht selbst, welche im Februar 1543. geschahe, hatte für die Abeßiner die Wirkung, daß sie wieder in den Besitz der meisten Provinzen kamen, die ihnen durch die Adelischen Sarazenen waren weggenommen worden.

Nach einigen Jahren entspann sich wieder der Krieg, und die Adelier thaten einen neuen Einfall unter der Anführung des erfahrnen Generals Nur. Der Kaiser Claudius, stolz auf seinen letzten Sieg, rückte ihnen mit mehrer Herzhaftigkeit als Vorsicht entgegen, und lieferte ihnen ein Treffen, in welchen er im Merz 1559. blieb, nachdem er etwas länger als achtzehn Jahr regieret hatte.

Er verband nebst seiner liebenswürdigen Gestalt besondere Gaben und vorzügliche Eigenschaften, welche ihn des Thrones würdig machten. Die Jesuiten, die nicht geneigt sind, ihm zu schmeicheln, weil er niemals die Catholische Religion annehmen wollte, stimmen dennoch ein, daß er ein sehr weiser und fähiger Fürst gewesen sey. Sie erhielten die Erlaubniß von ihm, Kirchen zu bauen und darin dem Volk die Sätze der Römischen Kirche zu lehren. Er war in der Erkenntnis der Religion weiter gekommen, als alle Gelehrten des Lands und setzte die Mißionarien in den Streitigkeiten, die er mit ihnen hatte, oftmals in Verlegenheit. Wir haben eine Auslegung

legung des Glaubens von ihm, worin er mit vieler Stärke die Vorwürfe widerlegt, welche man den Abeßinern in Ansehung der Sabbatsfeyer, der Beschneidung und anderer beybehaltenen Jüdischen Ceremonien, macht. Unterdessen da er beschäftigt war, wider die Adelischen Sarazenen sich zu vertheidigen, setzten die Galler ihre Streifereyen fort und verheerten das Reich ungeahntet.

XXIV. Menas, mit dem Zunahmen Adamas-Saghed, Bruder des Claudius. Tazcar, sein Neffe, that auf die Krone Anspruch, weil er der Sohn des Jacob, ältern Bruders des Menas, wäre. Aber da er von einer Beyschläferin gebohren war, so waren seine Anforderungen schlecht gegründet. Dieser Streit ward durch die Waffen entschieden, Tazcar in einer Schlacht gefangen und von einem hohen Felsen gestürtzet. Menas machte sich durch seinen wilden Charakter, seinen Unglauben und seine strenge Regierungs-Art verhaßt. Er soll diese barbarischen Sitten bey den Türken, bey denen er lange Gefangner war, erlernet haben. Er bekam einen Abscheu vor den Portugiesen, und gab ihnen Proben davon; denn er verwieß ihre Missionaren und verboth den Abeßinern ihre Kirchen zu besuchen. Er schonte so wenig seine eigne Unterthanen, daß sie sich wider ihn empörten. Der Vicekönig der Provinzen am Meere verband sich mit den Adelischen Sarazenen, denen er seine besten Plätze überlieferte und richtete ihm einen grausamen Krieg an.

Me-

Menas ward in einem Streit im Februar 1563. getödet. Seit der Empörung Isaacs sind die Adelier Meister von allen Aethiopischen Häfen.

Eilftes Hauptstück.

Abeßinische Kaiser von Adamas-Saghed bis auf unsre Zeit.

XXV. Sertza-Denghel, Sohn des Menas wurde unter den Nahmen Malack Saghed, in der Stadt Axuma 1562. gekrönet. Die Abeßiner betrachten ihn mit Recht als einen ihrer besten Könige. Er vertheidigte sich mit Glück wider die Ungläubigen und jagte sie so gar aus Tigre. Da er ihnen Arkiko, Matsua und andre See-Plätze wegnahm, so würde er das gantze Reich von ihnen gereinigt haben, wenn ihm nicht die Galler in dem Innersten seiner Länder Unruhen erregt hätten. Diese Barbaren, welche seit 25. Jahren das Königreich verwüsteten, hatten sich zum Besten der Aufwiegler so befestigt, daß sie sich nicht mehr vergnügten Partheyen zur Verheerung der Felder auszuschicken, sondern, im freyen Felde mit zahlreichen Armeen erschienen. Malack Saghed war bey seiner drey und dreyßig jährigen Regierung stets bemüht, sie zurück zu treiben. Er nahm die Provinz Enarea ein, und bekehrte sie zum Christenthum. Er war den alten Lehrsätzen seiner Kirche ergeben,

und

und schien dem neuen Kirchen-Dienst, den die Missionaren einführen wollten, wenig ergeben. Sonst schätzte er die Jesuiten und lobte bey vielen Gelegenheiten ihre Gaben und Gottesfurcht, ohne ihre Meynung zu billigen, und sagte: man muß ihre Sitten nachahmen und sich von ihrer Lehre entfernen. Da er keine ehelichen Kinder hatte, so ließ er an seinen Hof einen von seinen natürlichen Söhnen, mit Nahmen Jacob kommen, in der Absicht, ihn zu seinem Nachfolger zu machen. Aber auf seinen Todbette gereute ihm diese Wahl, entweder wegen der Jugend des Jacobs, der nur sieben Jahr alt war, oder wegen der Lands-Gesetze, die von der Thronfolge die natürliche Söhne ausschliessen. Er zog also seinen Neffen, Zadenghel vor und bestimmte ihn zu seinen Nachfolger, welches nach seinem Tode, der gegen das Jahr 1595. fällt, langweilige Kriege erregte.

XXVI und XXVII. Zadenghel und Jacob. Ersterer hatte ein unleugbares Recht zur Krone, aber die Großen, welche unter den Nahmen des jungen Bastards herrschen wollten und schon durch einen geheimen Vertrag die ersten Staats-Bedienungen unter sich getheilet hatten, beschlossen dem Jacob auf den Thron zu setzen. Um diesen Entwurf auszuführen, verschwiegen sie dem Volk den Tod des Königs und schickten zur Aufhebung des Zadenghel einen Haufen Soldaten, welche ihn erst in die Insel Deka hernach in andre Festungen brachten, um seinen Anhängern

den

den Ort seines Aufenthalts zu verhelen. Susnejos, ein ander Prinz vom Königlichen Geblüte, vor dessen Muth und Ehrgeitz sie sich fürchteten, wurde mit eben dieser Begegnung bedrohet; allein er rettete sich zu den Gallern, in der Absicht, sich einmal an seinen Feinden zu rächen, und seine Rechte giltig zu machen.

Also wurde Jacob, ohne viel Hinderniß im Jahre 1596. gekrönet. Er regierte so lange ruhig, als er sich beherrschen ließ; da er aber nach Verlauf sieben Jahren, selbst das Ruder übernahm, und die Vormünder ihre Gewalt geendigt sahen, wollten sie lieber einen rechtmäßigen König gehorchen und ruften den Zadenghel, zurück, welchem sie in der Stadt Axuma im August 1603. huldigten. Jacob ward auf seiner Flucht in der Provinz Samena in Verhaft genommen und in Enarée genau bewacht.

Der neue König erhielt drey große Siege über die Galler und hatten den ersten, blos seiner Herzhaftigkeit zu danken. Denn die Abeßiner fingen an, schon zu weichen und seine eigene Generals riethen ihm zur Flucht: Nein, sagte er, ich will hier sterben: fliehet, wenn ihr wollt; Vielleicht entgeht ihr der Wuth der Galler; aber nicht der Schande, euern König verlassen zu haben. Diese Rede gab den Soldaten wieder Muth; sie griffen den Feind aufs neue an, brachten ihn in Unordnung und machten fast ein allgemeines Blutbad unter ihm.

Die-

Dieser biegsame und gütige Fürst ließ sich durch die schmeichlerischen Reden der Jesuiten gewinnen, und bekannte sich anfangs in geheim, hernach öffentlich zur Catholischen Kirche. Er bezeugte dem Pabst in den Briefen, die er an Clemens den VIII. und an den König von Spanien, Philipp, den III^ten schrieb, seine Unterthänigkeit. Er war den Portugiesen bey allen Gelegenheiten so sehr gewogen, daß er sie den Abeßinern vorzog. Diese Aufführungen reitzte die Unterthanen und gab den Misvergnügten einen Vorwand, Aufstand zu erregen. Die Priester und Mönche machten den Anfang; denn sie gaben dem Volke zu verstehn, daß sie ihre Religion verlohren hätten; daß sich der König schändlich von der Alexandrinischen Kirche, ihrer alten Mutter, trennte; daß die Absicht seiner öftern Unterredungen und genauen Verbindungen mit den Jesuiten wäre, die alte Lithurgie abzuschaffen und in Abeßinien neuen Gottesdienst und fremde Priester einzuführen; daß die Portugiesen, unterm Schein, das Land dem Pabst zu unterwerfen, nur suchten es allein zu beherrschen; daß man in Ansehung der Gefahr, welcher der Religion drohte, mit guten Gewissen zum Waffen greifen könnte, und es erlaubt wäre, das Joch eines Regenten abzuwerfen, welcher selbst den Glauben seiner Vorfahren verlassen hätte.

Peter, der Abuna, gab ein dieser aufrührischen Rede gemäses Decret heraus, that Zadanghel in Bann und sprach seine Unterthanen vom

vom Eid der Treue los. Der König befürchtete die Folgen dieser Empörung und machte sich eiligst, unter Begleitung etlicher Nationaltruppen und eines Corps Portugiesen, die er in seinen Dienst genommen, nach Gojam. Ras Athanasius, Jonael, und andre Herren, welche sich zu seinen Untergang verschworen hatten, verliessen ihn auf dem Marsche und machten ihm einen Theil seiner Unterthanen abspenstig. Zadenghel ungeacht dieser Ausreissung der Soldaten und Abrathung des Johann Gabriel, General der Portugiesen, gieng mit zehn oder zwölf tausend Mann wider die Rebellen und lieferte ihnen eine Schlacht, in welcher er blieb. *) Man begrub den Leichnam in eine kleine benachbarte Kirche, ohne alles Gepränge. Ein trauriges Beyspiel der dummen Schwärmerey des Volks, der grausamen Unerträglichkeit der Priester und der unglücklichen Knechtschaft der Könige, welche so gar zur Verbesserung der Religion nichts ändern können, ohne nicht zugleich ihre Macht und Sicherheit auf das Spiel zu setzen.

Susnejos, dieser Abeßinische Prinz, **) von dem ich oben geredt habe, hielt diesen Umstand für seinem Ehrgeiz günstig. Er versammlete einige beherzte Freunde, suchte den Ras Athanasius, Gouverneur von Gojam, auf, der ihn in seinem Lager, mehr aus Furcht als aus Zuneigung, krönen ließ. Er wollte auch den Zassacee, Vicekönig

*) Den 13. October 1614.

**) Er war ein Urenkel des Kaisers Davids.

König von Dembea, den andern Anführer der Aufrührer, auf seine Seite ziehen und befahl ihm, mit seiner Mannschaft zu ihm zu stossen. Aber dieser General hatte sich schon mit dem Jacob eingelassen, der auch den Thron zu besteigen im Sinne hatte. Also gieng er, anstatt sich für den Susnejos zu erklären, wider ihn und Susnejos, welcher sich wenig auf seine eigene Macht verließ, war genöthigt, sich in das Gebürge Amhara zu begeben. Unterdessen da Jacob nicht erschien, beschlossen der gröste Theil der Generals, seinen Mitbuhler für den König zu erkennen, und Zassacee war selbst dieser Meinung. Man schickte dem Susnejos den königlichen Schmuck; ein jeder wollte ihm den Eid der Treue schwören und zehne von den Grossen des Reichs hatten Befehl, ihn auf den Gränzen von Amhara abzuholen und in das Lager zu führen. Allein mitten in den Zubereitungen zu seiner Krönung, erfuhr man, daß sich Jacob mit einiger Mannschaft näherte und dieser unerwartete Umstand veränderte auf einmal die ganze Sache. Zassacee schlug sich mit seiner ganzen unter ihm stehenden Armee zu ihm und ließ ihn von seinen Soldaten zum Kaiser ausrufen, welchen Beyspiel Athanasius und die andern Generals folgten.

Susnejos war demnach genöthigt, sich in die Zeit zu schicken und verbarg sich zum zweyten male in die Gebürge von Amhara, aus welchen er Streifereyen in die benachbarten Gegenden that und aufmerksam war, aus den Fehlern seiner Feinde Nutzen zu ziehen. Er überfiel einmal

den Zaſſacee in ſeinem Lager und ließ den größten Theil ſeiner Soldaten über die Klinge ſpringen. Einige Zeit darauf bekam er die Armee des Jacob in einen engen Paß, welche, ſtolz auf ihre gröſſere Anzahl, ohne Behutſamkeit, mit ihm ein blutiges Treffen wagte, worin Jacob und Peter, der Abuna, blieben. *) Das Schrecken breitete ſich dergeſtalt unter die beſiegte Armee, daß ſechs hundert Reiter, welche in vollem Lauf ohne verfolgt zu werden, flüchteten, in einen Abgrund während der Nacht ſtürzten und alle darin umkamen.

XXVIII. Susnejos, welcher ſich Malac-Saghed und hernach Sultan Saghed nannte. Er ließ eine gerichtliche Verordnung ausgehen, worin er den Mahardin, einen Türkiſchen Officier, welcher den Kaiſer Zadenghel getödtet hatte, zum Tode verdammen ließ. Zaſſacee, ein ungeſtümer und aufrühriſcher Mann, welcher ſich rühmte, zween Könige von Throne geſtürzet zu haben und noch genug mächtig ſey, mit dem dritten eben ſo zu verfahren, wurde ſeiner Bedienungen entſetzt und in eine Feſtung des Königreichs Gojam geſperrt. Ras Athanaſius verlohr nach und nach ſeine ganze Gnade und wurde von ſeiner eigenen Frau verlaſſen, welche aus Königlichen Geblüte ſtammte.

Der Kaiſer, durch das Beyſpiel des Zadenghel wenig erſchreckt, ſchenkte ſein ganzes Vertrauen den Portugieſiſchen Mißionaren, unterwarf ſeine Perſon und ſeine Staaten dem Gehorſam des Pabſts

*) Den 10 Merz 1607.

Pabsts und zwang seine Unterthanen, die Lehren und Gebräuche der Römischen Kirche anzunehmen, welches in Abeßinien solche grosse Veränderungen erregte, daß er endlich in die Vertreibung der Jesuiten und Wiederherstellung der alten Religion willigen mußte. Ich werde von dieser Begebenheit an einem andern Orte reden, durch die viel bürgerliche Kriege und viel Blutvergiessen entstund.

Susnejos starb den 16. September 1632. nachdem er fünf und zwanzig Jahr und nach dem Tode Jacobs sechs Monathe regieret hatte. Tellez stellt ihn als einen weisen, freygebigen, gesprächigen, beherzten Prinzen vor, der im Kriege erfahren und in der Aethiopischen Litteratur beschlagen war, und einen starken Körper, eine vortheilhafte Gestalt und sehr angenehme Gesichtsbildung hatte.

Es stunden unter seiner Regierung zween Betrüger auf, davon einer sich für den Kaiser Jacob ausgab und nach dessen Niederlage, sich heimlich wegbegeben haben soll. Dieser Abendtheurer warb Soldaten an, fand unter den Mönchen Unterstützung und verursachte solche grosse Bewegungen in Tigre, daß der König wider ihn ziehen mußte. Die Rebellen zerstreuten sich von sich selbst und der unächte Jacob ließ sich in das Netz locken und ward zum Tode verdammt. Der andre, mit Nahmen Zaga-Christos, gab sich für einen Sohn des nehmlichen Jacobs aus. Er gieng nach Frankreich,

betrog den Cardinal Richelieu und den ganzen Hof und erhielt eine ansehnliche Besoldung. Er soll ein andrer Hercules in der Liederlichkeit gewesen seyn, und vermöge seines guten Ansehns, viel galante Abendtheuer zu Paris gespielt haben. Man fügt hinzu, daß, als er einstmals die Frau einer Magistratsperson entführet hatte und darüber citiret und von dem Criminel-Lieutenant verhöret wurde, er ihm zu antworten sich geweigert und gesagt hätte, ein Mann wie er, dürfte wegen seiner Handlungen nur Gott*) allein Rechenschaft geben. Man spottete über seine Forderungen und man würde ihm vielleicht ein hartes Urtheil gesprochen haben, wenn ihn nicht unterdessen der Tod weggenommen hätte. Einige versichern, er habe sich selbst vergiftet **) Man machte ihm folgende scherzhafte Grabschrift:

Cy gist le Roi d'Ethiopie
L'Original ou la Copie.

Hier liegt der Aethiopier König,
Entweder das Original oder die Copie.

XXIX. Ba-

*) Abducta Consiliarii cuiusdam Parlamenti vxore, inquisitio contra eum decreta fuit. Citatus a Quaestore rerum criminalium comparuit quidem sed accusationi respondere noluit, *un sien pareil*, sui similem, inquiens, nemini nisi Deo soli, actionum suarum rationem reddere teneri. Ludolf. in commentario p. 244.

**) Ludibrio habitus, sagt Ludolf, et sub cautione sistendi se rursus dimissus, breui siue ex luxuria, siue, vt quidam putarunt veneno sponte sumto, in morbum incidit, qui mortem illi attulit — *Ruellae*, haud procul Lutetia Parisiorum anno 1638 sepultus fuit.

XXIX. Basilides, Sohn des Susnejos, er starb 1664. Er nannte sich Sultan-Saghed, oder, nach dem le Grand, Adiam Saghed. Unter seiner Regierung wurde der Patriarch Alphonsus Mandez und die andern Jesuiten aus dem Reiche gejagt. Diese Mißionaren beschuldigen ihn, daß er in seine Staaten die Mahometanische Religion habe einführen wollen, und um erdichteter Verbrechen einen seiner Brüder umbringen lassen. Die Bündnisse mit den Arabischen Sultans und den Türken gaben zu der ersten Beschuldigung Anlaß. Thevenot berichtet uns, daß er 1660 einen Gesandten nach Constantinopel geschickt habe. Ludolf erzählt und beruft sich auf das Zeugniß des Abts Gregorius, daß er ein Theil von Nubien erobert habe.

XXX. Af-Saghed, Sohn des vorigen, er starb 1680. Le Grand nennt ihn Aflaf-Saghed. Er bewarb sich um die Freundschaft des Gouverneurs zu Batavia, zu welchem er 1673 Morad, den Armenier, abschickte; aber diese Gesandtschaft schien sehr unfruchtbar gewesen zu seyn. Die Holländer waren zu geschickt, als daß sie nicht merken sollten, daß die Entfernung der Oerter und die Tyranney der Türken und Araber eine vortheilhafte Handlung mit Abeßinien nicht zulassen würden.

XXXI. Jassock-Adiam-Saghed, Sohn des Af-Saghed. Aus der Erzählung, die in dem Commentar des Ludolfs eingerückt ist, ersieht man, daß er in dem acht und zwanzigsten

Jahre seines Alters auf den Thron kam und sich durch seine Gottesfurcht, Weisheit und Tapferkeit hervorthat. Das Abeßinische Reich war damals in einem ruhigen und blühenden Zustand, ausser daß die Galler stets Streifereyen in das Land thaten und die Sarazenen ihre Macht an der Küste befestigten, ohne daß er Hofnung hatte, sie herauszutreiben zu können. Die Araber waren das vornehmste Volk, welches mit den Aethiopiern handelte. Sie kamen aus Moka, Hededa, Cameron, Jedda und andern Hafen des rothen Meers. Der Handel geschah zu Bailur, Suaquen und Matsao, wo sich die Abeßiner ihrer Seits auch hinbegaben. Letztere giengen auch, obgleich selten, nach Jadda und Moka, kleideten sich aus Vorsichtigkeit auf türkisch und verschwiegen ihre Religion. Abeßinien wurde dazumals so gut bewacht, daß es fast den Fremden unmöglich war, hereinzukommen. Unterdessen glaubt man doch, es wären verkleidete Jesuiten darinne gewesen, und der König habe es wohl gewußt. Jassok regierte bis 1706 und ward durch seinen Sohn vom Throne gestossen.

XXXII. Taklimanout, welcher seine Eroberung nicht lange genoß, weil er von seinen eignen Soldaten 1709 erdrosselt wurde.

XXXIII. Tifilis, Bruder des Taklimanout, er wurde nach drey oder vier Jahren durch die betrügliche Streiche seines ersten Ministers abgesetzt, der sich den Kaiserlichen Tittel anmaßte. Aber da er von Königlicher Familie nicht war, so

so empörten sich die Abeßiner wider ihn und setzten auf den Thron

XXXIV. David, einen Bruder des Tifilis, welcher gegen das Jahr 1714. die Regierung antrat. Die Scribenten, derer ich mich bedienet habe, führen das Verzeichniß der Abeßinischen Könige nicht weiter.

Zwölftes Hauptstück.

Von den Ständen, den Gesetzen und der bürgerlichen Regierung in Abeßinien.

Erster Artickel.

Von den Königen.

Die Könige in Abeßinien haben eine unumschränkte Gewalt. Alle Länder und Güter stehn ihnen eigenthümlich zu und die Unterthanen, wes Standes sie auch sind, haben nur die Nutzung davon, die ihnen der Prinz jeden Augenblick nehmen kann. So ein Mann besäet sein Feld, und weiß nicht, ob er die Früchte davon einsammlen wird.

Die Abeßiner sind diese Abhängigkeit dermassen gewohnt, daß sie nicht murren, wenn ihnen ein Gut, das sie bestellten, genommen wird. Sie betrachten sich blos als Pachters oder wohl gar als Bedienten, welche der Herr absetzen und fortjagen kann, wenn er mit ihren Diensten nicht

zufrieden ist. Jedermann bezeugt gegen die Monarchen eine knechtische Ergebenheit, und jedermann macht ihm Geschenke nach seinem Vermögen, entweder sich in den Besitz der Länder, die er genießt, zu erhalten, oder in der Hofnung, neue dazu zu bekommen. Doch giebt es in Tigre und in andern Provinzen einige adliche Familien, die seit vielen Jahren hundert eigenthümliche Güter und so gar erbliche Statthalterschaften besitzen, davon sie die alten Titels beybehalten. Der König hat keine andre Macht über diese Familien, als daß er sie mit besagten Bedienungen belehnet, und aus derselben denjenigen wählt, oder sie bekleiden soll.

Alle andre, sie mögen seyn, wer sie wollen, sind seine Sclaven. Sie geben sich diesen Nahmen in den an den König gerichteten Bittschriften, und sind gewohnt ihn in den Patenten, die er an sie ausstellt, anzunehmen. Die Vicekönige und die königlichen Prinzen schämen sich nicht, ihn zu führen: die Königin selbst wird unter keinen andern Titel gesalbet.

Die Unterthänigkeit, welche man dem Monarchen bezeugt, kommt der Anbetung sehr nahe. Es ist nicht allein verboten, vor seinem Zelte zu reiten, sondern man muß in einer gewissen Entfernung absteigen, als wenn man sich einem geheiligten Orte nahte. Diese Regenten zeigten sich sonst dem Volke selten und verstatteten wenigen Zutritt zu sich. Der Premier-Minister hatte so gar Mühe, vor ihnen zu kommen; er mußte

mit

mit gebeugten Haupte und mit der bis auf die Erde hangenden rechten Hand, vor der Thüre des Kaiserlichen Zelts warten und dreymal rufen: Abeto, Herr, Herr, Herr. Worauf man ihn fragte, wer seyd ihr? Er antwortete: ich bin der geringste Sclave des Hofes; mein Amt ist, die Pferde des Königs zu satteln und stets bereit zu seyn, seine Befehle auszurichten. Alsdenn ward er nach Belieben des Monarchens vorgelassen oder abgewiesen.

Heut zu Tage sind die Abeßinischen Könige gespräcker und der geringste Unterthan kann vor ihnen gelangen. Diejenigen, welche um eine Gnade bitten, begeben sich am frühen Morgen auf das Kaiserliche Feld, nahen sich seinem Zelte und schreyen aus allen Kräften, entweder um ihn aufzuwecken oder ihn auf ihre Bitten aufmerksamer zu machen. Ihre ordentliche Ausruffungen sind: Jan Hoi, mein König; Belul-Hoi, mein Augapfel; Hadavige, mein Herr; Abkavo, Vater der Waisen rc. Die Galler schreyen hu hu hu, und heulen nach Art der Wölfe. Die Abeßiner aber, die sich der Artigkeit befleissen, sagen dreymal Abeto, Herr. Man kennt die verschiedenen Völker an der Verschiedenheit der Ausruffungen. Der König befiehlt seinen Ministern, den Bittenden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und antwortet ihn oft selbst, wenn es von Wichtigkeit ist.

Diese unumschränkte Gewalt über ein so wohl kriegerisches als zahlreiches Volk erhob die

Abeßinischen Monarchen zu einer solchen Größe, daß in Africa keine mächtigern Fürsten zu finden waren. Sie besaßen Ober- und Unter-Aethiopien mit einem beträchtlichen Theil von dem glücklichen Arabien und zählten eine große Anzahl Könige unter ihre Vasallen. Ihre Macht fieng an im achten Jahrhundert nach Christi Geburth zu fallen, da die Sarazenen Aegypten an sich rissen und sich über die Morgenländische Küste des rothen Meers ausbreiteten, woraus sie bis in Nieder-Aethiopien Streifereyen thaten. Die Negus verließen Nubien, das damals den Bedrängungen dieser gefährlichen Nachbaren zu sehr ausgesetzet war, und verließen Axuma, die alte Hauptstadt ihrer Staaten. Aber wenn man ihnen gegen Mitternacht Ländereyen wegnahm, so erhohlten sie sich ihres Schadens dadurch, daß sie sich gegen Mittag ausdehnten, wo sie sich ohne Mühe eine Anzahl barbarische und wenig streitbare Nationen unterwürfig machten.

In diesem Zustand erhielt sich ihr Reich bis zur Regierung des David Etana-Danghel, oder bis zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Abeßinien wäre dazumals durch den Anfall der Adelischen Sarazenen fast gar untergangen; und da es die Galler zu gleicher Zeit zu verheeren anfiengen, so verfiel es auch in eine so große Abnahme, daß es sich niemals hat erholen können. Unterdessen würde es den Abeßinischen Monarchen leicht seyn, mit ihrer noch übriggebliebenen Macht, den Gallern Gesetze vorzuschreiben, weil die Galler

aus

aus zerstreuten geringen Familien bestehn, die keiner Zucht fähig und oft unter sich selbst uneinig sind; weil sie sich in der Länge wider eine Nation nicht vertheidigen können, die unter ein Oberhaupt gebracht zum Kriege abgerichtet, durch den Handel der Europäer unterrichtet ist und sich endlich in einen fruchtbaren und wohlgebauten Land seit so vielen Jahrhunderten niedergelassen hat, woraus sie eine Hülfe ziehen kann, die herumschweifenden und barbarischen Völkern unbekannt bleibt.

Die Einkünfte des Regenten sind der Größe seiner Länder nicht gemäß. Sie bestehen in einer Art von Decem, welchen er in natura von den Produkten des Landes hebt; ein sehr gerechter Tribut, der dem Volke nicht zur Last fällt. Enaree und Gojani, Gegenden wo sich etliche Gold-Bergwerke befinden, schicken ihm, ausser den Tapeten und Stoffen, die er aus der Letztern dieser Provinzen zieht, zwey tausend sechs hundert Unzen unausgearbeitetes Gold. Die andern Provinzen liefern Pferde, Lastthiere, Getreide, Felle, Vieh und Kleider. Der Tribut vom Viehe aber ist der beträchtlichste, von welchem er aller drey Jahre das zehnte Stück nimmt, welches nach der vor zwey hundert Jahren schon gewesenen Auflage jährlich das dreyßigste ist. Der König bezahlt damit seine Ministers und Officiers und unterhält auf die nehmliche Art seine Armee, welche gemeiniglich keinen andern Sold, als freyen Unterhalt hat.

Das Recht der Thronfolge ist nicht so eingerichtet, daß sich nicht deshalb unter den Königlichen Prinzen große Streitigkeiten erheben. Die Regenten glauben demjenigen von ihren Kindern die Krone überlassen zu können, der derselben am würdigsten ist und die Großen verordnen manchmal auf die nehmliche Art, ob gleich das Gesetz den nächsten männlichen Erben auf den Thron ruft. So übertrug die Kaiserin Helena zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, mit Genehmhaltung des Patriarchen Marcus, die oberste Gewalt dem David Etana Denghel, zum Nachtheil des Naod, seinem ältern Bruder. Nach der Erzählung des Tellez scheint es, daß die natürlichen Kinder auch manchmal die Krone erhalten, ob sie gleich nach den Reichsverfassungen ausgeschlossen werden. Also verursachen der Ehrgeitz und der Rottirungsgeist öfters große Staats-Veränderungen; welches in allen Ländern geschieht, wo die höchste Macht in den Händen eines Menschen ist und die Gesetze nichts vermögen, weil es keine Regimenter giebt, die die Pflicht auf sich hätten, sie zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten.

Axuma, sonst die Residenz der Monarchen. Die Abeßiner nennen sie Acsum. Sie liegt gegen die Mitternächtliche Seite von Nieder-Ethiopien zwischen den vierzehnten und funfzehnten Grad der Breite, sechs oder sieben Tagenreisen von rothen Meer. Diese Stadt, welche vor Alters wegen der Anzahl seiner Einwohner, wegen seiner Größe und prächtigen Gebäude, davon man noch

noch einige Spuren findet, berühmt war, ist jetzo nur ein kleines Dorf von etwa hundert Feuerstädten. Sie wurde fast gänzlich während des Adelschen Kriegs unter der Regierung des Menas verheeret. Die Prinzen empfingen hier sonst den Kaiserlichen Schmuck und Malac Saghed ließ sich im letzten Jahrhundert daselbst krönen.

Die Negus haben heut zu Tage keine stete Wohnung. Sie halten sich unter Zelter auf, die sie an die Orte schaffen, wo sie bleiben wollen. In Dembee haben sie sich seit mehr den hundert Jahren aufgehalten. Die Felder, deren Umfang sehr groß ist, sind in vier Qvartiere eingetheilet, davon jedes seinen Commendanten hat. Die Kaiserlichen Zelte sind in der Mitten, rund herum ist ein groser leerer Platz, der sie von den übrigen Zelten absondert. Und den übrigen Theil des Feldes besetzen seine Officiers, seine Bedienten, seine Wache, die Kaufleute, Künstler und Handwerker von allen Arten, welche ihre Weiber und Kinder bey sich haben. Einige wohnen unter Zelten, andre bauen sich kleine Hütten aus Aesten auf und decken sie mit Stroh. Diese zusammengesetzten Wohnungen, welche Gassen und an manchen Orten breite Plätze haben und mit aller nur erdenklichen Symmetrie geordnet sind, gleichen von weiten einer großen Stadt.

Zur Aufbauung dergleichen irrenden Städten, davon die Form die nämliche bleibt, sie mögen sie nun hinstellen, wohin sie sie wollen, brauchen sie blos etliche Stunden. Man wählt gemeiniglich

lich die Ufer eines Flusses oder einer See und ein reiches Land an Holz und Weiden. Der Fit Aurari, Befehlshaber der Avantgarde, pflanzet anfangs eine große Stange und bindet daran die Kaiserliche Fahne. Von diesen Orte aus nehmen die andern Officiers ihre Richtung, um die Gassen in gehörige Weite anzulegen. Jeder weiß, was er dabey zu thun hat und unternimmt es ohne Murren und Streit. Will der Kaiser die Wohnung verändern, so schlägt man die Zelte in der nehmlichen Ordnung ab, als man sie aufgeschlagen hat und bey dem ersten gegebenen Zeichen ist alles zum Aufbruch fertig. Die Abeßiner sind durch eine lange Gewohnheit zu diesen regelmäßigen Bewegungen abgerichtet worden und bezeugen in dieser Sache nicht weniger Mühsamkeit, als die Araber und Tarter, welche ihr Leben unter Zelten zubringen.

Auf diesen Feldern giebt es zwo Capellen, eine hat die Gestalt der alten Bundeslade, die die Abeßiner seit der Zeit des Menilehec zu besitzen glauben und mit großer Sorgfalt zu Axuma in der Kirche bewahren. Man bemerkt, daß diejenigen, die den Kaiser in seinen Feld-Residenzen begleiten, großen Einfluß in die Regierung des Staats haben. Es werden auch in der That auf dem Kaiserlichen Feld alle Sachen von Wichtigkeit abgethan, man mag Gesetze geben oder abschaffen und gemeiniglich haben die Verschwörungen wider den Kaiser oder seine Ministers daselbst ihren Ursprung. Da die Vornehmsten der Nation an diesem Orte versammlet sind, so geben sie,

wenn

wenn ich mich so ausdrücken darf, die erste Bewegung allen Triebfedern der Machine und ihr Verhalten dient dem Volke zum Beyspiel und zur Regel; welches man gar deutlich in den erzählten verschiedenen Staats-Veränderungen gesehen hat.

Der König bleibt wohl manchmal in einer Gegend drey bis vier Jahr. Die Länder die am meisten besucht werden, sind Coja, Gorgora, Dancaza, und Guendra und gehören alle zur Provinz Dembee und nur einige unwissende Scribenten haben sie unter die Zahl der Städte gebracht. Der Pater Pays, ein emsiger Jesuit, baute zu Gorgora, auf den Ufern der Dembeischen See, einen artigen Pallast, wo der König Winterszeit zu wohnen pflegte. Die Abessiner bewunderten dieses Hauß von zwey Stockwerken, weil ihnen diese Art zu bauen unbekannt ist. Sie sagten, der Missionar hätte ein Hauß auf das andre gebaut und gaben dem Pallast einen dieser Idee gemäßen Nahmen.

Nichts ist einfältiger und mäßiger als die Tafel des Monarchen. Er zieht Niemanden jemals dazu, aber wenn er davon aufgestanden ist, so erlaubt er manchmal seinen Günstlingen daran Platz zu nehmen, und die Ueberbleibsel zu verzehren, welches für eine große Ehrenbezeugung gehalten wird. Susnejos erlaubt den Jesuiten etwas mehr: er ließ sie in seiner Gegenwart speisen, aber an einer andern Tafel, die an die Seite der seinigen stund. Diese Tafeln sind rund, sehr nie-

drig,

drig, und haben nur fünf oder sechs Fuß im Umfange. Man stellt sie entweder auf sehr saubre Decken oder Tapeten.

Der Gebrauch von Tischtüchern und Servietten ist ihnen überhaupt unbekannt; aber man decket die Tafel mit sehr dünnen und breiten weitzenen Kuchen, welche statt des Brods zugleich dienen und woran man sich die Finger abdrocknet. Man hat keine Messer, Löffel, noch Gabeln. Die Schüsseln sind von schwarzer Erde mit geflochtenen und künstlich gefärbten Strohdeckeln. Die Weiber tragen sie auf. Sie enthalten gemeine Gerichte, als Zugemüse, gebratenes und gekochtes Fleisch und verschiedene nach ihrer Landes-Art zubereitete Suppen. Der König und die Grossen geben sich selbst nicht die Mühe, die Speisen in Mund zu stecken, sondern die bey Tische aufwartenden Sclaven zerschneiden das Fleisch in kleine Bissen, vermischen sie mit Brod, Suppe und Zugemüß und machen davon dicke Kugeln, die sie ihre Herren verschlucken lassen, beynahe, sagt Ludolf, als wie man Gänse und dergleichen Federvieh stopfet, haud secus ac si altiles aves saginarent.

Die Abeßiner trinken erst nach dem Essen. Vor und nach Tische wird allzeit ein Gebeth aus den Psalmen Davids gesprochen. Bey großen Gastmalen der gantze Psalter, indem sich die Gäste, unter die Psalmen theilen und sie in einer sehr kurtzen Zeit gebetet haben. Dieser fromme Gebrauch wird manchmal bey der Tafel des Königs beybehalten.

Die

Die Ceremonie bey Einsetzung eines Regenten ist merkwürdig. Folgendes geschah bey der Krönung des Susnejos, der zu Axuma gesalbt seyn wollte. Die Ceremonienmeisters überreichten dem Könige eine Art von Verhaltungsbefehl den sie ablasen und welcher alle die Gebräuche, die dabey beobachtet werden sollten, enthielt. Die Armee, in Schlachtordnung gestellt, setzte sich in Bewegung. Die Infanterie marschirte erst, hernach die Reiterey. Darauf erschien der Kaiser auf einem prächtigen Pferde, vor dem alle Großen des Hofs ritten. Man kan keine wohlgekleideter und prächtigere Armee als diese gesehen haben. Als man bey einem großen Felsen, nicht weit von dem Axumaischen Tempel, auf welchen auf altväterische Art unbekannte Charaktere gegraben waren, ankam, so stieg der König mit seinen Hofleuten ab. An diesem Orte wurden sie durch viel Mädchen aufgehalten, welche ein langes Seil mitten in dem Wege ausgestreckt hielten, und ihnen den Weg verrannten. Susnejos stellte sich, über diese schwache Schranken überzusetzen und sie fragten ihn, wer er wäre. Er antwortete: ich bin der König der Israeliten; worauf sie erwiederten: nein, du bist nicht unser König. Man that das andre mal die nehmlichen Fragen und gab auch die nehmliche Antwort und der König zog sich im Lachen zurück. Aber da er zum drittenmale gefragt wurde, antwortete er: ich bin der König von Sion und zerhieb mit seinen Sebel das Seil. Alsdenn schrieen die Mädchen: wahrhaftig du bist unser König. Zu

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

gleicher Zeit erhob das Volk ein Freudengeschrey unter Abfeuerung der Flinten und Ertönung der Trompeten, Paucken, Flöten und andrer kriegerischen Instrumenten. Abuna, der einzige Bischof in Abeßinien, führte mit einer großen Begleitung von Priestern und Mönchen den Susnejos in die Kirche, salbete ihn auf dem Chore, setzte ihm eine Art von Mütze auf, die mit blauen Atlas gefüttert und mit goldnen und silbernen Blumen, welche den Lilien gleichen, gesticket und mit einigen falschen Steinen besetzet ist. Die Abeßinischen Regenten haben keine andre Krone und tragen kein Scepter. Das Volk bildet sich ein, daß diese Mütze, ungeachtet der falschen Steinen, ein wunderbares Werk sey, welches die Engel von Himmel gebracht haben; und diese Einbildung ist sehr alt, weil der Bischof von Asmonin, Verfasser des zehnten Jahrhunderts, davon als von einer unzweifelhaften Sache redet.

Sie nehmen bey ihrer Besteigung des Throns nebst ihren Taufnahmen einen besondern an; einen Nahmen den ihn die Schmeichley giebt, und gemeiniglich ein Lob enthält, welches sie noch nicht verdienen und das sie sich auch nicht allzeit zu verdienen bestreben. Zum Beyspiel: Atznaf-Saghed, der Geehrte an allen Enden der Welt; Melec-Saghed, verehrungswürdiger Monarch; Adamas oder Vang-Saghed, kostbarer Stein ꝛc. ꝛc.

Ihr gemeiniglicher Tittel ist Negus oder Neguca Nagast Zayopja, das heißt König der Aethi-

Aethiopischen Könige. Redet man mit ihnen, so nennt man sie Hatzeghe, das heißt, großer Fürst. Aber fügt man ihren Taufnahmen hinzu, so braucht man das Verringerungs-Wort Hatze: Hatze Jacob, Hatze Basilides, Hatze David, König Jacob, König Basilides rc. Denghel nahm folgende Tittel an: Ich, der ich in der Tauf den Nahmen Etana Denghel und den Nahmen David bey meiner Krönung erhalten; der Geliebte Gottes, die Stütze des Glaubens, der Abkömlung des Stammes Juda, Sohn des Davids, Sohn des Salomon, Sohn der Säule Sions ... Kaiser von Ober- und Nieder-Aethiopien ... König von Shewa, Gafata, Fategara Angot, Davara, Hadee, Bali, Ganza, Vanga, Gojam, Amhara, Bagemdra, Dembee, Tigre und s.w. Diese Tittel befinden sich in den Briefen, welche Alvarez in Nahmen des Kaisers David an den Pabst und an den König von Portugall geschrieben hat. Aber Ludolf giebt sie für eine Erfindung des Alvarez aus, und wenn sie ja der Abeßinische König bey dieser Gelegenheit angenommen hat, so ist es auf Anrathen der Portugiesen geschehen; welches durch andre Briefe seiner Nachfolger bewiesen werden kann, deren Anfang nur folgende Worte in sich fassen: Der Brief des Malag Saghed, des Königs der Aethiopischen Könige gelange an heiligen Patriarchen zu Rom; der Brief des Atznaf-Saghed, des Königs der Aethiopischen Könige gelange an unsern Bruder

Dom Philipp, König der Spanischen Könige. Und in keinen andern Benennungen schreibt er an seine Unterthanen und seine Unterthanen geben ihm auch keine andre in ihren Schreiben. Ite, ist der eigentliche Tittel für die Königin und die Prinzeßinnen aus Königlichen Geblüte. Redt man aber mit der Königin, so heißt sie Iteghe.

Der Nahme Priester Johannes, den man diesen Prinzen gegeben, ist auch eine Erfindung der Portugiesen, wenn man deshalb Ludolfen und den Pater Tellez trauen darf. Nach diesen Scribenten war folgendes die Ursache. Ein Portugiesischer Prinz, mit Nahmen Peter, laß in einem Berichte des Venetianischen Marcus Paulus, daß es in Indien einen mächtigen König gäbe, welcher die Christliche Religion hätte und der Priester Johannes hieß. Er schlug dem geheimen Rathe vor, die Entdeckung der Staaten dieses Monarchen zu versuchen und sich zu bemühen, mit ihm in ein Bündniß zu treten. Die Portugiesen giengen dazumals mit dem großen Entwurf schwanger, den gantzen Indianischen Handel an sich zu ziehen und wendeten daran alle ihre Kräfte. Man nahm das Project des Peters an; aber es wurde erst nach seinem Tode unter Johann, den andern, ausgeführet. Man warf die Augen auf Peter Corillan und Alfonsus Payva, welchem 1480. unter andern Dingen mit aufgetragen wurde, in Asien die Staaten von dem Priester Johannes zu suchen. Sie begaben sich

nach

nach Indien, jeder von ihnen nahm einen verschiedenen Weg, um desto glücklicher in ihren Entdeckungen zu seyn. Payva starb auf dieser Reise und Corillan kam nach Aegypten zurück, ohne dieses chimärische Reich entdeckt zu haben. Aber da er in den Häfen des rothen Meers erfuhr, daß in Abeßinien ein mächtiger Kaiser wäre, welcher in seiner Hand ein Kreutze trüge, und dessen Unterthanen sich zum Christenthum bekenneten, so vermuthete er, daß es der Priester Johannes wäre, und gab davon dem Portugiesischen Hof ganz zuverläßige Nachricht. Er gieng selbst nach Aethiopien, um diesen Monarchen zu sehen, und seit dem, sagt Tellez, haben die Portugiesen geglaubt und ganz Europa versichert, daß der König von Abeßinien der wahre Priester Johannes sey.

Wir wollen einige kurtze Anmerkungen über diese Erzehlung machen.

1) Der Priester Johannes, von welchem Marcus Paulus redet, war ein Prinz in dem Mitternächtlichen Asien, mit Nahmen Ounghcan und mit der Würde des großen Khan der Keraitischen Tartarn bekleidet. Ich habe anderswo von den über diesen Prinzen ausgestreuten Märchen und von der Leichtgläubigkeit des Pabsts, Alexander des 3ten geredt, der ihn in einer Breve den Nahmen eines heiligen Predigers, sacerdotis sanctissimi, beylegte, ob er gleich weder ein Christ noch ein Priester war. Sein Reich ward gegen das Jahr 1202. durch Zingiskhan zerstöret.

ret. Also haben die Portugiesen mit Willen gefehlt, da sie sich einbildeten, in Afrika diesen vermeinten Priester Johannes gefunden zu haben, welchen Marcus Paulus, ihr Anführer, in Asien gesetzet hat.

2.) Man muß gestehen, daß der Nahme Priester Johannes von den Europäern den Abeßinischen Königen etliche Jahre vor der Reise des Corillan beygelegt worden ist; welches Tellez und Ludolf nicht gewust zu haben scheinen, weil sie versichern, daß man ihnen diesen Nahmen nicht eher als nach den erhaltenen falschen Berichten des Corillan gegeben habe. Ein Brief eines Heermeisters von Rhodos an Carl den siebenden, König von Frankreich, welchen le Grand anführet, läßt uns darüber keinen Zweifel übrig. Man findet darin eine sonderbare Stelle, davon die Uebersetzung also lautet: „Der Priester Johannes, Kaiser von Indien *) hat unter den Sarazenen seinen Nachbaren, **) vornehmlich unter denjenigen, welche sich für Nachkömlinge des Mahomeds ausgaben, ein großes Blutbad angerichtet. Man versichert, daß die Erde mit ihren Leichnamen in einer Weite von drey Tagereisen bedecket war. So unglaublich diese Sache scheint, so wird sie doch von vielen Indianischen Priestern, die vor kurzen zu Rodos „gewe-

*) Von Aethiopien, welches die Alten in Indien setzten.

**) Den Araber.

„ gewesen, bestätiget und durch getreue Doll-
„ metscher berichtet. Man fügt hinzu, daß die-
„ ser nehmliche Indianische König einen Abge-
„ sandten an den Babilonischen Sultan geschickt,
„ mit dem Befehl, ihm anzudeuten, daß, wenn
„ der Sultan mit der Verfolgung der Chri-
„ sten nicht aufhören würde, er den Krieg nach
„ Aegypten, Syrien, Arabien, und in alle Län-
„ der der Muselmänner ohne selbst Mecca, wo
„ das Grab des Mahomets ist, zu verschonen,
„ spielen werde; Ja daß er überdieß noch den
„ Nil anderswohin leiten und Aegypten alles
„ Wasser nehmen wolle, ohne welches diese Pro-
„ vinz nicht bestehen kan . . . „ Dieser Brief
ist zwey und dreyßig Jahr vor der Reise des
Corillan, den 3ten Julius im Jahr 1448. dati-
ret. Man kan gar nicht daran zweifeln, daß er
den König von Abeßinien betrift, welchem die
Griechen und Lateiner gegen Morgen dazumals
den Nahmen Priester Johannes beylegten; ein
den Abeßiniern unbekannter Tittel und um desto
lächlicher, weil in der angeführten großen Reihe
Monarchen nicht ein einziger Johann heißt.

3.) Unterdessen, da es kein Märchen giebt,
das nicht mit einem historischen Grund unterstü-
tzet sey, muß man den Ursprung desselben der
Gewohnheit zuschreiben, welche einige Aethiopi-
sche Könige hatten, sich zu Priestern verordnen
zu lassen. Ein von le Grand angezeigter Schrift-
steller behauptet mit Unwahrheit, daß alle Abes-
sinische Monarchen Priester wären, und

öffentlich geistliche Verrichtungen auszuüben; aber es ist gewiß, daß viele dieser Prinzen mit heiligen Orden bekleidet gewesen sind. Die Chronicken von Abeßinien erzählen, der heilige Elesbaas habe in seiner Regierung alle Tage Messe gehalten und Abraham, einer von seinen Nachfolgern wäre nicht weniger in Ausübung dieses heiligen Amts emsig gewesen, und zween Engel hätten ihm das Brod und den Wein zum Ausspenden gebracht. Um dieses Märchen von dem Priester Johannes auszubreiten, hat man nur den Schauplatz ändern und ihn aus Asien nach Afrika setzen dürfen.

Andrer Artickel.

Von den Weibern und Kindern der Kaiser.

Die Kaiser in Abeßinien machen sich eben kein Gewissen, viele Weiber zu nehmen. Aber nur eine erhält den Tittel Iteghe oder Kaiserin. Wenn der Negus diese Ehre einer Frau zukommen läßt, so führt man sie vor das Kaiserliche Zelt und nachdem sie der König neben sich hat setzen lassen, ruft einer von den vornehmsten Officier des Hofes mit lauter Stimme: der Kaiser hat seine Magd zur Itleghe erhoben. Sie behält diesen Tittel so lange sie lebt, und der Prinz, der den Thron nach ihren Gemahl besteigt, kan ihn keiner andern Dame beylegen und

muß

muß sie wie seine Mutter ehren, wenn sie es gleich nicht ist. Sie speiset niemals mit dem Kaiser noch mit einer andern Man sperson: aber sie kann zu ihrer Tafel so viel Weiber ziehen als sie will.

Die Königlichen Kinder wurden sonst in Abeßinien nach der heutigen Weise der Persischen und Türkischen Prinze gehalten. Man verwieß sie nehmlich in die Provinz Amhara, und setzte sie auf das Gebürge Amba-Geshen, eine Art von Festung, gefangen, wohin es so schwer zu kommen ist, daß man sich eines Stricks bedienen muß, man mag herein oder heraus gehen wollen. Einige arme Hütten, die unter den wilden Bäumen gebaut sind, waren die traurige Wohnung dieser elenden Prinzen. Folgendes erzählt Almeyda von dem Ursprunge dieses barbarischen Gebrauchs. Der Kaiser Aikuna Amlac, welcher unmittelbar nach Vertreibung der Zageennischen Familie regierte, befahl auf seinem Tode, daß seine Söhne sich in die Erbfolge theilen und einer um den andern ein Jahr das Reich beherrschen sollte. Der jüngste von diesen Prinzen verband sich aus Herrschsucht heimlich wider seine Brüder und beschloß sie auf einen Felsen zu verweisen, welcher in Abeßinien zu Staats-Gefängnisse diente. Diese Verschwörungen wurden entdeckt und er empfand selbst das Schicksal, das er seinen Brüdern bestimmt hatte. Man schloß ihn in das Gebürge Amba-Geshen ein. Da der König durch dieses Beyspiel belehrt, befürchtete, daß der Ehrgeitz einmal seine Kinder veruneinigen oder sie

gar wider ihren Vater bewafnen möchte, so verwieß er sie an den nehmlichen Ort. Seine Nachfolger ahmten diese Politicke nach und es wurde endlich zu einen Haupt-Gesetz des Lands. Der Kron-Prinz war demselben so gut unterworfen als die andern und kam nicht eher aus seinem Gefängniß als bis er den Thron bestieg.

Tellez erzählt ein Exempel, welches beweiset, wie hart diese Prinzen gehalten wurden. Da sich einer von ihnen ein Kleid hatte machen lassen, welches ihn auf eine vortheilhafte Art von seinen andern Brüdern unterschied, so nahm es ihm ein Soldate der Wache, zerriß es in Stücken und drohet es dem Negus zu melden. Einige Zeit darauf bestieg der Prinz den Thron und ließ diesen wilden Soldaten holen, welcher sich schon zu seinen Tod bereitete. Aber der König sahe ihn gnädig an und schenkte ihm mit folgenden Worten ein prächtiges Kleid: Es ist eine Belohnung, für die Sorge, die du für meine Auferziehung gehabt hast. Fahre fort, deine Schuldigkeit zu thun und diene mir mit eben der Treu, womit du meinem Vater gedienet hast.

Naod schafte zu Ende des 15ten Jahrhunderts diesen Gebrauch ab. Er hatte einen Sohn von 9. Jahren, welchen er zärtlich liebte. Als er ihn einsmals in Gegenwart der Hofleute caressirte, sagte mit großer Ernsthaftigkeit ein Hofrath zu ihm: Das Kind wird sehr groß. Der junge Prinz, welcher Einsicht hatte, verstand den Sinn dieser Worte und schrie mit Thränen: ach bin ich nur

groß geworden um nach Amba Geshen geschickt zu werden? Diese Klagen machten einen solchen Eindruck auf das Herz des Vaters, daß er verbot, in Zukunft die Königlichen Kinder gefangen zu setzen.

Die Prinzessinnen werden in großer Freyheit erzogen und bringen ihr Leben in entsetzlichen Unordnungen zu. Sie vertauschen ihre Männer, wenn es ihnen beliebt, woferne sie nicht lieber durch Gift oder andre verbrecherische Wege los zu werden trachten. Man beschuldigt sie überdieß, daß sie sich in die Regierung mischten und durch ihre Cabalen häufige Staatsveränderungen verursachten. Das ist ein altes Uebel, über das sich alle Höfe beschweren.

Dritter Artickel.

Von den Ministern und vornehmsten Staats-Bedienten.

Die Abeßinischen Könige vertrauten ihre Macht sonst zween Ministern, mit Nahmen Bahtuded, das ist, Günstlingen. Sie waren in der That die einzigen Vertrauten des Negus, welcher selten mit andern Hofleuten redete und sich niemals dem Volke sehen ließ, sondern sich wegen der ganzen Regierung auf diese beyde verließ. Gleichsam als wenn diese Ministers die zween Arme des Prinzen wären, nannte sich der eine Bahtuded der Rechten und der

andre

andre Bahtuded der linken Hand. Sie misbrauchten ihre Gewalt dermassen, daß sie sich so gar unterfingen, die Kaiser abzusetzen, welches die Negus nöthigte, diese Bedienung einzuziehn.

Die Macht kam hernach in die Hände des Ras, oder General der Armeen, welcher noch furchtbarer als die Bahtuded wurde, weil er die Macht allein besaß, die jene nur getheilt besaßen. Ras Athanasius, welcher diese Bedienung in letzten Jahrhunderte bekleidete, hatte so ein grosses Ansehen, daß er zween Könige *) absetzte. Die Abeßinischen Kaiser haben in Gewohnheit, sie ihren Anverwandten anzutragen, weil sie befürchten, daß sie andre misbrauchen möchten. Aber sie würden viel besser thun, wenn sie die Aemter des Ministers unter viele Personen theilten, sich stets die oberste Gewalt vorbehielten und selbst das Staatsruder führeten. Nur Fleiß und Arbeit macht die Könige von ihren Ministern unabhängig.

Unter des Ras Befehle stehn zween große Bedienten, welche man Bellan Tenot-Gueta, das ist Herren der Solaren nennt. Der erste hat die Aufsicht über die Vicekönige, Gouverneurs über den großen Rath und ordentlichen Richter. Alle Bedienten und Sclaven stehn unter den andern. Man unterscheidet von den übrigen Hofbedienten die Befehlshaber des Lands, die Glieder des Königlichen Raths, die Führer der Gerechtigkeit und den Hauptmann der Leibwache

*) Zadenghel und Jacob.

wache, welchen man auch den Feuerwächter nennt.

Die Gouverneurs der Provinzen haben den ersten Rang unter den auswärtigen Hofbedienten. Der König setzet sie ein und setzet sie nach seinen Willen wieder ab, ausgenommen in gewissen Gegenden, wo er verbunden ist, die Bedienungen bey gewissen Familien zu lassen. Sie haben nach Verschiedenheit der Oerter unterschiedene Tittel. Die Vicekönige von Gojam, Valacka und einigen andern Provinzen heissen Nagash, das ist Rector, Vorsteher: Gojam Nagash, Valacka-Nagash. Andre nennen sich Ras, oder Generals, Angot-Ras, General von Angot, Bugna-Ras, General von Bugna. Einige nennt man nur schlecht weg Shum, das bedeutet, Vorgesetzte, und das ist gemeiniglich der Tittel der kleinen Statthalter-Stellen. Einige, als die Statthalters von Gan und Enarea führen den Tittel König. Die Abeßinischen Monarchen sind darüber nicht eifersüchtig; denn das vergrößert das Ansehn ihrer Herrschaft und berechtiget sie, den Tittel Neguca Nagast, oder König der Könige zu führen.

Ueber den Gouverneur sind in jeder Provinz zween Ministers, davon einer Educ heißt, und die Dienste des General-Lieutenants vertritt, der andre aber Afamacon, und hat die Fortschaffung des Tributs zu besorgen. Jede Stadt hat auch einen Commendanten, welchen man Gadar nennt. Der Educ und der Gadar aber sind dem Afamacon untergeordnet. Die Abeßiner haben

keine

keine Stadt ausser Axuma und zween oder drey andre Plätze. Der meiste Theil ihrer Dörfer ist eine Zusammensetzung von Zeltern und Baraken. Ich habe anderswo angemerkt, daß die Vicekönige, die Ministers, alle vornehme Personen und der Kaiser selbst, unter Zelten wohnen.

Vierter Artikel.

Von den Gerichten und Gesetzen.

Der Proceß ist bey diesen Afrikanern sehr einfach und geht bald zu Ende. Die Partheyen können sich einen Richter wählen. Werden sie darüber nicht einig, so giebt ihnen der Gouverneur einen Richter, welcher alsbald den Ausspruch thut. Jede Parthey führt ihre Sache und stellt ihre Zeugen. Wie es gar leicht ist, sie für Geld zu bekommen, so läuft die Unschuld Gefahr, unterdrückt zu werden, vornehmlich in peinlichen Sachen, wo man die Zeugen des Klägers blos hört.

Man kann von diesem Gericht an das Hofgerichte oder an den König selbst appelliren. Aber es geschieht selten, so wohl wegen des Aufwands und der Beschwerlichkeit der Reise als auch aus Furcht, den Gouverneurs zu misfallen, welche glauben, daß dieses Appelliren ihrem Ansehn und ihrer Ehre nachtheilig sey und sie über lang oder kurz Gelegenheit finden, sich deshalb zu rächen. Dergleichen Richter zu bestechen, ist nicht sehr

schwer.

schwer. Ihre Ungerechtigkeiten sind unzählbar, und sie sind gewohnt, wenn sie ihre Bedienung niederlegen, sich bey dem Hofe eine Amnestie für alle Gewalthättigkeiten, die sie begangen haben, auszubitten. Diese ungerechte Gnade gesteht man ihnen fast allezeit zu und bestärket sie also in ihren Ungerechtigkeiten. Aber man läßt sie ihnen auch theuer genug bezahlen.

Eine Frau, die des Ehebruchs überführt ist, verliert ihr Leibgeding und ihr ganzes Vermögen, sie muß auf stets des Mannes Hauß meiden und darf nicht das Geringste mitnehmen. Man läßt ihr nur eine Nadel, damit sie ihr Leben mit Arbeiten erhalten kann. Manchmal scheert man ihr das Haupt gar ab, aber dieses beruhet auf dem Willen des Manns. Der Mann, wenn er die eheliche Treu bricht, kommt mit einer Geldstrafe weg, wovon ein Theil seiner Frau zufällt.

Wenn der Mann der Ankläger des Buhlers seiner Frau ist und sie überführen kann, so muß ihn der Schuldige vierzig Kühe, vierzig Pferde und vierzig Kleider geben. Diese Strafe heißt Circoarba. Kann sie der Buhler nicht gleich auf der Stelle bezahlen, so ist er bis zur völligen Bezahlung des Ehemanns Gefangner. Im Fall einer gänzlichen Unmöglichkeit zu bezahlen, vergleicht er sich mit seinem Gegner. Man trägt Wein und Fleisch auf; der Mann und der Nebenbuhler trinken und essen miteinander, hernach bittet der Schuldige den beleidigten Ehemann um Verzeihung, der endlich von einem Theil seiner Foderungen absteht.

Ein

Einer, der seine Frau überdrüßig ist, hat tausend Mittel, seine Heirath zu vernichten. Er kann sie auch so leicht wiederbekommen, als er sie verlassen hat, wenn er auch schon eine andre geheyrathet hätte. Alles was das Gesetz heischt, besteht darin, die andre fortzuschicken. Also dauern diese Bündnisse nicht länger als die Gatten einander leiden können.

Die Strafe des Mörders überläßt man dem Gutdünken der Anverwandten des Ermordeten, welchen man den Mörder ausliefert. Sie können ihm für eine Geldsumme das Leben schenken oder ihm am Leben strafen. Wenn sie das letztere thun, so tödten sie ihn gemeiniglich mit einem Spiesse. Der nächste Anverwandte des Getödteten giebt ihm den ersten Stich; die andern stechen hernach in ihrer Ordnung und die zur letzt kommen, tauchen ihren Spieß in dem Blute des Verbrechers, um anzudeuten, daß sie an der Rache theil nehmen.

Geschieht ein Todtschlag, davon der Urheber nicht entdeckt wird, so werden alle Einwohner des Orts, wo er geschehen ist, zu einer grossen Geldstrafe verdammt. Daher entgehen wenige Mörder der Rache der Richter. Das Stehlen, versichert ein Scribent, sey in Abeßinien dergestalt gebilliget, daß ein Anführer von Spitzbuben seinen Rang erkaufe und dem König Tribut zahle. Da er keinen Gewehrmann deshalb anführt, so kann man ihn mit Recht der Unwahrheit beschuldigen. Tellez sagt nur, das Land ist voller Diebe,

welche

welche sich Haufenweise versammlen und fast ungestraft dieses Handwerk treiben, weil sie sich durch ihre Menge furchtbar machen und ihnen die Gebürge des Lands Schutzorte darbieten, wohin man ihnen unmöglich nachsetzen kann. Es giebt keine Gefängnisse für die Verbrecher. Aber um sich derselben zu versichern, bindet man sie mit einer Kette und steckt einen Ring derselben an ihre rechte Hand, den andern aber an die linke Hand des Soldaten oder der Wache, welche für ihn stehn muß. Die Römer legten ihre Verbrecher auf eben diese Art in Ketten.

Die gebräuchlichsten Todesstrafen sind die Reinigung, Erdrosselung und Decollirung. Manchmal gräbt man einen Menschen bis an das Kinn lebendig ein, bedeckt sein Haupt mit Reißig und drüber mit einem grossen Stein. Stockschläge und Geisselung sind die gewöhnlichen Strafen für Vergehungen, die nicht den Tod verdienen. Die Edlen des Lands straft man damit, daß man sie auf die Insel der Dembeischen See verweißt oder auf einen von den unsteigbaren Felsen, welcher denen Staatsverbrechern statt der Gefängnisse dienen.

Fünfter Artickel.

Von der Kriegsmacht und Kriegsart der Abeßiner.

Die Abeßiner haben von Natur eine kriegerische Laune. Da sie gewohnt sind, ihr Leben unter Zelten zuzubringen, so ertragen sie geduldig

rauhe Luft, Frost, Kälte, Durst, Hunger und alle Mühseligkeiten des Kriegs. Sie sind tapfer, geschickt, gute Reiter und zur Regierung nicht unfähig. Sie bekommen keinen Sold und begnügen sich mit den kriegerischen Belohnungen, welche der König giebt und gemeiniglich in Schenkungen gewisser Ländereyen bestehn.

Der Staat unterhält die Soldaten nicht eher als im Felde. Die Statthalter bekommen Befehl, daß jeder aus seiner Provinz das Nöthigste der Armee zuführen lasse. Sie liefern die Auflagen mit grosser Genauigkeit, weil sie sonst noch einmal so viel liefern müssen, wenn sie es unterlassen. In diesem Stück ist der Landmann bisweilen sehr geplagt, und überdieß noch verbunden, die Wege, wo die Armee gehen soll, eben zu machen.

Die ganze Miliz des Königreichs besteht in 35000 Mann zu Fuß und in vier oder fünf tausend zu Pferde. Ihre ordentlichen Waffen sind die Zagaie, eine Art von Spiesen, die sie mit grosser Geschicklichkeit werfen; die Picke, der Sebel, das Schild und eine Art von Hammern mit Nahmen Bolota, die von sehr harten Holz gemacht sind. Der Gebrauch der Pfeile ist ihnen unbekannt, doch die Zagaie werfen sie mit so vieler Stärke, daß sie oft durch Schild und Küriß geht. Sie haben vier oder fünfhundert mit Musketen bewafnete Soldaten, aber sie gebrauchen dieselben so schlecht, daß sie mit ihnen

ihnen keinen grossen Vortheil über den Feind erhalten.

Bey dem anhaltenden Regenwetter gehn sie niemals zu Felde; denn die Wege sind alsdenn nicht zu reisen, und die kleinsten Bäche werden so grosse Flüsse, daß sie nicht hinüber kommen können, weil sie weder Schiffe noch Pontons haben. Allein sie führen in den übrigen Jahrszeiten den Krieg, und liegen stets mit den Gallern, die ihnen weder Friede noch Waffenstillstand geben, in Streit. Sie wissen die Kunst nicht, sich in Schlachtordnung zu stellen, obgleich die vortrefliche Einrichtung ihrer Märsche und Läger natürlicher Weise sie zu dieser Kenntniß führen sollte. Ihre Art zu streiten, besteht darin, daß sie alle auf einmal auf den Feind stürzen. Wenn die an der Spitze stehenden Soldaten in die feindliche Armee brechen, so folgen die andern und der Sieg ist bald erhalten. Werden sie aber zurückgeschlagen, so geschieht die Niederlage eben so bald; sie fliehen und können unmöglich wieder vereinet werden. Diese schlechte Kriegsart hat schon oft gemacht, daß sie viele Schlachten wider die Galler verlohren haben.

Die Befestigungskunst verstehn sie nicht besser. Sie würden sich durch dieses Mittel den Einfällen der Feinde widersetzen können, wenn sie vornehmlich gewisse Pässe besezten, wo eine Handvoll Soldaten mit etlichen Canonen ganze Armeen zurückhalten kann. Aber alle diese kriegerische Kunstgriffe wissen sie nicht. Abeßinien ist also

von allen Seiten den Ausfällen der Barbaren ausgesetzet, ob gleich kein Land leichter zu vertheidigen wäre als das ihrige.

Siebender Artickel.

Betrachtungen über die Abeßinische Regierung.

Nachdem wir die verschiedenen Stände dieses Volks durchgegangen sind, so wird es nicht undienlich seyn, etliche Anmerkungen über die Natur ihrer Regierung zu machen. Die Haupteinrichtung hat gleich einen Fehler. Erstlich ist der König zu unumschränkt. Er regiert ein Volk Sclaven, die ihm aus Furcht oder Eigennutz dienen. Solche Banden sind nicht stark genug, eine unzertrennliche Vereinigung zwischen Regenten und Unterthanen aufzurichten. Die Staatsveränderungen müssen öfters entstehn und entstehn auch in der That. Ein Volk, welches nichts eigenes hat, bekümmert sich wenig um den Umsturz seines Staats. Sein Elend kann nicht grösser werden als es ist und es kann eher eine Besserung für sich hoffen, wenn es einen andern Herrn bekömmt.

Der andre Fehler dieser Regierung ist der, daß man die Gnadenbezeugungen feil hat. Der König verkauft an seine Unterthanen alle Ländereyen und läßt so gar an die Meistbietenden die vornehmsten Bedienungen des Königreichs und die

die Statthalterschaften. Die Ministers und Viecekönige sind wiederum in ihren Fächern so uneingeschränkt, als der König selbst und verkaufen alle ihnen untergeordnete Aemter. Auf solche Art ist alles der Plünderung ausgesetzt und das Volk seufzet unter der härtesten Unterdrückung.

Das ungewisse Recht der Thronfolge ist der dritte Misbrauch, welcher den Staat in grosses Unglück versenkt. Die Könige, aus sonderbarer Liebe gegen ihre Prinze, bestätigen diese Unordnung, und die Grossen eignen sich nicht weniger die Macht zu, nach ihren Willen mit der Krone zu schalten, wenn sie sie nur einem Prinzen vom Kaiserlichen Hause zukommen lassen. Sie denken darin, wie die Türken, welche, ungeachtet der Gewaltthätigkeiten, die sie wider ihre Kaiser verüben, dennoch gegen die regierende Familie eine grosse Zuneigung behalten.

Der letzte Fehler, den ich anmerken will, betrift die Lebensart, welche die Könige ihren Unterthanen verstatten und der sie so sehr ergeben sind als das Volk selbst. Es ist ganz ein besonder Umstand, daß eine Nation, die sonst gesellig und höflich ist, keine andre Wohnungen als Zelte und Hütten von Rohr hat und nach Art der Wilden im freyen Felde wohnt. So ein wildes Leben raubt ihnen die vornehmsten Vortheile der Gesellschaft; aber es ist eine nothwendige Folge ihrer üblen Regierung. Um diesen Misbrauch abzuändern, müßte der König dem eitlen Recht

des Eigenthums aller Güter entsagen, das ihn nicht reicher macht, und auf immer seinen Unterthanen den Besitz der Güter abtreten, welchen er ihnen nur auf eine kurze Zeit zugesteht. Die Felder würden besser bebauet werden, weil jeder zu seinem Vortheil arbeitete und gewiß wäre, daß er durch Verbesserung derselben sich bereicherte. Die Einwohner, welche eine beständige Wohnung hätten, würden sie viel bequemer und nutzbarer machen und da einer nahe an des andern seinem Lande um die Wette anbauen würde, so könnten im Reiche bald Flecken und Dörfer entstehn. An den Oertern, wo sie den Anfällen der Feinde ausgesetzt wären, würden sie ihre Wohnungen zu bedecken suchen; sie würden die Flecken mit Mauern umgeben und daraus Städte machen. Die wohlhabensten Bürger würden die Wohnungen in Ringmauern allen andern vorziehen, um entweder daselbst desto sicherer ihre Reichthümer zu bewahren oder ein angenehmeres Leben zu führen. Die Pracht würde gar leichte steigen, man würde Tag für Tag auf neue Bequemlichkeiten sinnen und die Armen würden zum Vergnügen der Reichen und zu ihren eigenen Nutzen Künste erdenken. Das wären die Vortheile, die in Abeßinien eine bessere Regierung verschaffen könnte.

Drey-

Dreyzehntes Hauptstück.

Von den Sitten der Abeßiner.

Das Volk lebt in einer Einfalt, die etwas von der Wildheit hat. Diejenigen, die sich nicht unter Zelten aufhalten, bewohnen Hütten von Weiden, davon einige in der Rundung eines Trichters sind, und Bethnugus hiessen, andre wiederum länger als breiter gebauet und Sacala genannt werden. Es giebt noch andre wenige, welche von Steinen aufgerichtet sind. Aus dergleichen armen Hütten bestehn die Dörfer, worinne man keine andern Möbeln als Matten und Decken findet.

Ihr Tisch ist nichts weniger als verschwenderisch. Das Tafel-Geschirr der Großen und des Kaisers selbst ist von Erde. Die meisten backen sich ihr Brod selbst alle Tage. Es ist so flach als ein Kuchen und bedeckt ihren ganzen Tisch, welcher oft so groß ist, daß funfzehn Personen daran sitzen können. Die Großen berühren ihre Speisen niemals selbst, sie halten wie ich oben bemerkt habe, Bediente, die ihnen das Fleisch zerschneiden und die Bissen in Mund stecken. Sie bilden sich ein, daß es die Würde ihres Stands erfodere große Bissen hinterzuschlucken und untern Essen viel Geräusch zu machen: nur die Bettler, sagen sie, müssen kleine Bissen aus Noth machen und die Diebe essen ohne Getöse.

Ihr größtes Traktament ist ein Stück rohes und noch blutendes Rindfleisch, auf welches sie viel Salz und Pfeffer streuen und die Galle des Thiers statt der Würtze gebrauchen. Sie trinken sie auch als ein angenehmes Getränke und reichen sie ihren vornehmen Gästen aus Ehrerbietung. Einige würzen ihr Fleisch mit einer Art von Senf, Manta genannt, welcher aus Darmfett gemacht und mit Butter, Salz, Pfeffer und Zwiebeln gekocht wird.

Aber ihr ordentliches Getränke ist Bier und Meth, welches bey Besuchen sehr übermäßig getrunken wird. Sie glauben ihre Pflicht unterlassen zu haben wenn sie einander nicht trunken machen. Sie setzen sich in einen Kreis um die Hütte herum. Ein Knecht bringt den Bierkrug und trinkt zuerst, reicht es hernach den Anwesenden, die nach der Reihe herum trinken. Der Besuch endiget sich nicht eher, als bis man nichts mehr zu trinken bringt.

Ihre Kleidung besteht in einem kleinen Camisol und in ein paar Hosen von grober Leinwand. Die Stands-Personen tragen Röcke, die bis an die Mitte der Beine gehen, und Hosen, die sie ganz bedecken. Der Theil der Hosen, der das dicke Bein deckt und worüber der Rock geht, ist blos von grober Leinwand, der unbedeckte aber von reichen Stof, welches man gewahr wird wann sie sitzen oder reiten; aber daraus machen sie sich wenig und der König selbst schämt sich dieser Sparsamkeit nicht. Auf ihr Haar wenden

sie

sie besondere Sorgfalt, sie schmieren es mit Butter, um es recht glänzend zu machen und flechten es mit vieler Mühe. Aus Furcht ihren Haarputz einzureisen bedecken sie sich nicht und stützen des Nachts ihren Hals auf eine Gabel, welche ihnen statt des Kopfküssen dient und das Haar frey herumfliegen läßt.

Die Alten tragen runde Mützen und manchmal Turbans auf Türkische Art. Das Volk findet einen ausnehmenden Geschmack an lebhaften Farben, vornehmlich an der rothen.

Die Weiber sind mit ihren Haarputze eben so sorgfältig und verändern ihn auf vielerley Weise. Die Ohrengehänge und Halsbänder sind der vornehmste Schmuck ihres Kopfs. Sie sollen ein viel liederlichers Leben führen, als die Morgenländischen Weiber; ungestraft ihre Männer betrügen können und sich sehr oft dieser Freyheit bedienen.

In keinem Lande kan man mit wenigern Kosten reisen. Wenn ein Fremder in ihr Lager oder in ihr Dorf kommt, so wird er gewöhnlicher Weise umsonst mit allen seinen Bedienten beherbergt, beköstiget, und von den Einwohner des Orts mit allen Nothdürftigen versehen. Diejenigen aber die es unterlassen, werden mit einer großen Geldstrafe belegt. Dieser Gebrauch ist so stark eingeführt, daß ein Reisender frey in ein Hauß einsprechen kann, dessen Besitzer er niemals gesehen hat. Er ißt, trinkt und schläft: kurz er lebt

darin so vertraut, als wenn er bey seinem besten Freunde wäre.

Ungeachtet dieser Bequemlichkeiten reisen die Abeßiner doch sehr wenig und kommen fast gar nicht ausser Lands. Ehe Aegypten unter die Botmäßigkeit des Türkischen Kaisers fiel, war es sehr gewöhnlich, nach Jerusalem zu wallfahrten. Aber die Türkischen Bachas und die Mahometanischen Prinzen, die sich in Abeßinien gegen Morgen und Mitternacht festgesetzt haben, machen ihnen heut zu Tage unüberwindliche Hindernisse. Da sie Herren von allen Häfen des rothen Meers sind, so haben sie gleichsam die Schlüssel zu Ober- und Nieder-Aethiopien und bewahren so sorgsam die Päße, daß man unmöglich ihre Wachsamkeit hintergehen kann. Und so schwer es den Abeßiner wird, aus diesen Schranken zu kommen, eben so schwer wird es den Fremden, vornehmlich den Europäischen Nationen, ihr Land zu betreten.

Das männliche Geschlecht verheirathet sich vor dem zwölften Jahr und das weibliche um das neunte oder zehnte. Bey diesem Volke sind die Verlöbnisse in Gewohnheit, wie bey uns; aber sie geschehen nicht in der Kirche. Der Priester läßt sich in das Hauß des zukünftigen Ehepaars bringen uud stiftet mit gewissen Gebeten die erste Vereinigung unter ihnen. Alsdenn gehn sie in die Kirche, wo sie der Priester Beichte hört, ihnen das Abendmahl reicht und sie einsegnet. Alvarez sagt, daß man die Abeßiner an der Kirchthür

thür verheyrathe, wo man eine Art von einem Bette zubereite. Wenn sich das Ehepaar auf den Sopha gesetzet hat, so geht er mit den Creutze und Rauchfasse um dasselbe in Proceßion herum. Hernach legt er die Hände auf sie und nach einer kurzen Vermahnung und gehaltener Messe giebt er sie zusammen.

Es ist auch noch Gebrauch, dem Mann und der Frau einen Kranz aufzusetzen, welchen sie acht Tage tragen und mit eben den Ceremonien ablegen, als sie ihn aufgesetzet haben, das ist, man sagt gewisse Gebeter mit einer Einsegnung her. Diesen Gebrauch haben die Griechen mit allen Morgenländischen Christen gemein, welche dieserwegen das Sacrament der Ehe die Bekränzung nennen, wenn es rechtmäßige Ehen sind; denn die andern heissen sie Ehen ohne Bekränzung.

Uebrigens verdienen sie kaum den Nahmen Ehen, vornehmlich da sich die Abeßiner zur christlichen Religion bekennen; denn sie werden eben so leicht von einander geschieden als zusammen gegeben. Ein nicht allzuheftiger Streit oder ein gleichseitiger Widerwille ist zur Bekräftigung einer Ehescheidung genug; und die Geschiedenen können sich in eine andre Verbindung einlassen. Man wendet sich deshalb an den Abuna oder seine großen Verweser. Thun sie es nicht, so darf man sich nur an einen nicht allzugewissenhaften Prediger wenden und zur andern Ehe schreiten: es hat weiter nichts auf sich, als man wird auf einige Zeit von den Sacramenten ausgeschlossen.

Die Vielweiberey, ob sie gleich in den Kirchenverordnungen verboten ist, wird doch nach den bürgerlichen Gesetzen gedultet, und blos mit dem Bann bestraft. Die Kaiser selbst heyrathen viele Weiber, ohne die große Menge Beyschläferinnen, die sie sich halten, zu rechnen; sie wollen, sagt Ludolf, dadurch zu erkennen geben, daß sie von dem König Salomon abstammen. Die Großen des Reichs, welche ihre Geschlechter von den Juden herleiten, bedienen sich dieses Privilegium unbestraft. Alvarez wohnte bey einem Mann, der drey Weiber und mit ihnen sieben und dreysig Kinder hatte. Der Magistrat schwieg zu seiner Aufführung still und die Priester begnügten sich, ihn mit der üblichen Strafe zu belegen. In der Folge verstieß er davon zwo und der Kirchen-Bann wurde auf der Stelle aufgehoben. Susnajos, da er in die Hände der Jesuiten seinen Glauben abschwor, ward nicht eher als nach Abschaffung seiner vielen Weiber und Beyschläfferinnen zur Beichte gelassen.

Die Priester haben, nach dem alten Kirchen-Gebrauch, die Erlaubniß sich einmal zu verheyrathen; aber thun sie es zum zweytenmale, so werden sie des geistlichen Amts entsezt. Auch der Laye, wenn er ein Geistlicher werden will, muß sich nicht zweymal verheyrathet haben.

Ludolf berichtet uns, daß die Abeßiner sich ordentlicher Weise geistliche Nahmen geben, die entweder aus dem alten und neuen Testament entlehnt

sind,

sind, oder doch mit der Religion einige Ueberein-
stimmung haben. Als:

Zaslasse, Diener der Dreyeinigkeit.
Zachristos, Diener Jesu Christi.
Zamarjam, Diener der Maria.
Zadenghel, Diener der Jungfrau.
Seela-Christos, Bild Jesu Christi.
Hapta-Marjam, Geschencke der Maria.
Tzaga-Christos, Gnade Jesu Christi.
Fekur-Egzi, Geliebter GOttes.
Jesus-Mog, Jesus Christus hat gesiegt
und andre mehr.

So verhält sich es auch mit den Nahmen der Weiber.

Malacotarrit, Göttliche.
Vangelarrit, Evangelische.
Amata-Christos, *) die Magd Jesu
Christi und andre mehr.

Die Abißiner waschen, salben und legen ihre Toden in ihre schönsten Kleider und manchmal in eine Ochsenhaut. Die Anverwandten kommen zusammen, beklagen den Verstorbenen, erheben ein trauriges Geschrey, schlagen an ihre Brust, an ihr Gesicht und die Hände gegen einander. Die zum weinen gedungenen Personen vermehren diesen Lerm und schreyen unter Rührung der Trommeln. In einigen Provinzen, wenn man den Tod eines Anverwandten oder Schutzherrn ver-

*) In gemeinen Reden sagt man ros anstatt Christos. Als Seela-ros, Tzaga-ros, Amata-ros.

vernimmt, wirft man sich mit einer solchen Gewalt zur Erde, daß man manchmal gar nicht wieder aufstehen kann. Die Gafaler, welche gegen Mittag wohnen, geisseln ihren Arm und Kopf auf eine grausame Art. Man legt an des Verstorbenen Seite seine Lanze, seine Waffen, sein Pferd und alles was ihm zugehört.

Ist es eine vornehme Leiche, so legt man sie in einen Sarg, welchen die Priester mit vielem Pomp in die Kirche tragen, aber so schnell gehen, daß man ihnen kaum nachkommen kann. Je angesehner sie ist, desto zahlreicher sind die Begleiter. Tellez versichert, daß der Leiche des Portugiesischen Generals, Christoph von Gama, sechs hundert Mönche und fast sechs tausend Arme beygewohnt hätten. Den erstern gab der Kaiser ein grosses Gastmal, und unter die letztern ließ er beträchtliche Almosen austheilen. Ehe man sie zur Erde bestattete, besprengte man sie mit Weihwasser, räucherte und betete das Evangelium Johannis und einige Psalmen. Hierin ist also die Liturgie der Abeßiner von der unsrigen wenig unterschieden, ausser daß sie Alleluja bey den Toden singen, welches den Portugiesischen Mißionaren sehr sonderbar vorkam. Ob sie gleich für die Ruhe der Toden beten und Allmosen austheilen, so haben sie doch nur einen verworrenen Begriff von Fegfeuer, oder sie glauben vielmehr davon ganz und gar nichts, wie es der Jesuite Almeida selbst gesteht.

Die

Die Abeßiner sind die schönsten Leute in Africa. Sie haben überhaupt eine vortheilhafte Leibesgestalt und einen proportionirlichen Körper. Ihre Physionomie ist angenehm und die Gesichtsfarbe grüngelb, welche sie höher als die weiße Farbe halten. Sie haben keine dicken Lippen noch eingedrückte Nasen, wie die Nubier und Caffer. Doch giebt es auch unter ihnen Weisse von überaus blasser Farbe. Diese karstige Bleiche, welche zufolge vieler Scribenten die Wirkung des Aussatzes oder einer andern Krankheit ist, macht sie ungestalter als die andern Afrikaner, und bringt sie um ihre Handlung.

Sie sind lebhaft, hurtig, stark und zu den härtesten Arbeiten aufgelegt. Sie werden, wie man sagt, gemeiniglich sehr alt. Die Weiber sind in Verhältnis mit ihnen auch nicht schwach. Sie bringen ihre Kinder fast ohne Schmerzen zur Welt, welches in warmen Ländern nichts ungewöhnliches ist.

Was ihre sittlichen Eigenschaften betrift, so versichert der Pater Lobo, daß sie Witz, Geschmack, Einsicht und vortrefliche Urtheilungskraft besäßen, und Tellez; daß sie sanftmüthig, leutseelig, verträglich und allen Streitigkeiten und Zänkereyen gehäßig wären. Es ist kein Volk in Afrika, fährt der letztere fort, welches schätzbare Eigenschaften sowohl dem Körper als dem Geiste nach hat. Man bemerkt auch, daß die Abeßinischen Sclaven mehr gesucht und theurer verkauft werden als die übrigen Africanischen Sclaven.

Ihr

Ihr christliches Erbarmen gegen Arme ist unbeschreiblich groß und es würde ihnen vielleicht mehr Lob bringen, wenn sie ihm gewisse Gränzen setzten. Die Nachsicht die sie ihnen verstatten, trägt zu der grossen Menge Bettler viel bey, welche dem Lande so wohl durch ihr ungestümes Wesen als durch ihre Anzahl zur Last fällt. Ihre Grobheit geht so weit, daß sie die Vorbeygehenden selbst taxiren und wenn sie ihnen nicht so viel reichen, das Allmosen ausschlagen.

Jedoch ist dieser wohlthätige Charakter nicht bey allen Abeßinern gleich. Die Einwohner von Enarea, ein nur vor kurzen erobertes Land, werden wegen ihrer Tapferkeit und Treue und übrigen Eigenschaften des Leibes und des Geists am meisten hochgehalten. Die Abeßiner selbst lassen ihnen diese Gerechtigkeit wiederfahren. Was aber die Einwohner von Tigre anlangt, so werden sie als Leute von sehr schlimmen Sitten, von ausschweifender Leichtsinnigkeit ohne Treu und Menschlichkeit beschrieben und so grausam in ihrer Rache vorgestellt, daß der Haß wider die ganze Familie des Beleidigers nie aufhört. Allein da die Mißionaren große Widersprüche in dieser Provinz bemerkt haben, so ist zu vermuthen, daß dieß Gemälde von den Einwohnern ein wenig übertrieben sey.

Vier-

Vierzehendes Hauptstück.

Von den alten Religionen der Abeßiner. Epoche ihrer Bekehrung zum Christenthum.

Diodorus von Sicilien versichert, daß die alten Aethiopier sich rühmten, vor jeder andern Nation einen Gottesdienst gehabt zu haben, und gewiß glaubten, daß ihre Opfer dem Himmel angenehmer wären als der übrigen Menschen. Vielleicht rührt es von diesem Vorurtheil, daß Homer in der Iliade, sagt: Der Jupiter wohne unter Begleitung aller Götter, dem feyerlichen Opfer der Aethiopier bey.

Ihre Religion war von der Aegyptier ihre wenig unterschieden, ausser daß sie einige Götzen, die sie selbst vergöttert hatten, besonders verehrten. Sie beteten unter den Nahmen Isis den Mond und die gantze Natur unter den Nahmen Pan an. Die Sonne, Hercules, Esculap stunden bey ihnen unter den vornehmsten Gottheiten. Die Sonne nannten sie den Aethiopischen Juppiter, opferten ihm den Zimmtbaum und den dritten Theil ihrer Erndte, woraus sie einen Haufen machten, den die Sonnenstrahlen wunderbarer Weise verzehrten, das heißt, nach den Verfassern der allgemeinen Weltgeschichte, die Priester steckten betrüglicher Weise einige brennende Kohlen unter den Haufen. Ungeachtet der großen Ehrfurcht, die sie gegen die Sonne trugen, gab es doch ei-

nige Gottlose, welche sie alle Tage bey ihrem Aufgehn verfluchten, weil ihre starke Hitze die Felder austrocknete.

Unter den Götzen die sie sich selbst gemacht haben, war einer von ihren Helden, den sie unter der Gestalt einer ungeheuern Schlange und unter den Nahmen Arre-Mede, anbeteten. Nach einigen Chronicken war es ihr erster König. Er wurde, wie Romulus, ermordet und wie er vergöttert.

Wenn die Abeßinischen Jahrbücher einigen Glauben verdienen, so muß man aus ihrer Erzählung schliessen, daß ihre alten Einwohner sich zur Mosaischen Religion bekannt haben. Zufolge ihrer Traditionen war es Menilehac, der Sohn Salomons und der Königin Makeda, welcher sie einführte. Ich will dasjenige, was ich im siebenden Hauptstücke dieses Bands erzählt habe, nicht noch einmal wiederholen. Es ist genug, wenn ich anmerke, daß man nur einige Aufmerksamkeit auf den gegenwärtigen Gottesdienst der Abeßiner richten darf, um so viel Ueberbleibsel des Judenthums zu finden, daß man nicht mehr zweifeln kan, ihre Vorfahren dafür zu erkennen.

Einige setzen die Bekehrung der Abeßiner zum Christenthum in die Zeit der Apostel und eignen sie dem Eifer dieses Aethiopischen Verschnittenen zu, der sich durch den Diaconus Philipp taufen ließ, und, wie man sagt, das Licht des Evangeliums in das Land brachte. Andre versichern, daß der heilige Matthäus der Apostel von Abessinien

sinien gewesen sey. Aber da diese vorgegebenen Sendungen keine autentische Gewißheit haben, und die Abeßiner davon selbst nichts wissen, so können wir uns bey den heiligen Träumereyen nicht aufhalten. Folgendes aber wird in ihren Jahrbüchern aufgezeichnet und mit dem fast übereinstimmigen Zeugnisse der Griechischen und Lateinischen Geschichtschreiber bekräftiget.

Sie haben am meisten ihre Bekehrung dem Eifer des heiligen Athanasius, dem Patriarchen von Alexandrien zu verdanken. Es wird folgendermassen erzählt: Meropius, ein Kaufmann von Tyrus, begab sich in Gesellschaft zweer seiner Anverwandten, mit Nahmen Frumentius und Edesius, welche die Abeßiner Fremonat und Sydrac nennen, an die Aethiopische Küste, um nach Indien hinüber zu fahren. Allein Meropius stirbt jähling. Einige sagen an einer Krankheit, andre behaupten, daß er von den Wilden umgebracht worden sey. Seine Gefährten werden eingezogen und vor dem König geführt der sie nicht nur in Freyheit setzte, sondern ihnen auch viele ansehnliche Aemter anvertraute, worin sie sich so würdig hielten, daß die Königin, nach Absterbung ihres Gemahls, dem Frumentius währen der Minderjährigkeit ihres Sohns, die Regierung des Staats übergab. Er bediente sich seines Credits zum Vortheil der christlichen Kaufleute, welche nach Abeßinien kamen, gab ihnen viel Privilegien und Oerter, wo sie ihre Religion öffentlich ausüben konnten. Auf solche Art gewöhnte er sie zu unsern Ceremonien, machte ih-

nen Lust sich in unsern Geheimnissen unterrichten zu lassen und legte alles so gut an, daß nur die Mißionaren kommen durften, um die Bekehrung des Volks zu vollenden. Man war damit auch weit gekommen, wenn man einer von Tellez angeführten und in der Stadt Axuma befindlichen alten Chronick glauben will. Denn sie erzählt: die zween Tyrier Edesius und Frumentius sahen mit vieler Verwunderung, daß die Aethiopier an Jesum Christum glaubten, den dreyeinigen Gott verehrten und die Weiber ein Creutz auf ihren Kopf trugen. *) Gewiß diese Stelle begünstiget die Meynung derer, die da vorgeben, daß die Bekehrung der Abeßiner zu den Zeiten der Apostel geschehen sey. Aber man muß auch einräumen, daß das Christenthum, welches sie bekannten, sehr unvollkommen war, weil sie den Frumentius für ihren ersten Mißionaren erkennen und die Chronick ausdrücklich sagt, vor ihm habe kein Apostel das Evangelium in Abeßinien gepredigt.

So bald der König mündig wurde, baten Frumentius und Edesius um Erlaubniß, eine Reise in ihr Vaterland thun zu dürfen. Frumentius gieng nach Alexandrien, gab dem Patriarchen Athanasius von seinen Anordnungen Rechenschaft mit der Versicherung, daß es leicht seyn

*) Miratos fuisse adolescentes illos Tyrios, quod Aethiopes crederunt in Christum et adonarent S. S. Trinitatem et mulieres crucem in capite gererent, cum tamen a nullo Apostolo praedicatum illis fuit Euangelium Ludolf. Lib. III. c. 2. Le Grand Dissert. 9.

seyn würde, sie zum Christenthum zu bekehren. Durch diese Entdeckung ward der Eifer des Athanasius angefeuert. Da er glaubte, hierzu keinen würdigern Diener wählen zu können als den Frumentius, so weihete er ihn zum Bischof und schickte ihn nach Aethiopien. Diesem, bey den Abessinern beliebten und geehrten Mann kostete die Bekehrung des Volks gar nicht viel Mühe. Er taufte sie, ungeachtet sie ausser einigen Begriffe von Jesu Christo und der Dreyeinigkeit nicht das Wesentlichste unsrer Sacramente kannten; baute Kirchen, setzte Pfarrer und Diaconi ein, und ward mit Recht in Ober-Aethiopien für den ersten Apostel gehalten. Diese große Veränderung geschahe, nach der Rechnung des Paters Tellez unter der Regierung des Kaisers, Constantin des Großen, gegen das Jahr 330. nach Christi Geburth. Abreham und Atzbeham regierten dazumal in Abeßinien zusammen. Sie halfen mit solchem Eifer der Lehre des Frumentius, daß ihnen die Aethiopische Lithurgie einen Theil der Bekehrung zuschreibt, wie ich im achten Hauptstück dieses Theils bemerket habe. Eben diese Lithurgie, welche Tellez und Ludolf für sehr glaubwürdig halten, erwehnt des Frumentius mit vielen Lobe, unter den Nahmen Abba Salama, welches einen friedfertigen Vater bedeutet. Denn es ist ihre Gewohnheit, den Nahmen derjenigen, die sich in ihrem Lande niederlassen, vornehmlich wenn es berühmte Leute sind, zu verändern. Cedrenus und Nicephorus Callixtus setzen die Epoche der Bekehrung der Abeßiner viel später, nehmlich in

das 541ste Jahr Christi und fünfzehnte der Regierung Kaisers Justiniani. Adad, *) sagen sie, der König der Axumiten, (denn so nennen die Griechen die Abeßiner) that eine Gelübde, den christlichen Glauben anzunehmen, wenn er den König der Homeriten überwinden würde und nach erhaltenen Siege begehrte er von Kaiser Justinian Bischöfe, die zu erst das Evangelium in diesem Theile von Aethiopien geprediget haben. In dieser Erzählung sind viele Unwahrheiten. Erstens besiegte Caleb, und nicht Adad oder Arado, der König der Homeriten. Fürs andere haben die Abeßiner in ihrem Lande allzeit nur einen Bischof gehabt, welcher durch den Patriarchen in Alexandrien ernennet wird, und nicht die Macht hat, Bischöffe zu erwählen. Drittens ist es schon bewiesen, daß sie den christlichen Glauben zur Zeit des Kaisers Constantin angenommen haben.

Funfzehntes Hauptstück.

Wie sich die Abeßiner von der griechischen Kirche getrennt haben.

Wir müssen auf den Ursprung dieses Streits zurückgehen, welcher eine Folge der grossen Trennung war, die Eutichius in den Morgenländern im fünften Jahrhunderte erregte. Dieser

*) Es ist wahrscheinlicher Weise der König Arado. S. das achte Hauptstück.

ser Neuerling behauptete, Jesus Christus hätte seit seiner Menschwerdung nur eine Natur, und seine Gottheit und Menschheit wären so unter einander vermischt, daß sie nur ein Ganzes ohne allen Unterschied ausmacheten. Seine Feinde *) beschuldigten ihn dabey noch eines andern Irrthums, nehmlich, er glaube, der Leib des Sohnes Gottes sey von einem andern Wesen als der unsrige gewesen.

Da Eusebeus, Bischof von Dorileas, dem Ankläger dieses Erzketzers gewogen war, so hielt Flavian, der Patriarch zu Constantinopel einen Synodus, in welchem Eutichius verdammt und mit dem Bann beleget wurde. Aber Theodosius der Jüngere, welcher die neue Lehre begünstigte, ließ sie zu Ephesus in einer andern Kirchenversammlung von hundert und vier und zwanzig Bischöfen prüfen. Der Patriarch zu Alexandrien vertheidigte daselbst mit solchem Glück den Eutichius, daß nicht nur seine Meynungen für orthodox erklärt, sondern so gar der Flavian, der an seiner Verbannung Theil genommen hatte, in den Bann gethan wurde. Endlich hielt man ein drittes allgemeines Concilium zu Calcedon im Jahre 451. unter den Kaiser Marcian, wo sie die Ketzerey des Eutichius nach allen Rechten verwarfen, und den Dioscorus, welcher nicht dabey erschienen war, als einen Anhänger desselben

*) Siehe den andern Brief des Flavian, seines Widersachers, an den Pabst Leon, in der Sammlung der Briefe dieses Pabsts und in dem Commentar des Ludolfs.

selben verdammten. Nach einigen Morgenländischen Schriftstellern ist Dioscorus, als er sich den Ausspruch der Kirchenversammlung nicht hat unterwerfen wollen, vor dem Kaiser vorgeladen, aber mit keinen Gründen überzeuget worden. Die Kaiserin Pulcheria, die dabey zugegen war, sagte ihm mit vielen Stolz: Dioscorus, ihr wißt nicht, was zur Zeit meiner Mutter einem hartnäckigen Prelaten, wie ihr, wiederfahren ist; er ward in Bann gethan und seines Amts entsezet: sie meynte den heiligen Chrysostomus. Darauf antwortete der Patriach: ihr wißt aber auch nicht, was eurer Mutter begegnete; sie fiel in eine gefärliche Krankheit, konnte eher nicht genesen, als bis sie das Grab dieses heiligen Bekenners besuchte und ihn um Vergebung bat. Ueber diese Antwort soll die Kaiserin sehr zornig geworden seyn und ihm mit einer derben Ohrfeige zween Zähne ausgeschlagen haben. Man riß ihm zugleich seinen ganzen Bart aus und verwieß ihn nach Gangern in Paphlagonien, wo er auch gestorben ist. Proterius, welchen der Constantinopolitanische Hof an seine Stelle setzte, wurde in der Kirche des Patriarchen zu Alexandrien 477. am Charfreytag in einem von den Anhängern des Dioscorus erregten Aufstand ermordet und ein andrer erwählet.

Es entstund dazumals in Aegypten eine grosse Trennung, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgedauert hat, indem sich jeder Theil

aus

aus seinen Mitteln einen Patriarchen erwählte. Man nennte die Gegner des Dioscorus Melchiten, weil sie die Religion des Kaisers folgten: die andern aber Eutichianer, hernach Jacobiten, wegen eines gewissen Syrier, mit Nahmen Jacob, einer der eifrigsten Anhängern dieser Sekte, welche er in Armenien, Mesopotamien und andern Provinzen ausbreitete. Er lebte zu Anfange des sechsten Jahrhunderts.

Die Melchiten genossen den Schutz der griechischen Kaiser und hörten nicht auf, sie wider die Jacobiten aufzubringen, welche die Verfolgung nur verstockter machte. Um einen Begrif von der Erbitterung dieser Partheyen zu geben, so will ich nur einen Umstand, den Ludolf aus den in Aethiopischer Sprache geschriebenen Lebenslauf des Abt Samuel gezogen hat, erzählen. Ein Kaiserlicher Officier, mit Nahmen Maxirianus, erhielt Befehl, mit zweyhundert Soldaten einige Jacobitische Bischöfe zu arretiren. Er versammlete alle Mönche der nehmlichen Sekte und stellte ihnen die Glaubensformul vor: Glauber, sagte er, was in dieser Schrift enthalten ist. Das Formular war nach dem Verfasser dieser Lebensbeschreibung, voller Gotteslästerungen. Alle Anwesende beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Maxirianus ermahnte sie zum andern und drittenmal. Niemand antwortete. Der Officier wurde zornig, ließ sie grausam peitschen und drohte ihnen mit der grösten Marter, wenn sie in ihren aufwieglerischen Stillschwei-

gen beharren würden. Hierauf stund der Abt Samuel auf, der sich auf alles gefaßt gemacht hatte und redete also: wir nehmen nicht das Formular an, das man uns anbietet; wir verwerfen die unrechtmäßige Kirchenversammlung zu Calcedo; wir erkennen keinen andern Patriarchen als den Abt Benjamin, unsern Herrn und geistlichen Hirten . . Verflucht sey das Buch des ketzerischen Kaisers, verflucht der Calcedonische Glaube und alle, die ihm folgen. Alsdenn nahm er das Buch, zerriß es und warf es vor die Kirchthüre.

Der Abt Benjamin, von welchem hier die Rede ist, war der acht und dreyßigste Jacobitische Patriarch zu Alexandrien. Die Melchiten, welche auf ihrer Seite fortfuhren, aus ihrer Gemeine Patriarchen zu wählen, setzten ihn unter der Regierung des Heraclius ab, und weil sie ihn umbringen wollten, so verbarg er sich in die Wälder. Aber etliche Jahre darauf, als die Sarazenen Aegypten erobert hatten, wurde er wieder in seine Würde eingesetzet und eine grosse Veränderung in der Alexandrinischen Kirche vorgenommen. Denn bey Vertreibung der Griechen aus den vornehmsten Städten, flüchteten die Melchiten mit George ihrem Patriarch, und die gegenseitige Partey behielt die Oberhand.

Einige Schriftsteller versichern, daß die Jacobiten der übeln Begegnungen der Griechischen Kaiser müde gewesen wären und mit Vergnügen sich den Sarazenen unterworfen und selbst zur

Ueber-

Uebergabe von Aegypten etwas beygetragen hätten. Mekaukes, des Heraclius, Gouverneur dieser Provinz, ergab sich selbst mit den vornehmsten Anführern der Cophten den Ungläubigen. Er war ein eifriger Jacobite, der seit langer Zeit wider die Melchiten aufgebracht war und seinen eignen Bruder in der Zeit besagter Verfolgung getödtet hatte. Dieser Streit erregte in der That nicht allein in der Kirche sondern auch im Staat, wie alle andre Religionsstreitigkeiten, erschreckliche Unordnungen. Sie nehmen in den theologischen Academien ihren Anfang, woraus sie niemals kommen sollten und konnten auch leicht in ihrer Geburt ersticket werden, wenn die Unaufmerksamkeit und Nachsicht der Regenten den öffentlichen Ausbruch nicht beförderte. Jedermann nimmt Antheil daran; jedermann ergreift eine Parthey und jedermann will dogmatisiren. Wenn nun der Fanatismus alle Köpfe erhitzet hat, so gerathen beyde Theile auf die äusserste Ausschweifung und die grosse Erbitterung gebähret Aufruhr, Empörung und Krieg, welcher mit nichts als mit Strömen Bluts getilget werden kann.

Die Aethiopische Kirche, welche unmittelbar unter der Alexandrischen stund, nahm zu allem Unglück an diesem Streit Antheil. Sie erklärte sich für die Jacobiten, nicht zu Anfange der Unruhen, wie Ludolf an vielen Orten sagt, sondern hundert Jahr nach ihrer Entstehung, gegen das Jahr 550. Denn es ist gar nicht zu beweisen, daß sie 521, da Elesbaas in Abeßinien regierte und

und von der Römischen Kirche canonisirt wurde, getrennt gewesen wäre.

Die Aethiopier, wie auch die andern Jacobiten in Aegypten und Armenien halten das Calcedonische Concilium für unrechtmäßig und glauben, daß man auf demselben viele dem wahren Glauben zuwiderlaufende Artickel abgefasset habe. Sie verabscheuen das Andenken des Pabsts Leo, welcher mit so vieler Hitze die Meynung der Eutichianer bestritt und setzen ihn unter die grösten Bösewichter, ungeachtet ihn die lateinische Kirche zu einen Heiligen gemacht hat. Im Gegentheil verehren sie den Patriarchen Dioscorus, feyern sein Fest den siebenden September, und erkennen keinen andern obersten Bischof als den Jacobitischen Patriarchen zu Alexandrien, welcher sich Abuna oder der einzige Bischof ihrer Kirche nennt. Der vornehmste Artickel, der sie von uns und den Griechen trennt, ist die Behauptung nur einer Person in Jesu Christo. Aber sie gehn von der Eutichianer ab, indem sie glauben, daß die Menschheit und Göttlichkeit Jesu Christi ohne Vermischung vereiniget sey, und das Wort indem es für uns Fleisch ward, einen nehmlichen Leib wie der unsrige ist, angenommen habe. So erklärt sich einer ihrer Könige (denn sie sind zugleich Theologen) über die Einheit der Natur Christi. Die Lateiner, sagt er, behaupten, daß es zwo Naturen in Christo, die göttliche und menschliche, gäbe: wir wissen das so gut, wie sie. Denn wir glauben, daß er ein vollkommner Gott und ein vollkommner Mensch ist. Aber da diese beyden

den Naturen nicht vor sich allein existiren (denn die Göttlichkeit ist mit dem Fleisch und das Fleisch mit der Göttlichkeit also vereint, daß keine ohne die andre da ist,) so sagen wir, sie sind vermöge ihrer Vereinigung nur eine Natur, obgleich hier keine Vermischung statt hat. Er hält die ganze Streitfrage für eine Kleinigkeit, welche keine Trennung deshalb verursachen sollte; und man wird versucht zu glauben, daß es ein Wortstreit sey.

Es wird nicht undienlich seyn, anzumerken, daß es in Abeßinien einige Lehrer giebt, die da vorgeben, Eutichius habe beyde Naturen nicht für eine gehalten und seine Feinde hätten seine Lehre nur sehr ungetreu ausgelegt, welches in Religionsstreiten nichts ungewöhnliches ist. Man soll vermuthen, daß Dioscorus, welcher ihn mit so grosser Hitze zu Ephesus vertheidigte und niemals die absolute Vereinung beyder Naturen gelehrt hatte, ihn gar nicht solcher groben Irrthümer als man ihm zumuthete, fähig hielte. Aber die allgemeine Meynung der Jacobiten ist, daß sich Eutichius über den Unterscheid der Göttlichkeit und Menschheit sehr übel erklärt habe, worüber ihn der vom Ludolf angeführte Aethiopische Dichter in die Reihe der Ketzer setzet.

Sechszehntes Hauptstück.

Gegenwärtiger Zustand ihrer Religion.

§. 1.

Ihre Lehrsätze.

Die Abeßiner wollen gar nicht für Eutichianer angesehn werden, und halten so gar den Stifter dieser Sekte für einen Ketzer. Unterdessen erkennen sie nur eine Natur; aber sie mischen in ihre Meynung Erläuterungen und Verbesserungen, welche, wie gesagt beweisen, daß es unter ihnen und uns nur ein Wortstreit ist, wie de la Croze, Ludolf und vieler andere Gelehrten dafür halten. Dem Schein nach beschuldigt man sie nicht ohne Ursache eines gelinderten Eutichianismus. Von dem Ausgehn des heiligen Geists denken sie, wie die Griechen und halten sich an den wörtlichen Verstand der heiligen Schrift und des Niceischen Glaubens-Bekänntniß, und verdammen die Zusätze der Lateiner als unbesonnen und ketzerisch. Ihre Meynungen über die Dreyeinigkeit sind sehr orthodox und ihr Catechismus erklärt sich darüber in Ausdrücken, welche mir merkwürdig geschienen haben.

D.) Welchen Gott betest du an?

K.) Den Vater, Sohn, und heiligen Geist; drey Personen, aber nur eine Gottheit.

D.) Wel-

D.) Welche von diesen drey Personen ist die erste oder die letzte? welche ist die gröste und welche ist die kleinste?

K.) Keine ist die erste und keine ist die letzte: keine ist größer und keine ist kleiner: sondern sie sind einander in allen Stücken gleich.

D.) Wie viel Personen?

K. Drey.

D.) Wie viel Götter.

K.) Einer.

D.) Wie viel Königreiche?

K.) Eines.

D.) Wie viel Mächte.

K.) Eine, u. s. w.

Sie betrachten die heilige Schrift wie die Haupt-Regel ihres Glaubens und ihres Wandels und haben eine besondere Hochachtung vor dem Evangelium, welches viele auf Pergamentrollen setzen lassen, die sie aus Heiligkeit um ihre Füsse tragen. Susnejos wendete den grösten Theil seiner Freystunden auf Lesung der heiligen Schrift. Sie legen denen drey ersten allgemeinen Kirchenversammlungen fast eben so viel Ansehn als der Schrift bey, und nehmen überhaupt alle Kirchenversammlungen der Griechen an, ausgenommen das Calcedonische, auf welches sie mit Verstockung seit zwölf hundert Jahren losgehen und

es eine unreine Zusammenkunft von Narren und Ketzer nennen. Verflucht sey, sagen sie, mit seinem unreinem Briefe, der Pabst Leo, dieser Seelenrauber, wie es sein Nahme anzeiget; verflucht sey der Kaiser Marcian mit der Pulcheria, dieser schändlichen Frau und das Calcedonische Concilium und die acht hundert und dreyßig ketzerischen Bischöffe, welche sich dabey einfanden und alle die, die annehmen und behaupten, daß es zwo Naturen in Christo Jesu giebt.

Ludolf versichert, mit Tellez und Godigno, daß sie keine Kenntniß von den Sacramenten der Firmung und letzten Oelung haben; aber ich glaube mit dem le Grand, daß sie irren; denn es ist bewiesen, daß die Aegyptischen Cophter, davon die Abessiner nur ein Ast sind, so wie die Griechen, die sieben nehmlichen Sacramente mit uns annehmen.

Daß sie unter zwo Gestalten das heil. Abendmahl nehmen; ist ein in der Abendländischen Kirchen seit vielen Jahrhunderten beobachteter und durch Jesum Christum selbst eingesetzter Gebrauch, den alle Morgenländischen Kirchen beybehalten haben. Sie glauben die wirkliche Gegenwart unsers Heilands im heiligen Abendmahl und daß man seinen wahren Leib und sein wahres Blut empfängt; aber sie haben nur einen sehr verworrenen Begrif von der Transsubstantiation und verehren diese zwo Gestalten blos im Abendmahl. Man hat die Gültigkeit ihrer Consecration angreifen wollen, erstens, weil der Wein, den sie da-

zu

zu gebrauchen, aus an der Sonne gebacknen Rosinen besteht; denn die Abeßiner haben keinen andern; anderns, weil sie sagen, dieses Brod ist mein Leib, anstatt dieß ist mein Leib, welches aber wahre Chikanen sind.

Sie haben seit vielen hundert Jahren eine Beichte doch nicht nach unsrer Art, welche einige Patriarchen verdammen und abschaffen wollten. In der Zeit, da über diese Materie gestritten wurde, erfand man eine ganz besondere Beichte. Der Priester gieng mit einem Rauchfasse in der Kirche herum, das Volk schrie: ich habe gesündigt, ich habe gesündigt, und der Pope gab ihm eine allgemeine Absolution. Andre warfen Specereyen in das Rauchfaß, athmeten davon den Rauch, sagten auch: ich habe gesündiget und glaubten, durch diese Ceremonie losgesprochen zu seyn. Sie hieß die Beichte des Rauchfasses.

Da die Portugiesen zum erstenmale in Aethiopien erschienen, beichteten die Abeßiner einem Priester in allgemeinen Ausdrücken. Verlangte der Pope ja seine besondere Beichte, forderte er sie nur von den drey großen Sündern, dem Mörder, Ehebrecher und Räuber. Mehr wurde von Anfange unsern Mißionaren bis auf jetzo von dem allerstrengsten Popen nicht verlanget. Doch legen sie den Sündern harte Bussen auf, die sie, ehe sie zum Abendmahl gelassen werden, erfüllen müssen. Sie geschieht manchmal öffentlich, wenn es gleich nur geheime Sünden betrift und dann wird der Beichtende in der Kirche gepeitschet.

Alvarez versichert, daß die Aethiopischen Priester die Beichten, ohne sich ein Gewissen zu machen, offenbaren, aus welcher Ursache ihnen Corillan nicht beichten wollte. Kein Mensch wird zu diesen Sacrament vor den fünf und zwanzigsten Jahre gelassen, weil es nach ihrer Meinung die Jahre der Unschuld sind.

Tellez berichtet uns, daß die Priester, ehe sie einen Sünder lossprächen, ihn ganz leise mit einem Stäbchen von einem Olivenbaum schlügen und verdammt ihre Absolutions-Formeln. Mendez aber führt eine an, welche er durchaus nicht zu tadeln sich untersteht. Sie heißt also: deine Sünden sind dir durch den Mund unsers Heilands Jesu, des heilgen Petrus und des heiligen Paulus und der dreyhundert und achtzehn Priester (des Niceischen Concilii) welche in dem Glauben nicht geirret haben, vergeben. Hieraus erhellt, daß die Ohren-Beichte sich nur über wenige Sachen erstreckt; daß sie nicht an allen Orten eingeführet ist und daß man also ganz vernünftig zweifeln kan, ob sie die Abeßiner als ein nothwendiges Stück zur Seeligkeit ansehen. Die eitelen Declamationen des Abt le Grand können die bestätigenden Zeugnisse nicht umwerfen.

Die Anruffung der Heiligen ist bey ihnen ein sehr alter Gottesdienst. Ihre Calender sind voll von ihren Nahmen und Festen. Sie ehren ihre Reliquien und weihen ihnen nicht allein erhabne und runde sondern auch flache Gemählder.

Sie besuchen ihre Gräber, sie fragen sie in gefährlichen Umständen um Rath und bilden sich ein, von ihnen Antwort zu erhalten. Sie haben auch ihre Legenden, welche wenigstens, was das Wunderbare betrift, so viel als die unsrigen werth sind. Die Ehrenbezeugungen, die sie der heiligen Maria machen, kommen der Anbetung sehr nahe. Ihr zu Ehren feyern sie jährlich zwey und dreyßig Feste und heiligen ihr den ein und zwanzigsten Tag jedes Monaths insbesondere. Sie behaupten, allein recht die großen Eigenschaften der Maria zu kennen und sie besser als die Portugiesen zu verehren. Selbst die Jesuiten, die man darin keiner Nachläßigkeit beschuldigen darf, sind in diesem Stück in Abeßinien Unheilige und Feinde der Mutter Gottes. Die Aethiopier beten auch die Engel an, welche sie, wie wir, in viel Chöre eintheilen.

Sie beten für die Toden; aber sie glauben, wie Ludolf bemerkt, kein Fegfeuer. Der Abt le Grand, welcher alles auf kleine besondere Absichten beziehet, beschuldigt diesen Scribenten einer Unwahrheit und bemüht sich zu beweisen, daß der Abeßinische Gregorius sein einziger Wegweiser sey. Allein er hat Unrecht; denn Ludolf führt auch den Pater Pays, Anton Fernandez und Balthasar Tellez an, und ihre Zeugnisse benehmen uns darüber allen Zweifel. Die Abeßiner erkennen nur einen doppelten Zustand nach dem Tode, nehmlich den Zustand der Auserwählten, und den Zustand der Verworfenen. Es ist bey ihnen ein

fast allgemeiner Glaube, daß die Glückseligen erst nach der allgemeinen Auferstehung im Himmel werden aufgenommen werden. Eine nicht ganz orthodoxe Meynung, die Origenes, Tertullianus und andre Kirchenväter gelehret haben.

Das Volk, welches ihr erster Monarch, wie man sagt, zur Mosaischen Religion brachte, läßt sich noch beschneiden, feyert den Sabbat und enthält sich aller im alten Gesetz untersagten Speisen, welches, Ludolf mag sagen, was er will, Ueberbleibsel des Judenthums sind. Diejenigen, die die Abeßiner deshalb entschuldigen wollen, halten die Beschneidung für keinen Beweiß von der Aufnahme in die Synagoge, weil sich die Aegyptier, Araber und andre abgöttische Völker seit der Zeit Abrahams und vielleicht noch vor den Juden haben beschneiden lassen. Sie sagen: der heilige Paulus sah sie für eine gleichgültige Ceremonie an und ließ selbst den Timotheus, seinen Schüler, beschneiden; die Beschneidung der Abeßiner gleichet der Beschneidung der Araber, von denen sie abstammen, und der Unterschied der Beschneidung der Hebreer ist so groß, daß sie die Juden gar nicht für beschnitten hielten, wenn sie es nach der Aethiopischen Weise sind; sie geschieht *) ohne Auf-

*) Per magna est inter Judaeorum et aliorum gentium circumcisionem differentia; hac enim genitalia tantum circumcidunt; illi vero pelliculam etiam vnguibus lacerant, vt glans detegatur, deciduo vtrimque praeputio; quia nisi denutatio, vt vocant, accesserit, circumcisio recte peracta non censetur. Ludolf lib. III. c. 1.

Aufsehn durch eine Frau, nicht als ein Befehl des Mosaischen Gesetzes, sondern als eine alte Gewohnheit, die zur Gesundheit un Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts *) dient.

Hierauf antworten wir, daß die Abeßiner, welche nach ihren eigenen Jahrbüchern seit Salomons Zeiten das Judenthum bekannt haben, natürlicher Weise denken sollten, daß sie die Beschneidung von den Juden haben; daß sie aus gerechten Ursachen im Anfange des Christenthums geduldet, aber alsdann abgeschaft wurde, weil sie die Juden zu ihren Vortheil misbrauchten; daß sich die Aethiopier den achten Tag, wie die Kinder der Synagoge, beschneiden lassen, welches die Araber und andre Muselmänner nicht thun; daß viele von ihren Lehrern die Beschneidung für ein nothwendiges Mittel zur Seligkeit ausgeben, und daß eine ihrer Königinnen gegen das Jahr Christi 840 den Abuna, Johannes, zwang, sich beschneiden zu lassen; daß sie endlich heut zu Tage diejenigen gleichsam für unehrlich halten, welche sich dieser Jüdischen Gewohnheit nicht unterwerfen, und es für die gröste Beschimpfung annehmen, wenn man sie Coffa, das ist Unbeschnittene, nennte. Wir können noch hinzufügen, daß die andern Christlichen Gemeinen bey Zeiten der Beschneidung ent-

 sagt,

*) Die Mahometaner, sagt ein Reisender, glauben, daß ein Beschnittener geschickter zur Zeugung ist, und die Araber haben wahrhaftig eine so grosse Vorhaut, daß, wenn sie sie nicht beschneiden liessen, sie ihnen beschwerlich fallen würde. Therenot bey dem Ludolf.

sagt, und die Abeßiner und Aegyptischen Cophter sie aus bloser Halsstarrigkeit beybehalten haben.

So ist es auch mit der Feyerung des Sabbaths beschaffen, eine Gewohnheit, die in einigen Morgenländischen Kirchen *) lange Zeit geduldet, aber hernach von allen Christlichen Gemeinen verworfen wurde. Dieß Beyspiel sollte den Abeßinern zum Gesetze dienen; denn alles, was Ludolf zu ihrer Entschuldigung vorbringt, hat wegen der Verschiedenheit der Zeit keinen Grund. Uebrigens ist bey ihnen der Sabbath nur ein Christlicher Feyertag, welchen sie mit gottesfürchtlichen Uebungen, als mit Besuchung der Kirchen und Enthaltung aller Arbeiten, zubringen.

Wir müssen nicht vergessen anzumerken, daß sie so gar die Beschneidung bey den Töchtern beybehalten, wie es in Aegypten, Arabien und andern Gegenden geschieht. **) Alles Hasen- und Schwei-

*) Es ist gewiß, daß die Morgenländer den Sabbath lange Zeit wie den Sonntag gefeyert haben. Wir haben davon einen Beweiß eines von Ludolf angeführten Griechischen Vaters, da es in der Uebersetzung also heißt: Quibus oculis diem dominicam intueris qui Sabbatum dedecorasti? an nescis, hos dies germanos esse, ac si in alterum injuriosus sis, te in alterum impingere? Gregorius Nyssenus apud Ludolf.

**) Puellulis quidpiam abscindunt, quod naturae superfluum et indecens esse putant. . . . Carunculam vocat Paulus Jovius: excrescentem rem oblongiorem Golius. . . . Mirabile est Africae tantummodo et partim Asiae foemellas

Schweinefleischs und aller erstickten Thiere enthalten sie sich. Nach dem Ludolf thun sie es mehr aus Eckel als aus Aberglauben; denn als er einsmals den Abt Gregorius gefragt, warum er nicht, wie wir, Schweinefleisch åsse, so håtte er ihm geantwortet, warum wir auch nicht Pferdefleisch wie die Tartarn speiseten. Was die erstickten Thiere anlanget, so folgen die Aethiopier darin blos ihren Kirchenordnungen. Ich übergehe andre nicht so wichtige Gebräuche, die sie mit den Juden gemein haben. Allein so viel ist gewiß, daß in diesem Stücke die Abeßinische Kirche einer guten Besserung vonnöthen håtte.

§. 2.

Von den geheiligten Büchern.

Die Aethiopische Bibel trift vollkommen mit der unsrigen ein: aber in der Eintheilnng und in den Tittel ist sie ein wenig unterschieden, wobey wir uns aber nicht aufhalten werden. Ihr altes Testament geht nach der Uebersetzung der siebzig Dollmetscher, und zu dem neuen Testament rechnen sie eine alte Sammlung Constitutionen, die sie den Aposteln zuschreiben und unter die Canonischen Bücher zählen, welche, wie man aus den verschiedenen Copien sieht, untergeschoben,

las tali procidentia laborare; nam Judaeorum foeminae in Germania, de hoc more . . . audientes rident, tamquam ignorantes quid puellis abſcindi poſſit. Ludolf. lib. III. c. 1.

ben, und in Abendländischen, wo sie ihre Vertheidiger funden, ausgebreitet worden sind.

Die Abeßiner glauben, daß sie der Pabst Clemens, der Nachfolger des Petrus, in Ordnung gebracht habe. So viel ist gewiß, daß sie sehr alt sind und kostbare Merkmale der alten Kirchenzucht in sich fassen; allein die lateinische Kirche hat sie niemals als das Werk der Aposteln betrachtet. Ein gewisser Gelehrter, der darüber viele Schriften aufgesetzet, muthmaset, diese Constitutionen wären zu Anfange des dritten Jahrhunderts von einem Alexandrinischen Priester, mit Nahmen Clemens, Schüler des Pantenes und Lehrmeister des Origenes, zusammengetragen: und wegen Uebereinstimmung der Nahmen dem Pabst Clemens zugeschrieben worden.

Sie haben noch andre apocryphische Kirchengesetze, welche sie den von der Niceischen Kirchenversammlung übriggebliebenen acht und achtzig Kirchengesetzen beyfügen. Der Pater Baptista Romanus, ein Jesuitischer Mißionar, brachte sie von Aegypten im sechsten Jahrhunderte nach Rom; allein die Ausgaben davon sind wenig übereinstimmig. Baronius und alle gute Critiker unserer Zeit, verwerfen sie. Das sechs und dreyßigste und sieben und dreyßigste hat mir merkwürdig geschienen. Das erstere, welches die Aethiopische Kirche stets beobachtet hat, befiehlt den Abeßiner, nur einen Bischof zu haben, der von Geburt ein Fremder und von dem Alexandrinischen Patriarchen ernennet ist, und schränkt

sein

sein Ansehn dermaßen ein, daß er nicht einmal Macht hat die Bischöfe zu ordiniren. Das andre, welches die Abeßiner den Jesuiten immer vorwurfen, redet von den Patriarchen, und nennet den Römischen zuerst, giebt aber dem Alexandrinischen in seinem Kirchsprengel die nehmliche Gewalt, die der Pabst in den seinigen hat. Parilem potestatem in Dioecesi Alexandrina quam habet Romanus in Romana.

Ihrer Lithurgie, welche sie den Canon des heiligen Abendmahls nennen, geben sie fast gleiches Ansehn. Sie wurde zu Rom zu eben der Zeit als ihr neues Testament, in Aethiopischer Sprache gedruckt, aber die Herausgeber, arme Abeßinische Priester, die der Pabst besoldete, haben vieles ausgelassen. Ludolf entdeckt auch darin einen sehr grossen Fehler in Ansehung des heiligen Geists, von welchem sie sagt: er gienge vom Vater und Sohne aus, davon in der Urschrift nichts steht.

Das Buch, welches sie Haimanola-Abau, oder den Glauben der Priester nennen, ist eine Sammlung Homelien des heiligen Athanasius, Basilius, Johann Chrysostomus, Cyrillus und anderer Griechischen Kirchenväter. Sie haben Märtyrergeschichten, Legenden, Mystische Abhandlungen und andächtige Bücher von allen Arten. Ein Capuciner, welcher sich in Aegypten lange aufgehalten hatte, zeigte dem Pairescius ein Buch unter den Tittel: die Prophezeihung Enochs, von welchen er so vortheilhaft sprach, daß er diesen Gelehrten in allen Cabinetern aufsuchen ließ.

Nach vielen Bemühungen fand er endlich eine Handschrift in Aethiopischer Sprache, welche er sehr theuer kaufte und hernach der Mazarinischen und Königlichen Bibliothek überließ. Es führt in der That den Tittel, von dem der Capuciner redet; Enoch wird darin mehr als einmal angeführt, und von seiner Geburth eine kleine Abhandlung angetroffen. Uebrigens ist es eine blosse Sammlung Burlesker Fabeln, eines Mönchs, der sich am Ende des ersten Perioden derselben Bagaila-Michael nennet.

Man findet in einigen Europäischen Bibliothecken eine andre Aethiopische Handschrift unter den Tittel: das magische Gebet, welches wegen seiner Seltenheit einige Zeit geschätzet wurde. Es fängt mit diesen Worten an: Im Nahmen Gottes des Vaters, Sohns und heilgen Geists. Hier ist das von der Maria, unsrer Gebieterin, gethanes Gebet, auf welches alle Ketten in der Stadt zersprungen; der Schüler Mathias befreyet wurde, und alle Bürger zu Berytes an Jesum Christum gläubeten. Ein Wunder, dessen die Legenden des Lands erwehnen; und der Verfasser setzt noch hinzu, daß dieses Gebet weder die Engel noch die Menschen, sondern blos der Vater, Sohn und heiliger Geist, wüßten. Allein er muß wahrscheinlicher Weise voraussetzen, daß es ihm Gott selbst offenbaret habe. Unter vielen andern besondern Dingen enthält es auch eine grosse Anzahl Barbarischer Wörter, die der Verfasser für Beynahmen

men Gottes ausgiebt und ihnen übernatürliche Kraft zueignet.

Der Zauberwörter, Sator Arepo, Tenet, Opira Rotas, haben wir noch von den Aethiopiern, welche es Sador Arodo Danad Adera, Rodas aussprechen und sie für die Nahmen der fünf Wunden Christi ausgeben. Uebrigens ist der gröste Theil dieser untergeschobenen Bücher ein Werk der Juden. Die Abeßiner verwerfen jetzo selbst das Magische Gebet und alles Abergläubische dieser Art, glauben weder an die Hexerey, noch legen sich auf solche eitle Kenntnisse.

§. 3.

Von den gottesdienstlichen Gebräuchen und Uebungen.

Ich will mit den Oertern, die zur Ausübung dieser Gebräuche bestimmt sind, das ist, mit den Kirchen, den Anfang machen. Sie sind überhaupt sehr simpel, niedrig, dunkel, von Erde und Kieselsteinen, mit Stroh oder Schilfrohr gedecket, und werden von den Abeßinern, ungeachtet ihrer Armseligkeit, also verehrt, daß sie vom Pferde steigen, so bald sie eine in der Ferne gewahr werden, und sich nicht eher aufsetzen, als bis sie ihnen aus dem Gesichte gekommen ist. Sie glauben, sie zu verunheiligen, wenn sie mit Schuhen hereintreten, oder darinne ausspeyen wollten. Der Eingang ist nicht nur den Weibern, wenn sie ihre monathliche Reinigung haben, sondern

auch

auch den Männern, wenn sie sich des ehelichen Rechts bedient haben, verbothen. Die Weiber sitzen auf besondern Vorkirchen, und jedes Kloster hat eine Kirche für das männliche und eine für das weibliche Geschlecht.

Ihre grossen Hauptkirchen aber sind wie der Griechen ihre, in drey Theile getheilt, nehmlich in den Eingang oder den Eingangssaal, der für diejenigen, die der Bann oder eine andere Strafe drückt, bestimmt ist; in das Schiff, wo sich die Layen befinden; und in das Heiligthum, welches Heikel genennet wird und wohin allein die Priester kommen dürfen. Der Kaiser und die Grossen des Lands, konnten nicht vertragen, mit dem Volke vermengt zu werden, liessen sich zu Diaconi und Unterdiaconi ordiniren, um den Eintritt in das Chor zu erhalten, welcher Gebrauch noch bey den Königlichen Kindern statt findet, die ein Creuz wie die Diaconi, so lange tragen, bis sie auf den Thron gelangen. Die ersten Portugiesen, da sie diesen Schmuck an den Kleidern des Kaisers sahen, hielten ihn für einen Priester und vielleicht bestärkte sie es in der Meynung, daß der Negus der Priester Johannes wäre.

Sie stehn in den Kirchen, indem sie sich auf Stöcken stämmen, welche sie an der Thüre bekommen und die Gestalt einer Krücke haben. Denen diese Stütze nicht hinreichend ist, können sich auf die Erde setzen, aber damit sie diese Erlaubnis nicht mißbrauchen; so erinnert sie ein Priester von Zeit zu Zeit aufzustehen und sagt mit

mit lauter Stimme: alle die da sitzen, mögen aufstehen.

In den Kirchen ist kein steinernes noch metallnes Bild, nicht einmal das Gemälde des gecreuzigten Heilands. Die Geistlichkeit trägt ein bloses Creuz, welches das Volk mit Ehrfurcht küsset: aber die Abeßiner bekreuzigen sich nicht allein sehr oft, sondern auch alle ihre Sachen; eine Andacht, sagt der oft angeführte Lutherische Verfasser, die unter den Christen sehr alt ist.

Bey der Taufe tauchen sie die Kinder, wie die Griechen, ein. Folgendes geschieht bey Erwachsenen, die sich zu ihrer Religion bekehren. Nach etlichen Vorbereitungsgebetern, salbet der Priester zu vielen malen den Leib des Neubekehrten und legt die Hand auf sein Haupt. Der Neubekehrte streckt die Rechte aus, wendet sich gegen Abend und entsagt der Sclaverey des Teufels. Hernach dreht er sich gegen Morgen, legt sein Glaubensbekenntnis vor dem Priester ab, welcher ihn über alle Glaubensarticke1 fragt, die der Neubekehrte mit den Worten beantwortet: ich glaube. Hierauf wird er wiederum unter neuen Gebetern gesalbet und an einen unterirdischen Wasserbehälter, welcher anstatt des Taufsteins ist, geführt. Der Priester giesset geweihtes Oel Creutzweis in das Wasser, und tauchet ihn dreymal ein unter den Worten: ich taufe dich in Nahmen des Vaters Sohns und heilgen Geists. Die Pathen empfangen ihn bey dem Herausgehn aus dem Wasser; und nach Empfangung

gung der letzten Salbung wird er in eine weise Weste und einen rothen Rock gekleidet, zum Zeichen der Unschuld und der Bereitwilligkeit, sein Blut für die Religion zu vergiessen, und zum erstenmale in die Kirche geführt, wo er das Abendmahl empfängt. Zu Ende dieser Ceremonien reicht ihm der Priester Milch und Honig, legt die Hand auf ihn und läßt ihn mit diesen Worten von sich: geh in Frieden, Kind der Taufe. Den grösten Theil dieser heiligen Handlungen, bemerkt der teutsche Geschichtschreiber, beobachtete man in der ersten Kirche: ter mergitamur, sagt Tertullianus; inde cepti lactis et mellis societatem gustamus. Warum sie den Portugiesischen Mißionaren neu dünketen und deshalb die Gültigkeit ihrer Taufe streitig machen wollten, kommt von der großen Unwissenheit in den Kirchen-Alterthümern her, da sie alles auf die gegenwärtigen Gebräuche der römischen Kirche beziehen.

Ich will nur zwo Anmerkungen über die Taufe machen; die erste, daß man sie den Knaben nach vierzig Tagen ihrer Geburth, und den Mädchen erst nach achtzig Tagen giebt; die andre, daß sie ihnen bey der Taufe das Abendmahl reichen. Einige sagen, daß der Priester ihnen das Brod und den Wein gäbe, andere, daß er nur die Spitze des Fingers in den Kelch tauche und damit die Zunge oder die Lippen des Kindes berühre, ohne ihm das Brod zu reichen.

Der Pater du Bernat, ein französischer Jesuit, versichert, die egyptischen Cophter tauften

in

in Nahmen des Vaters, Sohns und heilgen Geists und alle Aethiopische Lithurgien, die Renaudot, Laudolf und andre Gelehrten uns mitgetheilet haben, behaupten es auch von den Abessinern und machen wenigstens die Anführung der Portugiesischen Jesuiten verdächtig, welche die Aethiopischen Priester einer Veränderung in dem Wesen des Sacraments beschuldigen, indem sie die unzulänglichen Formeln gebrauchten: *ich taufe dich in Nahmen der heiligen Dreyeinigkeit oder in Nahmen Jesu Christi oder in Nahmen des heiligen Geists: Ich taufe dich in dem Wasser des Jordans: Gott taufet dich* 2c. 2c. Derohalben sagt le Grand, tauften die Jesuiten, zufolge dieses wahren oder falschen Vorgebens eine große Auzahl Abeßiner Bedingungsweise noch einmal, welches die ganze Nation beleidigte.

Einige Scribenten haben vorgegeben, daß die Getauften mit einem warmen Eisen bezeichnet würden, nach Art der Feuertaufe, die die Seleucianer und Hermianer gehabt haben und wovon im heiligen Johannes geredet wird: qui post me venturus est, ille vos baptizabit spiritu sancto et igne. Allein ohne allen Beweiß; denn die neuern Berichte der Jesuiten schweigen dadavon gänzlich; Godiquo hat es blos in den alten Schriftstellern gelesen, und Alvarez hält diese Brandmale für nichts gemeinschaftliches mit der christlichen Religion. Daß aber viele Afrikanische Völker, so wohl Mahometaner als Götzendiener,

diener, dergleichen Merkmale auf die Stirne ihrer Kinder, nicht mit dem Feuer, sondern mit einer gewißen Salbe (caustique,) drucken, geschieht aus der Ursache, sie vor Flüsse und Catarre zu bewahren.

Aber hier ist eine andere Ceremonie, die man des Aberglaubens beschuldigen kan. Sie ist nur bey den Abeßinern und zufolge des Alvarez sehr neu. Man nennt sie die Taufe der Erscheinung Christi. Sie wird alle Jahre an diesem Tage, zum Andenken der Taufe Jesu Christi gefeyert, welcher dieser Tag allein in der ersten Kirche gewidmet war, und nicht weil sich Jesus Christus den Weisen offenbahret hat, wie die lateinische Kirche glaubt, welche von den alten Gebräuchen, sagt der gelehrte Papebrok, weniger weiß als die Griechische und Morgenländische. Alvarez, der diese Taufe annehmen sollte, macht als ein Augenzeuge, folgende Beschreibung:

„Der Kaiser befahl uns, sagt er, unsre „Zelte an einen Ort zu schaffen, wo er hatte einen Teich graben lassen, um daselbst wie gewöhnlich, am Tage der Erscheinung Christi taufen zu „lassen. Da wir uns dahin begeben hatten, wurden wir gefragt: ob wir uns wollten taufen lassen: ich antwortete, wir wären schon getauft „und könnten nicht mehr getaufet werden; dem „ohngeachtet sagte der Abgesandte und einige von „seinem Gefolge, sie würden thun, was dem „Könige gefiel. Man bot uns Wasser in unsre „Zelter zu tragen, und der Abgesandte nahm den

Vor-

„Vorschlag an . . . . die Abeßinischen Priester
„versammleten sich in großer Anzahl aus der
„Stadt und sungen die ganze Nacht, um den
„gegrabnen Teich einzuweihen. Sie gossen eine
„Menge geweihtes Wasser hinein; gegen Mitter-
„nacht kam der König und ließ sich mit der Kö-
„nigin und dem Abuna Marcus zuerst taufen.
„Den Morgen drauf hieß man die Portugiesen
„sich nähern. Alvarez stand dem König gegen
„über. Der Teich war ein länglichtes Viereck
„von Bretern, welche eine gewächste Leinwand
„bedeckte. Man stieg auf sechs Stuffen herun-
„ter und das Wasser kam durch eine Röhre, an
„deren Ende ein Sack gebunden war, damit es
„recht rein fliessen sollte. Des Morgens war
„der Gedrang sehr groß. Ein ehrlicher Alter, eh-
„maliger Hofmeister des Königs, stand im Was-
„ser bis an die Schultern und tauchte alle, die
„sich ihm darstellten, mit dem Kopfe ein, unter
„den Worten: ich taufe dich in Nahmen des
„Vaters, Sohns und heiligen Geists. Sie
„waren alle nackend und hatten nichts, womit
„sie sich bedecken könnten . . . . Der König
„fragte den Alvarez, was er von dieser Ceremo-
„niehielte; er antwortete ihm, der gute Entzweck
„könnte sie entschuldigen, aber die Niccische Kir-
„chen-Versammlung lehrte nur eine Taufe und
„ihre Aussprüche wären in der Aethiopischen
„Kirche wie in der Römischen angenommen.
„Aber, antwortete der König, wie soll man
„die Abgefallenen zur Kirche bringen. . . . Man
„muß, sagte Alvarez, sie unterrichten, für sie

 „beten

„ beten und sie verbrennen, wenn sie sich nicht be-
„ kehren. Ja, wiederhohlte er, man muß diese
„ Verstockten, wie in der Römischen Kirche ge-
„ schieht, verbrennen. „

Der Verfasser setzt hinzu, daß der König gesagt habe, sein Groß-Vater hätte diese allgemeine Taufe eingesetzet, um den Sündern eine nothwendige Hülfe zu verschaffen und darin dem Rathe vieler geschickten Männer gefolgt. Aber Ludolf glaubt, daß der einzige Gegenstand von dieser Ceremonie die Verehrung der Taufe Jesu Christi sey; daß man keine von den gewöhnlichen Gebräuchen der ordentliche Taufe beobachte; daß die Priester keine andre Worte sagten, als diese: Gott seegne dich, oder der Vater, der Sohn und heilige Geist seegne dich, welches die gewöhnliche Seegens-Formel ist; daß die Weiber niemals dabey wären, ob sie sie gleich so nöthig hätten als die Männer; daß es endlich mehr eine unheilige Ceremonie als ein Religions-Fest sey, indem die jungen Leute nichts als Muthwillen in Wasser trieben und ein Geschrey und Getöse erregten, wovon alle benachbarten Oerter ertönten. Doch ich halte die Sache für ernsthafter als Ludolf; ob ich mir gleich nicht einbilden kan, daß hier von einer wahren Taufe die Rede sey, und die Abeßiner aus Unwissenheit sich einbilden sollten, sie könnte ihnen mehr als einmal mitgetheilet werden. Ist es nicht vielmehr eine neue Art von Busse, welche vor dem Groß-Vater des von Alvarez benennten Kaisers eingeführt

wurde

wurde und der erwehnten Beichte des Rauchfasses, gleicht?

Wenn man sich endlich erinnert, daß die Abeßiner seit der Trennung des Dioscorus keine Gemeinschaft mit den Griechen und Lateinern gehabt haben, und daß in diesen letzten Zeiten ihr Land, von den Gallern und Sarazenen verwüstet, und in eine erschreckliche Barbarey gestürzet wurde, so wird man sich nicht über die in ihrer Religion eingeschlichenen Fehler wundern. Der Einbruch der Gothen, Vandaler und vieler andern Barbarischen Völker stürzte ja den Orient und Occident in gleiche Barbarey. Zur Zeit des Kaisers Mauritius verstunden die Römer kein Griechisch und die Constantinopolitaner kein Lateinisch, als welches in der Römischen Kirche dergestalt vernachläßiget wurde, daß es nach der Erzählung des Baronius Priester gab, die die Kinder in nomine Patria et filia et Spiritua Sancta tauften, und vom Pabst Zacharias wegen der guten Absicht Beyfall erhielten.

Wir wollen nun auch zu den übrigen gottesdienstlichen Gebräuchen der Aethiopier schreiten, und nur obenhin bemerken, was ihre Lithurgie mit der Griechischen gemein hat. Sie nennen das Brod und den Wein, welches sie bey den Abendmahl gebrauchen, Corban und bereiten beydes mit der äussersten Sorgfalt zu. Das Brod wird gesäuert und mit einem X bezeichnet, der Wein aber in den Sacristeyen aus Rosinen-Trauben verfertigt, welche man einige Zeit in

Wasser liegen und ehe man den Saft ausdruckt an der Sonne trocknen läßt. Es würde ganz ohne Nutzen seyn, die Abeßiner und Aegyptischen Cophter deshalb zu tadeln; denn sie haben keinen andern Wein, als den sie aus diesen gekochten Rosinen machen. Der Pabst Julius erlaubt in seinen Kirchen-Verordnungen, im Nothfall eine Traube in den Kelch zu trocknen und es mit Wasser zu vermischen. Es ist hier verbothen, Wein zur Consecrirung aus den Wirthshäusern holen zu lassen.

Der Altar in Gestalt einer Tafel, heißt auch die geheiligte Tafel, und steht im Heiligthum. Er ist mit einem Baldachin, der auf vier Säulen steht, bedeckt. Nur ein Altar ist in jeder Kirche, weil die besondern Messen hier, wie im ganzen Morgenlande, unbekannt und nur in der Abendländischen Kirche so gemein sind. Man setzet noch eine kleine viereckigte Tafel an, die sie Tabot oder Arche nennen und darauf den Kelch stellen. Der Ursprung dieses Worts macht dem Ludolf viel zu schaffen, welcher sich einbildet, daß der Tabot der Abeßiner die alten Küsten vorstellt, worein sie die Gefäße und andres heilige Geräthe schlossen, und in der Zeit der Verfolgung statt der Altäre gebrauchten. Ist es nicht viel natürlicher zu glauben, daß die Abeßiner die kleinen beweglichen Hütten Archen nennen, vermöge einer Anspielung auf die Bundeslade, worin das Allerheiligste lag.

Die Popen predigen niemals in der Kirchen, sondern lesen dem Volke die Homelien der Griechischen Kirchen-Väter, in Aethiopischer Sprache vor. Sie bedienen sich, wie die Griechen, der Dipticha oder der heiligen Empfehlungen der Toden und Lebendigen, nicht allein der Heiligen, sondern auch der Kaiser, Patriarchen und aller derjenigen, welche sich durch ihren Eifer in der Religion berühmt gemacht haben. Sie erscheinen selten in der Kirche ohne einen Opfer und legen vor der Thüre des Heiligthums Brod, Oel, Wein, Wachs, die Erstlinge der Erdfrüchte und andre Geschenke, wovon die Priester einen Theil bekommen, und das Uebrige unter die Armen theilen, welche nach den Gottesdienst in dem Schif ihre kleinen Gastmäler, welche den alten Liebesmälern gleichen, halten Sie versammlen sich Sonnabends und Sonntags in den Kirchen und machen in der Heiligkeit dieser beyden Tage fast keinen Unterscheid. Der eine heißt der Sabbath der Juden, der andre der Sabbath der Christen; aber sie feyern den ersten nach den Christlichen Gebräuchen, und hält nichts von dem Aberglauben des Jüdischen Sabbaths bey. Er ist nie zum Fasten in den Morgenländischen Kirchen bestimmt gewesen, welche statt Sonnabends Mitwochs fasten, zufolge der ersten Christen und Verordnungen der alten Kirchen-Gesetzen, davon viele das Fasten des Sonnabends unter der Strafe des Banns verbieten. Ich weiß nicht, warum die Päbste dieses in Occident geändert haben.

Sie haben keine Glocken; aber hölzerne oder steinerne oder eiserne Schellen, von einem sehr starken Klang. Ihr Kirchen-Gesang ist eine närrische Psalmodie, welche sie mit Zittern, Cymbeln und einigen andern Egyptischen Instrumenten begleiten, und dadurch noch ausserordentlicher machen. An den Feyertagen spielen aus Gottesfurcht die Großen diese Instrumente und tanzen in den Kirchen mit dem Volke, wie David einstmals vor der Bundeslade tanzte. Das unharmonische Geschrey und Singen vermehrt das Getöse, und man glaubt in einer Judenschule und nicht in einer Christlichen Kirche zu seyn.

Die Abeßiner folgen in Beobachtung der Fasten, wie die Aegyptischen und Armenischen Jacobiten, der ersten strengen Kirchen-Zucht. Sie essen kein Fleich, keine Fische und keine Milchspeisen, sondern nur Brod, Früchte und in Wasser ohne Oel und Butter gekochte Zugemüssen, haben nur ein Gerichte und verzehren es erst nach Sonnen-Untergang. Sie sollen mit weniger Gewissen ein Gebot Gottes, als das Gesetz von Fasten übertreten, von welchem Niemand, nicht einmal die Kranke und die Reisende ausgenommen sind. Sie wachen an Feyertagen, beobachten Mittewochs und Freytags jeder Woche und die ganze Fastenzeit, welche sich den andern Tag nach dem Sonntag der Erscheinung Christi anfängt, ein strenges Fasten. In der Fastenzeit aber fasten sie Sonnabends und Sonntags nicht, ausgenommen am heiligen Oster-Abend. In den

Klöstern treibt man diese Strengigkeit noch weiter. Poncet sah einen Anacoreten in Aethiopien, welcher seit sieben Jahren von nichts als wilden Oelbäum-Blättern gelebt hatte.

Ludolf bemerket, daß sonst die ganze Kirche zwey Fasten hätte. Eine fieng sich den andern Tag nach Epiphanias an und daurte vierzig Tage, wie das Fasten Jesu Christi. Die andere hielt man in der Charwoche. Ein Alexandrinischer Patriarch mit Nahmen Demetrius, nahm diese beyden Fasten zusammen, zwischen welchen oft ein kleiner Zwischenraum war. Es wurde in vielen Morgen- und Abendländischen Kirchen eingeführet und erhielt sich zum Theil bey den Abeßiner, Egyptischen Cophter, Armenianern und Griechen, welche ihre Fasten den andern Tag nach Sexagesimä, das ist neun Tage vor der unsrigen, anfangen. Die Griechen erleichtern sich die Fasten so wohl in Ansehung der Zeit, daß sie sie nicht bis auf den Abend aufschieben, als auch in Ansehung der Wahl der Speisen. Aber die Abendländische Kirche noch mehr, indem man sich nur daselbst an den beyden Fasttagen in der Woche des Fleisches und in der Fastenzeit, welche nicht so lange als die Morgenländische dauert, einiger zu nahrbaren Gerichte enthält. Ich rede nicht von den Ländern, wo die vermeynten Verbesserer, die so eifrig für die Wiederherstellung der ersten Kirchenzucht scheinen, dieses Fasten gänzlich abgeschaft haben, das doch so alt als die Kirche selbst ist.

Sie haben mit den Griechen und Lateinern gleiche Feyertage, ausgenommen diejenigen, welche seit der Calcedonischen Kirchenversammlung eingesetzet sind und feyern alle Monathe besondere Tage zu Ehren Jesu Christi, der Jungfrau Maria und des Erzengels Michaelis. Ihre Lithurgie zählt viele uns unbekannte Heilige, die in ihren Calendern stehn; denn von keiner andern Canonisation wissen sie nicht.

§. 4.
Von dem Abuna und andern geistlichen Personen.

Die Abeßiner haben nur einen Bischof, mit Nahmen Abuna oder Abbuna, das heißt, unser Vater. Er wird von dem Alexandrinischen Patriarchen ernennt und eingeweiht, welcher, um die Aethiopische Kirche in grössern Gehorsam zu erhalten, allezeit einen fremden Hirten giebt. Der Abuna kennt so wenig seine Schafe als sie ihnen kennen, und versteht oft die Landessprache nicht. Um den schlechten Zustand dieser Kirche beurtheilen zu können, so darf man nur auf den beweinenswürdigen Zustand der Alexandrinischen Kirche ein Auge werfen. Der Jacobitische Patriarch und seine Priester, sind grobe unwissende Leute, die die lange Sclaverey dottend und die Drangsalen der Türken so muthlos gemacht haben, daß oft Privatleute mit Gewalt zum geistlichen Stand gezwungen werden. Denn zu einen Priester ist jeder tüchtig, der lesen kann.

Dieses Gemälde giebt gleich keine grosse Idee von der Fähigkeit der nach Aethiopien geschickten Geistlichen. Tellez redet von einem Abuna, welcher sich durch seine Unwissenheit so verhaßt machte, daß er nach Entsetzung seiner Würde, um sein Leben zu erhalten, Korn mahlen mußte. Sein Nachfolger war nicht weniger dumm. Das ist der andere, sagten die Hofleute, den wir in die Mühle schicken müssen.

Der Abuna zieht von vielen Länderenen beträchtliche Einkünfte, und seine Güter sind von allen Auflagen frey, ausgenommen im Königreich Tigre, wo er einen Zins von fünfhundert Thalern unter den Nahmen Eda Abuna oder Geldstrafe des Abuna geben muß. Ueber dieß wird für ihn Salz und Leinwand gesammlet, obgleich kein Bischof unter ihn steht, so setzt ihn doch seine Würde über alle Oberpriester in den Städten und ein altes Kirchengesetz, welches die Cophten annahmen, giebt ihm in den Kirchenversammlungen die siebende Stelle. Aber er hängt auf eine knechtische Art von dem Jacobitischen Patriarchen zu Alexandrien ab, welcher ihn nach seinen Belieben, ohne erst darüber in einem Kirchenrathe sprechen zu lassen, absetzen kann; eine Gewalt, die unsere Päbste nicht haben und vielleicht über Bischöfe niemals bekommen werden. Frumentius war der erste Priester zu Abeßinien, von welchem heiligen Bischof bis zu den Simeon, der in einem Streite wider seinen König 1613. getödtet wurde, die Aethiopische Kirche fünf und

neunzig Abuna zählt. Kurze Zeit nach dem Tod des Simeon trug der Pabst die Regierung dieser Kirche dreyen Jesuiten auf und betittelte sie Patriarchen. Im folgenden Capitel werden wir sehen, wie sie sich dabey verhielten.

Der Komos oder Hegumenos ist nach den Abuna der wichtigste und hat einen merklichen Vorzug über die andern Geistlichen. Man muß bey den Cophtern diese Stelle begleitet haben, wenn man zu einem Bischofthume gelangen will. Der Debtera-Gueta, oder das Haupt der Domherren, hat die Aufsicht über die grosse Kirche im Felde. Das Priesterthum, Diaconat und Subdiaconat sind die einzigen ihnen bekannten Orden. Die ganze Geistlichkeit trägt ein Creuz in ihren Händen, welches alle, die ihr begegnet, küssen müssen. Ihre Kleidung scheidet sie wenig von den Weltlichen. Sie kann sich verheyrathen, aber nur einmal. Das ist alles der alten Kirchen-Ordnung gemäß. Sie genießt keine Freyheit und ist nicht allein in bürgerlichen und peinlichen Sachen den weltlichen Richtern unterworfen, sondern ihr Ansehn hat so gar in geistlichen Dingen eine große Verringerung gelitten, indem sich die Kaiser, wie wir bald sehen werden, das Recht anmassen, die Geistlichen zu versammlen, Glaubens-Articel vorzuschreiben und bey Lebens-Strafe die Signatur darüber zu fordern.

§. 5.

§. 5.

Von Mönchen.

Unter der Regierung des Alamid im vierten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung erschienen die ersten Mönche in Abeßinien. Nach der Chronick von Axuma sind sie von Romja gekommen, das ist, aus dem unter Römische Bottmäßigkeit stehenden Lande, wodurch besonders, die römische Provinz Aegypten, die Gränzscheidung von Aethiopien, zu verstehen ist. In dieser Gegend nahmen die Klöster ihren Anfang hundert Jahr vorher, die Verfolgung der Einsiedler Paulus, Antonius, Macarius und Pacomius, welche mit heiligen Anacoreten die Thebaischen Wüsten bevölkerten, in die Wüsten trieb. Denn, nachdem ein Schwarm dieser Mönche nach Abessinien gekommen war, ließen sich neune in Tigre nieder, und baueten Einsiedeleyen, davon noch heut zu Tage viele stehen, als die Einsiedeley des Pantaleon, wo des Stifters Grabmal noch zu sehen ist.

Die Jahrbücher haben uns ihre Nahmen aufbehalten, welche durch Wunder den grösten Theil Aethioper bekehrten. Folgende nennt die Lithurgie und ihre Calender:

1) Aragawi, Schüler und Nachfolger des heiligen Pacomius und der erste Abba, oder Oberste der Mönche in Abeßinien. Der von Ludolf angeführte Poet sagt, daß er das Reich der grossen Schlange zerstörte, welches entweder vom

Teu-

Teufel, den das erste Buch Mosis unter dieser Gestalt vorstellt, oder vom Heidenthum zu verstehen ist, das in Aethiopien eine Schlange anbetete. Man kann auch die Sache buchstäblich erklären; denn ihre Legende erzählt, zufolge des Mendez, daß Argawi und seine Begleiter durch ihr Gebet eine sehr grosse Schlange, die um Axuma Menschen und Thiere auffraß, getödtet hätten.

2) Pantaleon. Das ist der einzige, dessen Nahmen die Abeßiner nicht verunstaltet haben. Seine Zelle war nahe an einem Grabe gebaut. Er gab einem Toden die Sprache wieder und befreyte einer betrübten Wittwe ihre Kinder aus der Sclaverey.

3) Garima. Gott selbst ordinirte ihn um seines reines und guten Herzens willen zum Priester. Er hatte eine solche Macht über die Natur, daß er ausgesätes Korn in Aehren verwandeln konnte. In einigen Oertern, wo er gieng, wichen Felsen und Bäume vor seinem majestätischen Ansehn und seiner Stimme aus Ehrfurcht zurück. Das ist das Lob, welches der Abeßinische Dichter von ihm in zwoen Hymnen macht, die den 17ten Merz und den 17ten Junius, als den seinem Gedächtnis in dem Aethiopischen Calender geheiligten Tagen, gesungen werden.

4) und 5) Alef und Likanos. Man redet nicht von ihren Wundern. Die vier andern heissen Saham, Afe, Adimota und Guba.

Ara-

Aragami hatte zu seinen Nachfolgern Christos-Bezana, Meskel-Moa, Johanni und Tecla-Haimanot. Dieser lezte gab seinen Mönchen neue Regeln, davon die vornehmste ist, eine Gelübde zu thun, einem Aufseher, mit Nahmen Icegue, zu gehorchen, welcher die Klöster besuchen, darin gute Ordnung halten und die liederlichen oder unfähigen Mönche bessern sollte. Die Icegues, die fast gleiche Gewalt mit dem Abdua haben, hatten lange Zeit ihre Wohnung zu Debria-Libanos in dem Königreich Shewa. Allein da sie die Gallier aus diesen schönen Kloster verjagten und einen Theil dieser Provinz an sich rissen, so flüchteten sie nach Bagender. Tecla-Haimanot nimmt einen ansehnlichen Platz in dem Aethiopischen Kalender ein; denn man feyert drey Tage zu seinen Ehren, als den 7ten May, den 24ten August und den 24ten December.

Der Abt Eustatius machte nach einiger Zeit eine andre Regel, welche von der Haimanotischen darin abgeht, daß er die Mönche keinem allgemeinen Aufseher unterwarf. Jedes Kloster ist eine kleine Republick, die ein Abt regiert und gar keine Verbindung mit den andern Klöstern hat. Eustatius wird auch als ein Heiliger verehret. Er unterhielt sich mit dem Schöpfer drey Wochen lang: er erweckte ein Kind von Toden: er versetzte Berge: er machte aus seinem Mantel ein Schiff, um über das Meer zu fahren Die Aethiopischen Legenden sind voll solcher Wunder. Der heilige Bassarion gieng auf den Fluten; der

Abt

Abt Libanos ließ, wie ein ander Moses, aus einem Felsen Wasser springen; der heilige Ambaca und Samuel ritten Löwen und zertraten Schlangen; der Einsiedler Lucas hatte einen eisernen Küriß, kämpfte alle Tage mit dem Teufel und aß die Woche nur einmal; ein andrer Heiliger, wahrscheinlicher Weise nicht so mäßig, ließ auf seine Tafel ganz gebratene Tauben fliegen; er nennte sich Aaron, und diese schöne Anekdote befindet sich in seinem Lobgesange. Ludolf schont bey diesen Artickel die Abeßiner gar nicht und fällt dabey über unsre Legendenschreiber her, welche manchmal eben solch ungereimtes und dummes Zeug erzählen.

Uebrigens gleichen diese Aethiopischen Mönche den unsrigen wenig. Das Creutz und das Gewand, welches sie tragen, sind fast die einzigen Merkmale, wodurch man sie von den Weltlichen unterscheidet. Ihre Klöster gleichen Flecken und fassen viele Hütten in sich, davon jede zur Zelle eines Mönchs dient. An Festtagen versammlen sie sich in einer allgemeinen Kirche und beten täglich in ihrer Einsiedeley eine Anzahl Psalmen und Gebeter. Ein jeder baut sein Feld und schaltet über seine Früchte, ohne seinen Obern Rechenschaft zu geben. Sie gehn aus ihren Zellen ohne Erlaubnis, und kommen nach Belieben wieder. Sie haben weiter keine Pflicht als ohne Frau zu leben. Diejenigen, welche um eines Weibs willen dem Mönchleben entsagen, hält man für unehrlich, und ihre Kinder läßt man nicht zum geist-

lichen

lichen Stand. Sie können bürgerliche Aemter begleiten, in Gesandschaft verschicket werden und so gar in Städten und Provinzen kommandiren. Das Land ist so voll von ihnen, sagt man, daß sie den fünften Theil Einwohner ausmachen. Es ist ein desto belästigender Stand, weil sie keinen Tribut zahlen und niemals zu Felde gehn, ausser wenn sie der Geist des Fanatismus und des Aufruhrs wider ihren Regenten bewafnet. Das folgende Kapitel wird uns von ihren Streitigkeiten mit den Jesuiten und den schrecklichen Gewaltthätigken, die sie begiengen, um die Vereinigung ihrer Kirche mit der Römischen zu verhindern, unterrichten. Es giebt auch Nonnen in Abeßinien; aber wir wissen nichts besonders von ihrer Einrichtung und Lebensart.

Siebzehntes Hauptstück.

Von den Aethiopischen Mißionen.

Da sich die Abeßiner von der Griechischen Kirche abgesondert haben, so bekümmern sie sich wenig um die Römische Kirche, welche auch die Meynung des Dioscorus verdammt hatte. Obgleich fast keine Gemeinschaft zwischen ihnen und den Lateinern mehr ist, so erwehnt doch die Geschichte einiger Gesandschaften, welche sie zu verschiedener Zeit an die Römischen Päbste geschickt haben. Aethiopische Abgeordnete kamen, wenn man dem Godiquo und andern Scribenten

ten glauben will, zu dem Pabst Clemens den fünften nach Avignon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, und im folgenden Seculo erhielt Eugenius der vierte, zu Florenz Abgesandte von Zer-A-Jacob, dem Abeßinischen König, welcher sich vielleicht dazumals nach dem Beyspiel der Griechischen Kaiser mit den Lateinern aussöhnen wollte. Der Abeßinische Gregorius sahe, nach der Erzählung des Ludolfs, ein Gemälde zu Rom, wo man diese Gesandtschaft vorgestellet hatte, und erkannte sie an der Kleidung. Gewiß ist es, daß sie vor Alters Zeiten eine Kirche zu Rom hatten, wo sie ihren Gottesdienst in ihrer Sprache und nach ihrer Lithurgie hielten. Was den Brief betrift, den Alexander der dritte im zwölften Jahrhundert an den König von Indien schrieb, welchen Baronius für den Abeßinischen Priester Johannes hält, habe ich eben Ursachen angeführt, woraus der Irrthum dieser Geschichtschreiber erkannt werden kann.

Die Reise, welche Peter Cavillan an den Hof des Negus Alexander gegen das Jahr 1482. that, gab Anlaß zu den ersten Verbindungen zwischen den Abeßinern und Portugiesen. Die Letztern hatten große Eroberungen auf der Mitternächtlichen Küste von Indien gemacht und der Ruf ihrer Thaten war bis nach Abeßinien gekommen. Die Kaiserin Helena, die Regentin während der Unmündigkeit Davids, beschloß, um ihre Freundschaft zu werben und übertrug es einen gewissen Armenischen Kaufmann, mit Nahmen Matthäus,

dem sie einen jungen Abeßinischen Herrn mitgab. Diese Abgeordnete begaben sich erst nach Goa, wurden drey Jahr daselbst aufgehalten, und giengen nachher nach Portugall, wo sie 1513. ankamen. Ihre Equipage war so armseelig, daß man sie einige Zeit für keine Gesandten erkennen wollte. Endlich wurden sie doch dafür gehalten, und der Lissabonische Hof schickte eine Gegen-Gesandtschaft nach Abeßinien. Odoard der Galvan, war das Haupt derselben und weil er auf der Reise starb, kam Roderig de Lima an seine Stelle.

Der Kaiser David behielt den Roderig sechs Jahr in Abeßinien und schickte ihn nachher nach Europa mit dem Abeßinischen Tzagazaab, dem er für den Pabst und den König in Portugall Briefe mitgab. Aber Tzagazaab blieb 12. Jahr in Lissabon und konnte nicht die Erlaubniß nach Rom zu reisen, erhalten und die Briefe wurden dem Pabst Clemens dem 7ten zu Bologne durch den Capellan Alvarez in dem zahlreichen Consistorio, in Gegenwart Kaiser Carl des V. überreicht. Wahrscheinlicher Weise hatten sie die Portugiesen dictiret und enthielten eine Menge Versprechungen, welche die Abeßiner in der Folge der Zeit läugneten. Der Römische Hof glaubt den Versicherungen, welche Alvarez von der baldigen Unterwerfung des Aethiopischen Kaisers machte, und tröstete sich wegen des erlittenen Verlusts an der Nordseite durch die Eroberungen, welche er sich gegen Mittag versprache.

Einige Jahre drauf schickte der Abeßinische Monarch, welchem die Adelschen Sarazenen einen Theil seiner Staaten genommen hatten, den Johann Bermud nach Europa, um die Christlichen Mächte um Hülfe zu ersuchen. Bermud war ein Portugiese und hatte den Roderig de Lima in seiner Gesandtschaft begleitet, und war nach dessen Abreise in Abeßinien geblieben. David bekam eine solche Freundschaft zu diesen Fremdling, daß er den Abuna Marcus, der Primas in Aethiopien, dahin vermochte, ihn zu seinen Nachfolger zu ernennen, und vorher zu einen Priester zu ordiniren. Der Abuna war damahls in einem sehr hohen Alter. Die Wahl ward von dem Pabst Paul dem III. bestätigt, welcher die Giltigkeit der Aethiopischen Ordinirung erkannten, ob gleich die Jesuiten hernach für unrechtmäßig hielten. Zu dieser Zeit ließen etliche Abessiner, die sich in Rom aufhielten, das neue Testament in ihrer Sprache mit einen kleinem Tractat von ihrer Lithurgie drucken. Der Pabst, Paulus der dritte, machte ihnen durch seine Wohlthaten Muth, wofür sie ihm durch die Lobes-Erhebungen die sie ihm und seiner Tochter Farnesia in der Vorrede zu den Briefen des Apostels Paulus, machten, ihre Erkenntlichkeit bezeugen. Bermud diente den David, so wohl zu Rom als in Portugall, mit großen Nutzen und bewegte den Lissabonischen Hof zu Leistung einer mächtigen Hülfe. Dieß war der Anfang zwischen den Portugiesen und Abeßinern. Wir müssen nun auch die Folgen davon entwickeln.

Befehlerische Aufführung des Patriarchen Johann Bermud. Erste Aethiopische Gesandtschaft, der der Jesuite Oviedo vorstund.

Bermud kam nach Abeßinien 1541. mit den Tittel eines Patriarchen und vier hundert regulirten Trouppen, unter dem Befehl des Christoph de Gama, der aber doch selber unter dem Portugiesischen Prälaten stund. Der Kaiser David und der Abuna Marcus waren seit seiner Abreise gestorben, und der Prinz Claudius auf den Thron gefolgt. Ich habe anderswo von den Feldzug der Portugiesischen Trouppen geredet. Bermud verließ nicht die Armee, der er gänzlich vorstund und nach dem Tode Christophs de Gama viele Generals setzte.

Hier sind einige Züge von dem herrschsüchtigen Bezeigen dieses Patriarchen die aus dem Bericht vom Jahre 1565. an Dom Selbastian, König von Portugall, gezogen sind: Da er zu Lissabon war, ließ er Tzagazaab, den Gesandten des Königs Davids, unter dem Vorwand, daß er seiner Pflicht nicht nachkäme, in Ketten legen. Er gab vor, er hätte vom Negus dazu ausdrücklichen Befehl erhalten. Nach der Rückkunft in Abeßinien forderte er den König Claudius mit vielen Stolz auf, sich dem Gehorsam des Pabst zu unterwerfen; welches einen lebhaften Streit zwischen diesen Prinzen und dem Patriarchen veranlaßte. Claudius sagte zu Bermud, er erkenne ihn für seinen Bischof nicht, sondern für einen

Arianer, der vier Götter verehrte, und er antwortete ihn ganz grob: ihr liegt, ich bin kein Arianer und ich halte euch für einen Verbannten und Verfluchten. Er verboth den Portugiesen, dem König weder zu gehorchen noch ihm bey Strafe des Banns und des Todes beyzustehn. Die Königin befürchtete die Folgen dieses Streits, sie besänftigte den Patriarchen, fiel vor ihm nieder und brachte es durch ihre Thränen endlich so weit, daß er in das Königliche Zelt kam, wo ihn der König mit vieler Erniedrigung bey der Hand nahm, sie ihn küßte, um Verzeihung bat und nach dem Willen des Prälaten ein Gehorsams-Edict ausgehen ließ.

Unterdessen war man zu Rom von dem Glück die Abeßiner mit sich zu vereinigen so überzeugt, daß man beschloß nach Aethiopien Mißionaren zu schicken. Man warf die Augen auf die Jesuiten. Ihr Stifter both sich selbst dazu an; aber da der Pabst Julius der III. nicht drein willigen wollte, so ernennte Ignatius zu dieser Mißion 13. Mönche, unter denen die vornehmsten Andreas Oviedo, Johann Barreto, Jacob Diaz, und Gonzale Rodriguez waren. Barreto ward zum Patriarchen von Aethiopien erwählt, obgleich Paulus der III. diese Würde Johann Bermud aufgetragen und Oviedo sollte, falls er sterben würde, an seine Stelle gelangen.

Diese Jesuiten schiften sich zu Lissabon 1586. ein, und langten zu Anfange des folgenden Jahrs zu Goa an. David war schon sechszehn Jahre

tod

tod und sein Sohn Claudius regierte stets Abeßinien. Es war der Klugheit gemäß sich seiner Neigungen zu versichern. Daher schickte ihm der Patriarch Barreto zween seiner Mönche, den Gonzalo Rodriguez und Jacob Diaz nebst einem Bruder eben dieses Ordens. Sie mußten dem Kaiser eröfnen, daß sie von Seiten des Pabsts und des Königs in Portugall kämen, um die Abeßiner von der Zucht und den Gebräuchen der Römischen Kirche zu unterrichten: daß sie viele von ihren Mitgefährten, zu Goa gelassen hätten, die ihnen in dieser heiligen Unternehmung beystehen würden, und daß sie nur den Befehl von Sr. Majestät nach Abeßinien zu kommen erwarteten; daß der Bischof zu Rom, als Vicarius Jesu Christi, das Haupt aller Christen wäre, welche ihm völligen Gehorsam bey Strafe der Verbannung leisten müsten, weil Jesus Christus selbst gesagt hat, daß nur in der Welt ein Schaafstall und ein Hirte seyn sollte.

Diese Vorschläge brachten den Weisen und bedächtigen Claudius in Verlegenheit. Es verstrich einige Zeit, ehe er darauf antwortete, weil er so wohl befürchtete sein Königreich zu beunruhigen, wenn er die Mißionaren handeln ließ, wie sie wollten, als auch den König in Portugall zu beleidigen, wenn er ihnen die Hände bände. Nach langen Verschub erklärte er den Jesuiten, daß er eine solche wichtige Sache denen andern Patriarchen eröfnen müste, weil es unvorsichtig und gefährlich wäre, ohne ihrem Rath die alte Lithurgie

zu verlassen, und neue Gebräuche und unbekannte Ceremonien einzuführen. Wenn aber, fügte er hinzu, die andern Portugiesischen Mißionaren nach Matsua kommen würden, so sollten sie durch einen seiner Officiers empfangen werden, und mit aller Sicherheit an seinen Hof leben können.

Diese Antwort begnügt die Jesuiten sehr wenig; denn sie hatten sich eingebildet, daß die Abeßiner nichts mehr als die Ankunft der Mißionaren zur Vereinigung mit der Römischen Kirche erwarteten. Der Patriarch Barreto, welcher gegen einen zur Unterwürfigkeit wenig geneigten Prinzen dem Ansehn seines Königs und seiner eigenen Würde nichts vergeben wollte, beschloß in Indien mit Melchior Corneyro, tittulirten Bischof zu Nicea, zu bleiben.] Aber Oviedo gieng mit fünfen seiner Gefährten nach Abeßinien und ward von dem Bahr Nagas, dem Statthalter der am Meer liegenden Provinzen sehr günstig aufgenommen. Das Volk, für den das Neue stets Reitzungen hat, war noch nicht wider die Jesuiten eingenommen, und empfiengen diese Väter mit vieler Freude und Ehrfurcht. Man fiel vor ihnen nieder, man küßte ihnen die Hände, man wohnte mit Begierde ihren Opfern und Gebethern bey, und sie selbst besuchten ohne Bedenken die Kirchen der Abeßiner.

Der Kaiser begegnet ihnen auch sehr gnädig, erlaubte ihnen, öffentliche Messe zu halten und ließ jedermann die Freyheit, die Römische Lithurgie anzunehmen. Aber wenn sie ihn nöthigten,

sich

sich dem Pabst zu unterwerfen, so bezeugte er ihnen darüber seinen Misfallen und sagte: daß seine Vorfahren keine andre Patriarchen als die Nachfolger des heiligen Marcus erkannt hätten; daß das Volk vollkommen mit ihrem Alkuna zufrieden wäre, welcher sie mit Weisheit regierte und daß er also nicht einsähe, warum er ihne andre Obern setzen sollte. Doch, um den Jesuiten nicht alle Hofnung zu nehmen, versprach er, darüber mit seinen Lehrern und Ministern sich zu berathschlagen. Es wurden etliche Unterredungen am Hofe zwischen den Abeßinischen Popen und Mißionaren gehalten; und der Kaiser antwortete den Jesuiten viel geschickter als die Popen und setzte sie nach ihren eignen Geständniß mehr als einmal in Verlegenheit. Man untersuchte mit Hitze viele Streitfragen, über welche man sich nicht vergleichen konnte und jeder Theil eignete sich den Sieg zu; der ordentliche Ausgang des Disputirens.

Oviedo gieng aus Unwillen gegen diesen Widerstand vom Hofe und beschuldigte in einer dazu herausgegebenen Schrift die Abeßiner vieler Ketzereyen. Darüber ward der Kaiser sehr zornig; und es war auch eine wahrhafte Beleidigung, daß Fremde, die er gnädig aufgenommen hatte, seine Unterthanen in seinen eignen Staaten als Ketzer zu behandeln sich unterstunden. Einige Zeit darauf blieb der Kaiser in der Schlacht. Adamas Saghed, sein Nachfolger war noch weniger den Mißionaren günstig; er widerrufte

alle Freyheit, die ihnen sein Vorfahrer eingeräumt hatte; ließ den Oviedo vor sich kommen und verbot ihn bey Lebensstrafe in seinem Königreiche die Lehren der Römischen Kirche zu predigen. Da der unerschrockne Mißionar antwortete, daß dieses Verboth ihn nicht abhalten würde, und es besser wäre, Gott als den Menschen zu gehorchen: so zog der erzürnte Kaiser seinen Degen und hätte ihn auf der Stelle getödtet, wenn die Königin und die Hofleute sich dieser Gewaltthätigkeit nicht widersetzt hätten. Oviedo und seine Gefährten erhielten Befehl, sich nach Fremona zu begeben, wo sie ungefehr auf 300 Christen versammleten. Es war der erste Platz, den sie in Aethiopien einnahmen, indem ihnen Atznaf-Sagbed in dieser Gegend neun beträchtliche Ländereyen zugestanden hatte, davon jede, sagt Lobo, eine reiche Herrschaft ausmachte.

Malac-Sagbed, Nachfolger des Adamas, verehrte die Talente der Mißionaren und verabscheute ihre Lehren. Sie hatten demnach nur einen mittelmäßigen Fortgang unter seiner Regierung, die 30 Jahr dauerte; und in dieser Zeit starben alle Jesuiten von der ersten Mißion und die in diesem Königreich sich niedergelassenen Portugiesischen Familien hatten niemand, der ihnen Messe laß. Die Wege waren von den Sarazenen, welche sich aller Seeplätze bemächtiget hatten, so wohl bewacht, daß die Mönche, die nach Abesinien gehen wollten, entweder getödtet oder von diesen Barbaren gefangen genommen wurden. Das war der Ausgang der ersten Mißion.

Die

Die andre Mißion, der der Pater Pays vorstund.

Zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts änderten sich die ganzen Sachen. Der Pater Pays oder Paes, ein Portugiesischer Jesuit, versuchte nach der ersten unglücklichen Reise, auf welcher er in die Gefangenschaft der Araber gerieth, zum anderntmal dahin zu gehen und fand endlich einen Weg nach Abeßinien. Da seine Talente in Unterrichtung der Jugend im ganzen Königreich erhoben wurden, so wollte ihn der Kaiser Zadenghel kennen lernen und rufte ihn nebst etlichen seiner Schüler am Hof. Er wurde mit grosser Achtung aufgenommen und disputirte den andern Tag nach seiner Ankunft daselbst mit den Abeßinischen Popen in Gegenwart des Kaisers, der an der Lehre des Mißionaren einen Geschmack zu bekommen schien. Er las auch in der Kaiserlichen Capelle Messe und hielt eine Predigt, die den Zadanghel so überzeugte, daß er seinen Freunden in Vertrauen den Entschluß, sich dem Pabst zu unterwerfen, entdeckte, und eben diese Erklärung dem Pater Pays, mit Bitte, es nicht kundbar zu machen, that. Aber er verrieth selbst sein Geheimniß durch einen Befehl, der die Heiligung des Sabbaths aufhob. Worauf plötzlich viele andre Verordnungen folgten, daß der Pater selbst dem ungestümen Eifer des Monarchen Einhalt thun mußte.

Es lag auch etwas Politick in der Aufführung des Zadenghell. Abeßinien war seit 80 Jahren,

durch die beständigen Einfälle der Sarazenen und Galler, verwüstet worden, und sahe sich auf das Aeusserste gebracht. Er bat den Pabst Clemens den 8ten und den König von Spanien und Portugal, Philipp den 3ten, schriftlich um Beystand wider diese Barbaren. Er brachte dem Philipp die Eroberung der Insel Mathua in Vorschlag und versprach, ihren Besitz und ihre Zölle mit ihm zu theilen. Das besonderste in diesem Briefe war, daß er für seinen siebenjährigen Prinzen, die Prinzeßin von drey Jahren, Anna von Oesterreich, zur Gemahlin verlangte und sie nach Abeßinien haben wollte, damit sie, sagt er, zusammen in der Weisheit und Erkenntnis der heiligen Schrift erzogen würden. Diese zu einer ihr würdigern Vermählung bestimmte Prinzeßin, heyrathete nachher Ludwig den 13ten.

Zadenghel blieb nicht so lange auf den Thron, daß er auf sein Schreiben von 6. Junius 1604. hätte eine Antwort erhalten können. Denn er ward vier Monathe drauf in einer Schlacht wider seine eigne Unterthanen, getödtet, welche, wie ich anderswo erzählt habe, wegen Einführung der Neuerungen in ihren Gottesdienst einen Aufstand gemacht hatten.

Die Jesuiten, ob sie gleich von den meisten gehaßt und beneidet wurden, hatten doch, vornehmlich unter den Grossen, Beschützer und Freunde. Man kann ihnen eine besondere Gabe, die Jugend zu unterrichten und zu predigen nicht abstreiten. Ihr Geist hatte sich in den theologi-

schen

schen Streitigkeiten mit dem Abeßinischen Lehrern hervorgethan. Ihr Verhalten war weise und ihre Sitten ohne Tadel. Umsonst suchte man diese Eigenschaften in den Popen ihres Landes, welche meistentheils ein liederliches Leben führten und so unwissend waren, daß sich unter ihnen kaum Leute fanden, die in der Kirche die heilige Schrift lesen konnten. Selbst der Abuna, ihr einziger Bischoff, ein Fremder von Geburth, verstand oft ihre eigne Sprache nicht. Seine ganze Verrichtung bestund in Ordinirung, würdiger und unwürdiger Geistlichen, und keiner war untüchtig, wenn er ihm Geld in die Hände drückte.

Viele verständige Leute ärgerten sich an diesem Misbrauch und glaubten, durch Begünstigung der Absichten der neuen Mißionaren, Zucht und Ordnung unter der Geistlichkeit wieder herzustellen. So urtheilte Susnejos, der drey Jahr nach dem Tode des Zadenghel auf den Thron kam, und den Jesuiten öffentlichen Schutz eingestehen wollte. Als er diese Sache seinem Rathe vortrug, waren die Meynungen so zertheilt, daß er einige Zeit unentschlossen blieb. Ras Athanasius, einer von den vornehmsten Herren des Landes, rieß ihn aber durch folgende Worte aus seiner Unentschlossenheit: erwartet nicht, sagte er, bis sich die Meynungen über dergleichen Materie vereinen; thut alsbald was ihr thun müßt, da die Sache euch gerecht dünkt. Schicken die Portugiesen die Hülfe, die ihr erwartet, so

so stehe ich dafür, daß Abeßinien in einem Jahre die Römische Religion angenommen hat.

Ras-Seela-Christos, Bruder des Kaisers und General seiner Armeen, schwur unter den Prinzen zuerst seine Religion öffentlich ab, und empfieng das Abendmal nach Art der Lateinischen Kirche. Diesem Beyspiel folgten eine große Anzahl Generals und Hauptleute. Susnejos versprach selbst dem Pabst und dem König von Spanien, seine Person und sein Königreich dem heiligen Stuhl zu unterwerfen und einen Römischen Patriarchen anzunehmen, wenn er ihnen genug Hülfsvölker schickte, um seine Befehle in Ansehn zu erhalten. Man sieht aus einem Briefe des Ras-Seela-Christos an Paul den fünften, daß er sich wenigstens eine Hülfe von 1000 Mann vermuthete. Aber der König von Spanien, dessen Länder in Indien von allen Seiten angegriffen wurden, konnte unmöglich ein solches Verlangen erfüllen, wie er es in der Antwort an Susnejos selbst gestehet. *)

Aber der Kaiser wartete nicht mit seiner Erklärung bis auf die angelangte Hülfe. Er versammlete die Geistlichen, und ließ die Frage von den zwo Naturen, welche eigentlich die Trennung verursachte, behandeln. In diesem Streite siegten die Jesuiten und ihr gutes Recht, und Susnejos gebot vermittelst eines Befehls, was er blos der Ueber-

*) Siehe den Commentar des Ludolfs über diese verschiedene Briefe.

Ueberzeugung überlassen sollte, daß ein jeder zwo Naturen in Christo, nemlich die göttliche und menschliche, glauben müßte, und zwar so, daß sie wirklich von einander unterschieden, aber in einer Person vereinigt wären. Ein Mönch, der diese Lehre bestreiten wollte, ward in Gegenwart des Kaisers, unter dem Vorwand, er hätte die Ehrfurcht gegen seinem Monarchen aus den Augen gesetzet, gepeitschet; aber das Volk wußte wohl, daß man ihn nur wegen der Widerlegung der Lehre von den zwo Naturen in Christo, gestraft hätte. Und dieses strenge Beyspiel zog eine sehr üble Wirkung nach sich.

Der Abuna Simeon, ein aufrührischer Prälat, beklagte sich, daß man ihn nicht mit zu dieser Unterredung eingeladen hätte. Der Kaiser kannte seine Unfähigkeit und antwortete, man würde sie in seiner Gegenwart von neuen anfangen, wenn er es für gut befände. Man hielt auch in der That eine neue Unterredung; aber der ungeschickte Mann sprach kein Wort, und gab den Missionaren völlig gewonnen. Dieses veranlaßte den Kaiser von neuen, zu einen viel schärfern Befehl, worin er denjenigen zum Tode verurtheilte, der die Einheit der Natur Christi behaupten würde.

Allein hierüber entstand eine allgemeine Empörung. Da überdieß die Gemüther überhaupt dieser neuen Lehre abgeneigt waren, so war es ganz ungewöhnlich, sie mit Gewalt einzuführen, weil man davon in Abeßinien kein Beyspiel hatte,

te, und es dem friedfertigen Geiste des Evangeliums, den nöthigen Beyspielen Jesu Christi und der Apostel, welche keine andere Gewalt als die Stimme der Ueberzeugung gebraucht hatten, gänzlich zuwider lief. Von Murren kam es zu Meuterey und Empörung. Simeon, ein persönlicher Feind der Mißionaren, Emana-Christos, Bruder des Kaisers und andre Grossen des Reichs, versammleten sich in Geheim und wurden völlig eins, sich diesen gefährlichen Absichten des Monarchen zu widersetzen. Sie verbanden sich alle, bis auf den letzten Tropfen Bluts die unterdrückte Religion zu vertheidigen. Eine Menge Layen und fast alle Mönche traten diesem Bunde bey.

Der Albuna that alle diejenigen, die zur Römischen Religion übertreten oder über diese Materie disputiren würden, in Bann. Das Decret wurde an den Thüren der Kaiserlichen Feldcapelle angeschlagen, und der Kaiser unterstund sich nicht diese Frechheit zu ahnden, sondern ließ es an einem Befehl bewenden, wodurch er Jedermann erlaubte die Religion der Mißionaren anzunehmen, deren Wahrheit man in vielen Disputationen erkannt hatte.

Leute von Mäßigung tadelten des Kaisers Verhalten und sahen wohl, daß dieser Streit ohne Blutvergiessen sich nicht endigen würde. Seine Mutter und viele Grossen des Reichs beschworen ihn, von diesem Unternehmen abzustehen, indem es seinen und des Königreichs Untergang unvermeidlich nach sich ziehen würde. Der Albuna

buna begab sich auch mit einem grossen Gefolge von Mönchen und Nonnen zu ihm, und bat ihn, keine Neuerungen in der Religion anzufangen, mit der Erklärung, daß sie zur Vertheidigung ihres alten Gottesdiensts in Tod zu gehen bereit wären. Endlich warf sich die weltliche Geistlichkeit zu seinen Füssen, that mit Thränen die nehmliche Bitte, und erinnerten ihn an das Beyspiel seiner Vorfahren, welche so viele hundert Jahre ihre Religion in Ruhe gelassen hätten. Nichts konnte die unbiegsame Standhaftigkeit des Monarchen erschüttern; aber er empfand bald, daß man einem ganzen Volke nicht widerstehen dürfte.

Die Empörung fieng in seiner eignen Familie an. Sein Bruder stellte sich an die Spitze der Verschwornen und vereinigte sich mit dem Gouverneur von Tigre, dem Eidam des Kaisers, welcher die Jesuiten und seine Anhänger aus seine Provinz verwieß, und alle Anhänger der alten Religion unter seine Fahne versammlete. Der Abuna Simeon that zum andermal die Lateiner und ihre Anhänger in Bann; aber aus Furcht vor dem gedrohten Tode widerrufte er alles.

Der Kaiser, der von diesen Bewegungen Nachricht erhielt, rückte mit einer starken Armee in das Feld, um seinen Feinden zuvorzukommen. Sein Eidam an der Spitze der Rebellen hatte die Kühnheit, ihm entgegen zu gehn, ungeachtet der Bitten und Thränen seiner Gemalin, welche ihm die Aussöhnung mit ihrem Vater anrieth.

Die-

Dieser junge Mensch, der vor blinden Eifer ausgelassen und gewisser Maßen der Vernunft beraubt war, ritt mit einer schwachen Bedeckung spornstreichs gegen das feindliche Feld, drang an das Kaiserliche Zelt, fragte mit zerstreuten Blicken, wo der König wäre, und in dem Augenblick ward er von tausend Stichen durchbohrt. Die Aufrührer aber nahmen nach dem Verlust ihres Generals die Flucht, und Simeon, der sich einige Zeit verborgen gehalten, ward entdeckt und von den Kaiserlichen umgebracht. Coslo, der Verschnittene, hat das nehmliche Schicksal und die Köpfe dieser beyden berüchtigten Aufwiegler wurden in dem Felde aufgesteckt und an unterschiedenen Orten herumgetragen. Doch Emana-Christos erhielt Gnade.

Dieser Sieg machte den Kaiser noch verwegener. Er fieng an viele andre Artickel der alten Religion zu verbessern, und gebot in zweyen Befehlen die Abschaffung des Sabbaths, weil ein Jüdischer Feyertag dem Christenthum gänzlich zuwider sey. Einer von diesen Befehlen erlaubte die Arbeit am Sonnabend und andre Feldarbeiten; denn die Heiligung dieses Tages bestand vornehmlich in Unterbrechung der Feldarbeiten. Das erstemal ward der Uebertreter dieser neuen Gesetze mit Geld bestraft, das andremal mit Confiscation aller seiner Güter, ohne sich des Rechts der Verjährung oder einiger ander Hofnung einer Gnade schmeicheln zu können. Das erste Beyspiel der Strenge ward gegen einen ansehnlichen

Offi-

Officier, mit Nahmen Bucus, verübt, welcher wegen seiner Geburt und seiner Verdienste schätzbar war.

Ein Unbenannter verfertigte wider diese Befehle eine verwegene Schrift, in Form eines Briefes, welchen er an den Susnejos selbst gerichtet hatte. Er drohete dem König darin gewaltig, redete von der Römischen Religion mit Verachtung, stieß Lästerungen gegen die Jesuiten aus, und schalt sie Unwissende, kleine Geister, Verwandten des Pilatus, Unbeschnittene und dergleichen mehr. Es war übrigens, nach dem Urtheil des Ludolfs, der diese unförmliche Schrift in seinem Commentario eingerückt hat, sehr schlecht, voller Enthusiasterey, ohne Verbindung der Ideen und Urtheile, voller ekelhaften Ausschweifungen und unordentlich angeführten Stellen aus der Schrift.

Der Iceg oder ersterer Aufseher über die Abeßinischen Mönche, schickte einige davon, aber vergebens an den Kaiser, um ihn von der Kundmachung seiner Befehle abzuhalten. Susnejos antwortete ihnen, daß Jesus Christus und seine Aposteln keinen Sabbath gefeyert hätten, daß selbst die Egyptischen, Chaldeischen, Griechischen und Lateinischen Christen davon nichts wüsten und daß er eine Gewohnheit nicht billigen könnte, die die allgemeine Kirche verwürfe. Diese Antwort soll das Volk dergestalt geärgert haben, daß einige von den Aufrührern schrien: da der König den Glauben seiner Vorfahren um

die falsche Religion der Fremdlinge, verlassen hat: so kann man seinen Abfall mit guten Gewissen nicht länger erdulden.

Die Jesuiten schliefen dabey auf ihrer Seite nicht. Sie übersetzten in die Aethiopische Sprache viele Streitschriften, als das Werk des Maldonat über die vier Evangelisten, den Commentarium des Toledo über die Epistel an die Römer und die Auslegungen des Ribera über die Epistel an die Hebreer und wählten vorzüglich die Schriftsteller ihres Ordens. Diese Uebersetzungen gefielen einigen, noch mehrere aber spotteten darüber, weil sie einen närrischen Mischmasch von Dialekten und barbarischen Ausdrücken antrafen; ein Fehler, welchen man Fremden in Reden verzeihet, an ihnen aber mit Recht tadelt, wenn sie in einer Sprache schreiben, deren Grundsätze sie noch nicht hinlänglich verstehn.

Die Mißionaren unternahmen auch, den Gebrauch der lateinischen Gebeter einzuführen und setzten statt der Lateinischen, Aethiopische Buchstaben. So lernten sie ihren Neubekehrten das Vater unser und das Ave Maria. Aber die Abeßiner beteten in einer unbekannten Sprache nur mit Widerwillen und scheuten sich, aberglaubische Worte auszusprechen, die denjenigen gleichten, die sie in ihren Zauberbüchern fanden. Die Feinde der Paters, hiessen diese Gebeter, Zaubergebete, und die Abeßiner sprachen sie so lächerlich, daß man das Geschwätze kaum verstehn konnte. Ich glaube, daß die Jesuiten sich

gar

gar zu sehr den Vorurtheilen unsrer neuen Kirchenzucht überliessen, und daß sie besser gethan haben würden, wenn sie mit Eifer in allen Catholischen Ländern, den alten und guten Gebrauch, in der Muttersprache zu beten, eingeführet hätten, als daß sie sich erkühnten, eine Gewohnheit zu bestätigen, die bey allen von unsrer Religion abgehenden Völkern nicht statt hat.

Diese Neuerungen in dem öffentlichen Gottesdienst muste allerdings neue Unordnungen erregen. Jonael, Vicekönig zu Bagemder, nahm dieses zum Vorwand der Empörung wider seinen Kaiser. Er zog eine grosse Anzahl Misvergnügte auf seine Seite und verursachte eine so allgemeine Bestürzung, daß deshalb neue Vorstellungen bey den Prinzen geschahen, um diesen bedrohtem Unglücke vorzubeugen. Der Kaiser, der dieser Vorstellungen müde war, beschloß sich ein für allemal davon zu entledigen, ließ die Edlen, die Lehrer und Mönche versammlen und erklärte sich ihnen auf eine solche Art, daß er dem Kühnsten ein Stillschweigen auferlegte. Er erinnerte sie in einer heftigen und ernstlichen Rede an ihr Verhalten von Anfange dieser Unruhen, an ihre Cabalen wider die Regierung, an ihre öftern Empörungen und vornehmlich an ihre Untreu gegen Zadenghel, welchem sie den Thron und das Leben wegen seiner Ergebung an der Römischen Religion genommen hatten. Ich selbst, fügte er hinzu, der ich seit dem über den Jacob erhaltenen Siege, mich auf den Thron geschwungen, habe durch viel Züge der Gnade

die Liebe meines Volks zu verdienen gesucht, und doch nichts als Widersprüche und Hindernisse gefunden. Aufrührische Unterthanen haben sich auf das Aeusserste wider meine Person gesezet und klagen mich wegen der Religions-Veränderung an, mich, der ich nur die Absicht habe, sie zu verbessern. Ich glaube mit allen andern Christen, daß Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist; aber wie er kein vollkommner Gott seyn könnte, ohne eine vollkommne göttliche Natur zu haben, noch ein vollkommner Mensch ohne eine vollkommne menschliche Natur, so folgt daraus, daß es in ihm zwo Naturen giebt, die in der That von einander unterschieden aber in einem Wesen vereiniget sind. Sich so ausdrücken heißt nicht die Religion verlassen, sondern sie erklären und vertheidigen. Ich habe den Sabbath abgeschaft, weil die Feyerung eines Jüdischen Fests Christen nicht zukommt. Ich glaube es nicht aus Höflichkeit gegen die Portugiesen, sondern weil sie in der heiligen Schrift und in den Conciliis gegründet sind und wir diesen Glauben seit der Zeit der Aposteln durch eine zuverehrende Tradition überkommen haben. Uebrigens bin ich bereit mein Leben für die Vertheidigung dieser Lehre zu lassen; aber was auch für Gefahren meiner Tagen bedrohen, so müssen doch diejenigen, die diese Lehre zu bestreiten sich erkühnen, für ihr eigen Leben noch mehr befürchten.

Man

Man brachte in diesem Augenblicke dem Susnejos einen Brief vom Jonael, welcher ihm den Frieden unter herrschsüchtigen Bedingungen antrug, wovon die merkwürdigste die Vertreibung der Jesuiten war. Der König antwortete nicht darauf und rückte auf der Stelle wider den Empörer mit seinen besten Truppen. Jonael fürchtete sich vor den Ausschlag eines Treffen und zog sich also in die Gebürge, wo er sich zu halten glaubte. Aber man brachte ihn durch Abschneidung der Lebens-Mittel heraus. Der Vicekönig, dessen Armee durch das starke Ausreisen beträchtlich abnahm, rettete sich zu den Gallern, die durch die Königlichen Kundschafter gewonnen wurden und ihn umbrachten.

Es entstunden auch große Bewegungen in der Provinz Damot, wo das Volk und die meisten Mönche zum Waffen griffen. Raas-Seela-Christos, der Befehlshaber in dieser Provinz, versuchte vergebens, sie zu ihrer Schuldigkeit zu bringen. Sie erklärten ihm, das einzige Mittel sie zu entwafnen, sey, wenn die von den Jesuiten in die Aethiopische Sprache übersetzten Bücher verbrannt und alle diese Mönche aufgeknüpfet würden. Aber nach dem Verlust eines Treffens, in welchem sie vier hundert von ihren Mönchen verlohren, änderten sie die Sprache.

Der König aus einem Ueberbleibsel von Achtung gegen sein Volk und vielleicht aus Liebe zu seinen vielen Beyschläferinnen, die er in seinem Serail unterhielt, hatte bisher aufgeschoben, öf-

fentlich die catholische Religion anzunehmen. Endlich entschloß er sich zu dieser grossen Handlung 1622 und schwor in die Hände des Paters Pays seine Religion ab. Er schickte nicht allein seine Beyschläferinnen fort, sondern behielt nur seine erste Gemahlin, von der er viele Söhne hatte.

Bey dieser Gelegenheit ließ er öffentlich eine Art von Manifest an sein Volk ergehen, welches mehr das Gepräge eines Pastoralschreibens, als einer von Thron ergangenen Erklärung hatte, und viel sonderbare Züge enthielt. Der Kaiser redet darinn wie ein Theolog und bemüht sich vornemlich, die Lehre von den zwo Naturen, die Unzulänglichkeit der äthiopischen Patriarchen und die Nothwendigkeit, sich dem römischen Stuhl zu beweisen. Die Gründe, die er zur Vertheidigung des ersten anführte, sind aus den besten Quellen geschöpft. Was den andern Punkt betrift, so bemerkt er, daß das Calcedonische Concilium den Dioscorus, der beyde Naturen vermengt, verbannt und abgesetzet habe, alle von den Jacobitischen Patriarchen eingesetzte Erzbischöffe in Aethiopien von dieser Zeit an in Irrthum gestecket; daß die meisten dieser Prelaten ihr Amt durch eine ärgerliche Aufführung verunehret; sich mit vielen Lastern, die man aus Anständigkeit nicht entwickeln könnte, besudelt hätten; daß sie einen schändlichen Handel mit geheiligten Sachen trieben, indem sie um Geld oder etwas wenigen Salzes Priester ordinirten und Altäre um einige Bienenschwärme einweiheten; daß sie den werdenden Geistlichen auf eine tyrannische Art mitführen und

ihnen

ihnen vor der Ordination harte Frohndienste auflegten, indem sie ihnen Steine und andre Materialien zur Aufbauung ihrer Palläste oder Umzäumung ihrer Gärten herzutragen musten. Der Abuna Marcus, wenn man dem Manifest glauben kann, wurde einer großen Unzucht überführet, die das Feuer verdient hätte. Christodulus hielt sich eine Menge Beyschläferinnen. Peter, sein Nachfolger, heyrathete öffentlich eine Frau eines Fremden, Nahmens Michel, und ward mit der gewöhnlichen Geldstrafe der Ehebrecher belegt; dieser Unglückliche war der vornehmste Urheber der Verschwörungen, welche dem Jacob und Zadenghel das Leben kosteten. Simeon, noch ruchloser als der Abuna Peter, ward durch seine Empörungen eben so straffällig. Susnejos schloß also daraus, daß die Erzbischöffe in Aethiopien sowol im Glauben als in den Sitten geirret hätten und man ihnen ohne von der wahren Religion abzugehen nicht gehorchen könnte.

Ueber den dritten Punct, die Nothwendigkeit sich dem römischen Stuhl zu unterwerfen, erklärt er sich, daß Kraft der dem Apostel Petrus gethanen Verheissungen, die Päbste, als die Nachfolger dieses Apostels eine unumschränkte Gewalt in der Kirche hätten; daß sie in keinen Glaubenssachen noch in einer Sittenlehre irren könnten und ihnen ein blinder Gehorsam zukäme. Er beschloß mit der Vermahnung an seine Unterthanen, ruhig und ohne Murren den nemlichen Glauben anzunehmen, welchen Jesus Christus, wie er sagt, durch sein Blut geläutert hat.

Dritte Mißion, welche der Patriarch Alphonsus Mendez regierte.

Die Abeßiner erwarteten von Portugall eine Hülfe von tausend Mann; aber man schickte ihnen zehn Mißionaren, fünf Tonkünstler und einige Steinmetzer, welche der Pater Pays verlanget hatte. Alle Mißionaren waren Jesuiten und hatten zu ihren Oberhaupt den Alphonsus Mendez, welchen der Pabst Urbanus der 8te zum Patriarchen in Aethiopien gemacht hatte. Hieronymus Lobo, der Verfasser eines von mir oft angeführten Berichts, Johann Velasco Bruno de Saint-Croix und Franciscus Marquez, nahmen unter diesen Werkzeugen des Evangelii einen grossen Platz ein. Nachdem sie auf dieser langen Reise große Beschwerlichkeiten, vornemlich nach ihrer Ankunft zu Dancala in Nubien, ausgestanden hatten, so kamen sie nach Tigre 1625, gegen das Ende des Junius. Sie wurden von regenhafter Jahrszeit einige Monathe zu Fremona aufgehalten und giengen erst im Monat December nach Gorgara, wo das kaiserliche Lager war.

Der Patriarch ward mit den grösten Ehrenbezeugungen bey Hofe aufgenommen. Er verlangte, daß der Kaiser noch einmal die Religion abschwören und sich mit seinem Volke öffentlich dem Pabst unterwerfen möchte. Der eilfte Februar dieses Jahrs ward zu dieser Ceremonie erwählt, welche mit großer Pracht in Gegenwart der Brüder des Monarchen, seines Sohns Basilides, der Stadthalter der Provinzen und der

Vor-

Vornehmsten des Reichs vor sich gieng. Die meisten hatten rothe oder weis seidene Röcke mit breiten goldnen Gürteln, goldnen Häften und Turbans von unterschiedener Gattung. Sie sassen alle auf der Erde mit übereinander geschlagenen Beinen, ausgenommen der Kaiser und der Patriarch, die auf zween Thronen sassen, der Kaiser zur Rechten und der Patriarch zur Linken.

Mendez eröfnete die Ceremonie mit einer langen Rede, wo er den Vorzug des Römischen Stuhls und die Nothwendigkeit, seine Bischöfe für die ersten Hütter der Christlichen Welt zu halten, bewieß. Melca-Christos, Gouverneur zu Semen, antwortete mit wenigen Worten im Nahmen des Kaisers, welcher selbst mündlich dem Patriarchen bezeugte, daß er an diesem Tage keine neue Verbindung eingienge, weil er schon vor vielen Jahren dem Pabst in die Hände des Oberhaupts der Jesuiten, Gehorsam angelobet hätte. Mendez stund alsdenn auf, hielt das Evangelium offen, der König fiel nieder und that dem Römischen Pabst den Eid in folgenden Worten: *Wir Sultan-Sagher*, diesen Nahmen hatte Susnejos seit einigen Jahren angenommen, *von Gottes Gnaden Kaiser in Aethiopien glauben und bekennen, daß durch die Worte Jesu Christi: du bist der Stein auf den ich meine Kirche bauen will* 2c. *der heilige Petrus zum Fürsten der Apostel erwählet worden ist, und eine unumschränkte Gewalt und Herrschaft über die ganze Welt bekommen habe. Wir glauben*

auch, daß der Pabst zu Rom der wahre und rechte Nachfolger des heiligen Petrus ist, das nehmliche Ansehn, den nehmlichen Vorzug und die nehmliche Gewalt über die allgemeine Kirche hat, und nicht in Glaubens-Sachen irren kann, weil es ihm Jesus Christus in der Person des heiligen Petrus versprach, zu welchem er sagt: ich habe für dich gebeten, damit dein Glaube nicht aufhört. Also erkennen wir die Römische Kirche für die Mutter und Beherrscherin aller Kirchen und verfluchen und verdammen alle Irrthümer, welche sie verworfen hat, vornehmlich die Irrthümer des Dioscorus und Eutichius. Wir unterwerfen uns in aller Demuth und Gottesfurcht uns und unser ganzes Reich der Römischen Kirche auf ewig, und werfen uns zu den Füssen unsers allerheiligsten Vaters und Herrn, Urbani des Achten, welchen die göttliche Vorsicht auf den Römischen Stuhl gesetzet hat. So wahr uns Gott und sein heiliges Evangelium helfe.

Der Kaiser ließ seinem Sohn, Basilides, seinen Brüdern, den Großen des Reichs, wie auch der Clerisey und allen anwesenden Mönchen eben diesen Eid thun. Hernach erklärte er den Basilides zu seinem Nachfolger, und alle Anwesende erkannten ihn dafür und schwuren ihm den Eid der Treue. Bey der Ceremonie des ersten Eids zog Ras-Seela-Christos, der Bruder des Kaisers, seinen Säbel und sagte: Das Geschehene

ist

ist vergessen, aber wenn sich einige in der Folge der Zeit von ihrer Schuldigkeit entfernen, so sollen sie mit diesen Schwerd gezüchtiget werden. In dem Huldigungs-Eide, den er dem Sohne des Königs that, fügte er eine nicht wenig merkwürdige Clausel hinzu: ich schwöre dem Basilides als dem nächsten Thronfolger zu gehorchen, wofern er die Catholische Kirche behauptet und vertheidigt; sonst werde ich sein grausamster Feind seyn. Der Prinz empfand sehr lebhaft die Grobheit dieser Einschränkung; aber aus Staatsklugheit ließ er sich den Verdrus nicht merken. Dieses Gepränge ward mit einem Verdammungsurtheil, welches der Patriarch Mendez wider alle Uebertreter dieses Eids herausstieß, beschlossen.

Es erschienen noch andre Befehle zur Abschaffung des alten Gottesdiensts. Man schärfte Jedermann bey großer Strafe ein, den Glauben und die Römische Kirchenzucht anzunehmen, sich nach ihren Gesetzen und Gebräuchen in Beobachtung der Fasten und des Osterfests zu richten und keine geistliche Verrichtung ohne Erlaubnis des Patriarchen zu thun. Mendez befand für gut den grösten Theil der Priester von neuen zu ordiniren, entweder um sie in einer größern Abhängigkeit zu erhalten, oder weil er an der Giltigkeit der alten Ordinirung zweifelte. Da man ein großes Mistrauen in der Unterwürfigkeit der Prinzeßinnen von Königlichen Geblüte setzte, welche stets eine große Ergebenheit gegen die alte Religion

gion bezeuget hatten, so befahl der Kaiser, daß sie auch in der Feldcapelle die Religion abschwören mußten.

Man wieß dem Patriarchen anständige Einkünfte an; bauete ihm zwo Wohnungen, eine in dem alten Kaiserlichen Felde zu Dancaz und die andre zu Debsan, an den Gränzen zu Dembee und Bagemder. Die andern Jesuiten bekamen über ihre reiche Wohnung zu Fremona zehn Häuser, welche meistentheils in Gojam lagen, eine der angenehmsten Gegenden des Reichs. Sie errichteten eine Schule von 60 jungen Leuten, sowohl Portugiesen als Abeßinern.

Man fieng in eben diesem Jahre an die Fasten und das Osterfest nach der von dem Römischen Kirchenbuche vorgeschriebenen Zeit zu halten, welches aber an allen Orten nicht mit Uebereinstimmung geschehen konnte, nicht allein, weil etliche Geistliche sich noch widersetzten und aus Ehrfurcht gegen das Nicenische Concilium nach der alten Zeitrechnung die Ostern hielten, sondern weil auch in manchen Provinzen der Befehl zu spät eintraf. Hieraus entstunden etliche Unordnungen, welchen man hätte vorbeugen können, wenn man diesen armen Leuten den alten Calender gelassen hätte, der vor Gott so gut wie der unsrige war. Man misbraucht der Abeßiner Gedult so sehr, daß Bedingungsweise die Neubekehrten wiedergetauft wurden, als wenn sie gar keine Art von Christen gewesen wären.

Zwey Jahr drauf nahm sich Mendez vor, das Königreich mit einigen Jesuiten durchzureisen, um sowohl die Kirchen zu untersuchen, als auch seine neue Lehre zu bestätigen. Sie predigten an allen Orten mit Enthusiasmus, tauften die Neubekehrten noch einmal, ordinirten die alten Geistlichen von neuen und weiheten zugleich neue ein. Ihr Eifer erbaute viele Personen, welche niemals dieses bey ihrem Abuna gesehen hatten, andre waren über den Fortgang der Mißionaren eifersüchtig, und einige spotteten ihrer Aufführung und hielten sie für Marktschreyer, die das Volk mit ihren heiligen Windmachereyen amusirten. Als ein Bauer vom Patriarchen die Firmung bekommen hatte, fragte ihn einer von seinen Nachbaren, wie er sich auf diese Ceremonie befände: sehr übel, sagte er, denn seit der empfangenen Ohrfeige bin ich noch nicht gesund worden. Da die Jesuiten durch ihre Schüler eine Comödie hatten spielen lassen, in welcher Teufel erschienen, so hielten viele dumme Leute diese häßlichen Personen für wahre Teufels und giengen voller Schrecken aus dem Saale und schrieen: ach! ach! sie haben auch die Teufels mit hergebracht!

Die Eroberungen, welche die Mißionaren machten, waren mehr ein Werk der Furcht als der Ueberzeugung. Das Volk, ungeachtet des Beyspiels des Kaisers und seiner Hofleute, hiengen stark an dem Glauben ihrer Vorfahren und warteten nur auf den Tod des Susnejos, um das Joch der fremden Religion abzuschütteln.

Es wußte, daß Basilides die Jesuiten haßte und die Neuerungen in Geheim misbilligte, die der König in der Lithurgie eingeführet hatte. Die Mönche wären nicht weniger wider diese Paters aufgebracht und widerstrebten offenbar in vielen Provinzen. Es gab Popen, die stets mit Entsetzen den neuen Gottesdienst verwarfen, und sogar den von Mendez ordinirten Priestern den Eingang der Kirche versagten. Die Strafen machten Heuchler und überzeugten keinen Menschen.

Eine neue Empörung, welche in Tigre 1628 entstund, bewieß durchaus, daß vor Vollendung dieses Reformationswerks noch viel Blut vergossen werden müßte. Tecla-Georgis, Gouverneur in dieser Provinz, hatte eine Königliche Prinzessin geheyrathet. Man versichert, er habe sich wegen der allzuoffenbaren Untreu seiner Gemahlin bey seinen Schwiegervater beklagt, und weil er keine Genugthuung erhalten, so habe er vornehmlich aus dieser Ursache die Waffen ergriffen. Er verband sich mit zween Adelichen, mit Nahmen Gebra-Marjam und Johann Akai, und ließ durch einen Herold ausruffen, daß er die Römische Religion abschwöre und den Alexandrinischen Glauben wieder herstellen und sich an die Spitze der Verfechter einer so gerechten Sache begeben wolle. Um das Volk von seiner aufrichtigen Entsagung dieser neuen Religion zu überführen, beschloß er alle Jesuiten zu Fremona umbringen zu lassen. Aber so bald die Paters von dieser gefährlichen Meuterey Nachricht bekamen, ergrif-

griffen sie die Flucht. Tecla richtete seine Wuth wider den Abt Jacob, seinen Zahlmeister, und ließ ihn mitten auf dem Felde ermorden. Der Vicekönig gab ihm den ersten Stich und die übrigen Anfrührer tödteten ihn vollends. Diejenigen, die zu spät kamen, tauchten die Spitze ihrer Zagaien in seinem Blute und versprechen einander mit den erschrecklichen Eiden, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis im ganzen Königreich die Römische Religion abgeschaft und die Bekenner derselben entweder ermordet oder verbannt wären.

Nach Vollendung dieser blutigen Execution ließ Tecla eine Menge Paternosters, Schaumünzen, Bilder, Creuze und Reliquien, welche man den Neubekehrten entwendet hatte, bringen und in das Feuer werfen. Die Mönche, welche er durch die Grausamkeiten wider die Catholicken auf seine Seite gezogen, liefen von Flecken zu Flecken, das Volk zu reizen, und bliessen das Feuer des Aufruhrs an allen Orten an.

Der Kaiser zog bey der ersten Nachricht dieser Empörung alle Güter des Vicekönigs ein, gab seine Stelle dem Keba-Christos, einem eifrigen Catholicken, und schickte ihn zugleich mit Truppen dahin ab. Keba wendete ausserordentliche Bemühung an, ihm keine Zeit zur Verstärkung zu lassen, überfiel ihn auch in der That, ehe seine gröste Macht zusammenstoßen konnte und erhielt einen völligen Sieg. Tecla nahm die Flucht, verbarg sich in eine Höhle, wo man ihn nach

Dreyen

dreyen Tagen mit seinem Günstling Zoalda-Maria und dem Mönch Zebo-Amlak fand, die Keba-Christos auf der Stelle hinrichten ließ. Der aufrichtige General aber wurde in Ketten gelegt, nach Hofe gebracht und verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden; doch der Kaiser minderte das Urtheil und verdammte ihn zum Stricke. Seine Schwester Adero, welche sich in der Wuth wider die Catholicken hervorgethan hatte, ward funfzehn Tage drauf an den nehmlichen Baum aufgeknüpfet. Die Königin und übrige Prinzeßinnen, welche sie zärtlich liebten, baten vergebens für sie um Gnade. Susnejos schlug sie ihnen nicht nur ab, sondern nöthigte sie auch, dieser erschrecklichen Volstreckung des Urtheils beyzuwohnen.

Fall der Mißionaren. Susnejos setzt die Jacobitische Religion wieder ein.

Der Credit der Jesuiten war auf das höchste gestiegen. Ihre Obern misbrauchten ihn und dadurch bekam die Sache ein ander Ansehn. Der Patriarch Mendez, that um einer sehr geringen Ursache willen und die gar nicht für ihn gehörte, den Hauptmann der Kaiserlichen Wache auf die Klagen einiger Mönche, welche ihn beschuldigten, daß er sich ihrer Länderreyen angemasset habe, in den Bann; dieses Urtheil, welches er drohenden Verwünschungen in der grossen Kirche im Beyseyn des ganzen Hofes ausstieß, erschreckte den armen Abeßiner dergestalt, daß er wie vom Blitz gerührt, ohne Bewegung hinfiel.

fiel. Der Kaiser und die Grossen baten für den Straffälligen, der seinen Fehler bereute und der Jesuite hob den Bann auf. Aber fast jedermann war auf die Kühnheit des Patriarchen und übermäßige Schwachheit des Kaisers ungehalten, welcher als der unumschränkte Herr aller Güter seines Staats, selbst diese Sache entscheiden und nicht dulden sollte, daß ein Fremdling einen der vornehmsten Officiere, so mishandelte.

Ein ander Unternehmen des Patriarchen erregte neues Murren. Der Iceg, oder der oberste Abt der Mönche starb, seine Mönche begruben ihn in die Kirche, wo man die Messe nach den Römischen Gebrauch hielt. Mendez tadelt den Geistlichen des Orts und erklärte, daß man in einer von der Leiche eines Ketzers verunheiligten Kirche nicht Messe lesen könnte. Der Pope, ohne erst einen andern Befehl zu erwarten, ließ den Körper ausgraben und aus der Kirche werfen. Die Jesuiten, welche so gar ihre Vorurtheile in dem Reiche einführen wollten, zogen eine Frau ein, welche der Hexerey beschuldigt wurde. Aber dieses Verfahren erweckte neues Murren; denn die Abeßiner glauben, zufolge vieler Schriftsteller, keine Hexen, und der Patriarch muste sie wieder in Freyheit setzen.

Man versichert, der Kaiser habe sich selbst durch einige Unternehmungen des Portugiesischen Prelaten beleidigt betroffen und angefangen, in den Jesuiten ein Mistrauen zu setzen. Ihre Feinde merkten es und unterhielten diesen ersten

Saamen der Uneinigkeit. Sie bemühten sich, den Patriarchen durch verfängliche Fragen zu überraschen und belästigten den Kaiser mit beständigen Klagen, die er geduldiger anhörte. Sie baten den Mendez um Erlaubnis, die Messe nach Aethiopischen Gebrauch zu halten und versprachen die nach seinen Gutdünken nöthigen Veränderungen anzunehmen. Denn das, sagten sie, wäre ein Mittel, das Volk auf den rechten Weg zu bringen, welches die unter beyden Religionen obschwebenden Verschiedenheiten weniger bemerken würde, wenn es ihren alten Gottesdienst in äusserlichen Dingen halten sähe. Mendez glaubte, hier nachzugeben müssen, veränderte den Aethiopischen Kirchengebrauch und erlaubt ihnen, sich desselben mit Beybehaltung seiner Verbesserungen zu bedienen. Aber die meisten Kirchen nahmen ohne die geringste Veränderung ihre alte Lithurgie wieder vor und das Ansehn des Patriarchen erhielt einen merklichen Stoß.

Die Jacobiten triumphirten über die Wiederherstellung ihrer Ceremonien und streuten aus, daß der Kaiser zur alten Religion wieder übergetreten. Dieses Gerüchte aber war ungegründet. Ein Fanaticus nahte sich einmal an das Kaiserliche Zelt mit den Worten, er brächte ihm den Befehl Gottes und der heiligen Maria. Auf die Frage, was in diesem Befehle stünde, antwortete er: ich bin seit drey Tagen von den Toden auferstanden. Ich komme aus dem Paradiese und Gott hat mir aufgetragen, dem

Kai-

Kaiser zu sagen: Höre, Susnejos, Gott redet mit dir: seit vielen Jahren erwarte ich mit Gedult deine Bekehrung zur Religion deiner Väter. Diese Zeit über hat die heilige Maria mit ihren Sohn auf den Knien nicht aufgehört für dich zu beten. Aber wo du dich nicht alsbald änderst, so wird ein schreckliches Gericht über dich ergehen. Der König spottete im Anfange über die eitlen Drohungen und die Feistigkeit dieses Unsinnigen, die sehr wunderbar für einen Menschen war, der vor drey Tagen aus dem Grabe gestiegen seyn wollte. Der Betrüger antwortete, daß er im Paradiese, wo die Kuchen von lautern Weitzen gebacken würde und der Wein und andere gute süsse Näschereyen in Ueberfluß wären, an nichts Mangel gelitten hätte. Aber der Kaiser änderte die Sprache und sagte: Gehe, Unverschämter, aus meinen Augen, sage dem, der dich gesandt hat, daß ich in der Römischen Religion leben und sterben will. Und damit du den Auftrag in die andre Welt besser ausrichten kanst, so will ich dich an einen Baum hengen lassen. Aber dieser elende Kerl gab solche offenbare Proben seiner Narrheit an den Tag, daß er mit einer Tracht derber Schläge davon kam. Der ganze Hof hielt ihn für wahnsüchtig; aber das Volk urtheilte anders davon, und wie man alles sehr leicht glaubt, was unsre Leidenschaft schmeichelt, so bildete sich ein grosser Theil der Leute ein, daß er ein um die Wiederherstellung der Jacobitischen Religion, abgesandter Engel wäre.

Zu eben der Zeit nahmen sich die Feinde der Jesuiten vor, den Ras-Seela-Christos, den offenbaren Freund dieser Paters und eifrigen Beschützer der Portugiesen, zu stürzen. Es ward mit solcher Geschicklichkeit ausgeführt, daß der Kaiser diesem Prinzen aus Mistrauen gegen seine Treue, die Statthalterschaft zu Gojam und einen Theil der Ländereyen nahm, die er zu seinen Antheil bekommen hatte. Seela-Christos begab sich in eine Gegend dieser Provinz, die die Agaus bewohnen und lebte daselbst in einer Art eines Exiliums.

Die Bewegungen dauerten in Tigre noch immer fort und fiengen sich so gar an in die Provinz Bagemder, wo die Agaus zum Waffen geschritten waren, auszubreiten. Sie liessen zur Verstärkung ihrer Parthey aus dem Land der Galler einen jungen Prinzen von Königlichen Geblüte, mit Nahmen Melca-Christos kommen, den sie zu ihren General erwählten. Dieses neue Oberhaupt der Aufrührer ließ kund machen, daß er in keiner andern Absicht Krieg führte, als die alte Religion wieder einzuführen, wodurch er eine grosse Anzahl Mönche, Bauern und Landstreicher von allen Arten an sich zog. Er verschanzte sich in dem steilgen Gebürge Lasta, welches der Sitz und vornehmste Schutzort der Empörer seyn sollte. Als der Kaiser diesen Ort angrief, so ward er mit Verlust zurückgetrieben und sein rechter Flügel, welchen die Feinde umringten, würde gänzlich geschlagen worden seyn, wenn nicht Keba-Christos zu Hülfe mit neuen

Trup-

Truppen angelanget wäre. Dieser Verlust bewog den Susnejos, den Ras-Seela-Christos zurückzuruffen und ihm das Commando der Armee und die Statthalterschaft zu Gojam wieder zu geben.

Laeca-Marjam, ein ander Prinz aus der Kaiserlichen Familie, empörte sich auch in der Provinz Amhara; aber er wurde von Seela-Christos überwunden und elendiglich auf der Flucht um das Leben gebracht. Keba-Christos hatte die Verwegenheit, die Agaus in ihrem Gebürge anzugreifen. Sie liessen ihn immer näher rücken bis er in ihre Verschanzungen so weit gedrungen war, daß er nicht zurückweichen konnte und thaten alsdenn auf sie von allen Seiten einen Anfall, tödteten ihn und richteten unter den Soldaten, die bey den ersten feindlichen Angrif flohen, ein entsezliches Morden an. Dieser Fortgang blehete den kühnen Melca-Christos dergestalt auf, daß er den Tittel eines Kaisers annahm und einen General nach Tigre mit dem Tittel eines Vicekönigs schickte, um in seinem Nahmen Besitz von dieser Provinz zu nehmen. Aber die Truppen, die er ihnen anvertraute, wurden überfallen und diese Prahlerey kostete ihm vier tausend Mann. Allein ein kurz darauf erhaltener Sieg über die Kaiserlichen, rächete ihn wegen dieses Schimpfes vollkommen.

Also ward der Krieg mit wechselseitigen Glück geführt, und Susnejos, den das Alter und die Unglücksfälle unruhig und ärgerlich machten, miß-

fiel der langweilige Krieg. Man brachte ihm neue Zweifel über die Treue des Seela-Christos bey und gab einige Hauptklagen wider diesen General ein, auf welche er sich zur Verantwortung einlassen mußte. Die Richter erklärten ihn für unschuldig, aber der Kaiser nahm ihn zum andernmal die Statthalterschaft in Gojam und einen Theil der unter ihn stehenden Truppen. Das war ein wahrer Triumph für seine Feinde und ein grosses Unglück für die Jesuiten, deren Credit merklich fiel, obgleich der Kaiser öffentlich die nehmliche Achtung für sie bezeugte. Der Pater Almeida kam aus Portugall im Range eines Titular-Bischofs von Nicea und als Coadjutor des Patriarchen Mendez und ward vom Kaiser mit der ihm gewöhnlichen Freundlichkeit empfangen. Er brachte von neuen Briefe von Urban dem achten und eine Breve zur Feyerung des Jubiläum von 1625, Aethiopiens. Aber die Abeßiner, welche davon gar keine Idee hatten, funden wenig Geschmack daran, und Tellez gesteht selbst, daß sich viele darüber aufgehalten hätten. Was sind es denn für Schätze, sagten sie, welche der Patriarch mit so grossen Gepränge auskramet? Was? Er will auch die Sünden vergeben? Gott hat ja nur diese Macht. Der Kaiser legte diesen Ungläubigen Stillschweigen auf und sagte ihnen, daß die Päpste, als Nachfolger des Apostels Petri die Schlüssel des Himmels hätten und sich derselben manchmal um die himmlischen Schätze zu eröfnen bedienten.

Das

Das war die letzte Höflichkeit, die er den Jesuiten erwieß. Denn als er sein Königreich in einen Kriegsfeuer und Gojam von den Rebellen eingenommen und so gar die andern Provinzen mit Aufruhr bedrohet sahe: so gab er den rührenden Bitten seines Sohns nnd seiner getreusten Unterthanen nach und beschloß, den Abeßinern ihren alten Gottesdienst wiederzugeben. Er stellte sich, aus einer noch übriggebliebenen Achtung für die Mißionaren, als wenn er es mit dem Patriarchen überlegen wolte und gab ihm zu verstehn, daß die jetzigen Umstände erheischten, bey allen nicht wesentlich wider die Religion lauffenden Artickeln, nachzugeben. Mendez sahe das sich aufziehende Ungewitter, aber, weil er befürchtete, alles zu verliehren, wenn er aus Hartnäckigkeit nichts aufopferte, so sagte er zum König, man könnte diese Nachsicht für das Volk haben, woferne es nur in der Stille durch den Weg der Duldung geschähe, und die Strafen in den alten Befehlen blos aufhörten. Susnejos stellte sich, diese Mäßigung zu billigen, aber an statt sich nach den Absichten des Patriarchen zu richten, ließ er öffentlich ausruffen, daß man alle Gebräuche des alten Gottesdiensts, welche dem wahren Glauben nicht zuwider liefen, ausüben könnte; welche Erlaubnis die Popen nach und nach über alle Artickel, die ihnen beliebten, ausdehnten.

Der Patriarch wurde darüber sehr ungehalten; denn es rieß auf einmal das Gebäude ein, welches die Mißionaren mit so großer Mühe er-

richtet hatten. Da mit Drohungen und Verbannungen nichts mehr ausgerichtet werden konnte, so schrieb er an Susnejos einen Brief, in welchen er sich beschwerte, daß man ihm nicht Wort hielte; daß man keine Regel in dieser Proclamation beobachtet hätte, welche im Nahmen des Patriarchen und nicht des Nagus geschehen müßte, weil es eine blos geistliche Sache beträfe; daß der Kaiser einmal dafür bey Gott Rechenschaft geben müßte und sich erinnern möchte, daß der König Osias aus dem Heiligthum gejaget und hernach mit dem Aussatz bestraft worden wäre, weil er die Kühnheit hatte, die Hand an das Rauchfaß zu legen. Zum Schluß foderte er eine neue Proclamation mit einigen Verbesserungen in Gegenwart des von ihm dazu bevollmächtigten Paters Mattos kund zu machen.

Susnejos antwortete dem Prälaten, daß er durch seinen Herold nichts habe ausruffen lassen, als Dinge, davon sie überzeugt wären, und also seine Klagen und Vergleichungen mit dem Osias nicht Grund hätten; daß er sich endlich erinnern sollte, daß die Römische Religion weder durch die Predigten der Mißionaren, welche stets sehr unfruchtbar gewesen wären, noch durch ihre Wunder, denn sie hätten keine gethan, wären in dem Reiche eingeführet worden: sondern auf den Befehl des Kaisers, um welchen sie selbst gebethen hätten, indem sie ihm eine Macht beygemessen hätten, die sie ihm jetzo streitig zu machen schienen. Doch, um den Zorn des Patriarchen ein

wenig

wenig zu stillen, gab er eine Proclamation heraus, welche sich auf die Erlaubnis der 3 Punkte erstreckte: erstens, die Messe nach der alten Lithurgie zu halten, aber mit Beybehaltung der Verbesserungen des Patriarchen; für das andere, in Feyerung der Feste, ausgenommen der Ostern und der davon abhangenden Feste, dem alten Kalender zu folgen; drittens, die Mittwoche, an statt der Heiligung des Sabbaths, zu fasten.

Die Religionssachen verhinderten ihn nicht, mit unermüdeter Sorgfalt den Krieg fortzusetzen. Er unternahm im Jahre 1631 einen neuen Feldzug wider die Agaus, und endigte diesen Krieg vermittelst einer gänzlichen Niederlage der Aufrührer, davon acht tausend auf der Stelle blieben. Den Tag nach dem Siege führten ihn einige eifrige Jacobiten auf das Schlachtfeld, zeigten ihm die vielen Toden, deren blutige Leiber das ganze Feld deckten und sprachen: Das sind nicht Mahometaner Heiden, deren Erlegung für uns eine gerechte Ursache zu triumphiren seyn könnte: es sind Christen, Bürger, eure Unterthanen, eure und unsre Anverwandten. Was für Dienste könnte man von diesen tapfern Leuten wider die Feinde des Vaterlands erhalten? Unglücklicher Sieg, der uns so viele nützliche Bürger raubt! Das Schwerd, welches sie umgebracht, wird in unsern eignen Busen gezückt. Diese so grausam von euch Verfolgten haben keine Feindschaft wider euch; sie hassen nur den Gottesdienst, zu

den ihr sie zwingen wollt. Was für vergossenes Blut um diese unglückliche Sache, und was wird noch vergossen werden. Wird man nicht das Ende von diesem schrecklichen Blutbade sehn? O König, wir beschwören Euch bey alles, was Euch am theuersten ist, hört auf, euer Volk zu verfolgen, oder befürchtet, daß es aufhören möge zu gehorchen. Auf diese Bedingung werden wir nur Friede haben.

Schwerlich konnte eine solche Rede nicht auf das Herz des Kaisers einen starken Eindruck machen. Seine Gemahlin und sein Sohn erweichten ihn vollends durch ihre Thränen, und erhielten endlich einen neuen Befehl, welcher ohne Einschränkung die Ausübung des Jacobitischen Gottesdienstes erlaubte. Mendez und die andern Jesuiten begehrten vergebens die Widerruffung desselben. Susnejos war unbiegsam. Sie baten, wenigstens einen Unterscheid zwischen den Römischcatholischen und den Jacobiten zu machen, weil die erstern in die Kirche der letztern, ohne sich eines strafbaren Abfalls schuldig zu machen, das Abendmahl nicht nehmen könnten. Die Mißionaren wollten durch diese Minderung den König, die Prinzen von Geblüt und die meisten Großen des Reichs, welche sich zum Catholischen Glauben öffentlich bekannt hatten, in ihrer Parthey behalten. Auch diesen Vorschlag vernichtete der Kaiser durch diese Antwort: ihr verlangt eine unmögliche Sache: ich bin in meinem Reiche nicht mehr Herr. In der That, die Abeßiner,

welche ihren König nie geliebt hatten und seine Macht von Tag zu Tag abnehmen sahen, betrachteten seinen Sohn Basilides als ihren einzigen Herrn, und hatten vor dem alten Monarchen fast keine Achtung mehr.

Das Volk, an dem materiellen Gottesdienst mehr gewohnt, als an dem wahren Geist der Religion, fielen mit Entzücken vor Freude der glücklichen Revolution bey, welche ihnen die Ceremonien und Kirchengebräuche ihrer Vorfahren wiedergab. Sie hielten eben die Ergötzlichkeiten, die man bey einem Siege hält. Ein jeder verbrannte oder zerriß die von den Mißionaren erhaltene Paternosters, Schaumünzen und agnus dei. Denenjenigen, die sie aufheben wollten, nahm man sie mit Gewalt und im ersten Enthusiasmus wurden viele Catholicken umgebracht. Nach einigen Tagen bestimmten sie eine allgemeine Beschneidung für diejenigen, welche sie seit zwanzig Jahren nicht hatten annehmen können. Ganze Gegenden liessen sich die Tauffe der Erscheinung Christi geben, von welcher ich oben geredet habe, um sich gleichsam von den Sünden zu reinigen, die sie durch Uebertretung an die römische Religion begangen hatten. Die Mönche machten für das Volk folgenden Gesang, welcher im ganzen Reiche gesungen wurde:

> Die Schaafe von Aethiopien sind den reisenden Wölfen von Abend durch Hülfe der Lehre des Apostels Marcus und Cyrillus, die Stütze der Alexandrinischen Kirche, entronnen. Freuet euch, freuet euch und singt Halleluja. Aethiopien ist den Abendländischen Wölfen entronnen.

Die-

Diesen schrecklichen Begrif machten sie sich von Jesuiten. Oviedo und Mendez waren auch herrschsüchtige und unbiegsame Männer. Sie eilten zu sehr; sie wollten mit Gewalt erzwingen, was sie nur durch Ueberzeugung und Sanftmuth erhalten konnten; sie warfen eine Religion um, die sie sich nur zu reformiren, hätten begnügen sollen. Sie hätten ihnen viel Gebräuche lassen können, die so alt als ihre Kirche selbst waren, nemlich das Heyrathen der Priester, das Abendmahl unter zwo Gestalten, das Fasten des Mittewochs und dergleichen. Sie wollten alles, sogar ihre alte Taufe abschaffen und ihnen gar den Namen einer Gattung Christen streitig machen; das erbitterte sie. Diese Mißion war unruhig und stürmisch und verursachte nicht allein hitzige Streite, sondern Krieg und Blutvergiessen. Ein portugiesischer Jesuit, einer der vornehmsten Mitglieder derselben, gestehet selbst, daß man seine Mitbrüder als öffentliche Friedensstörer betrachtete, welche nur nach Aethiopien gekommen wären, um die Gesetze und alten Gebräuche abzuschaffen, unter Vater und Sohn Uneinigkeit zu stiften, und Aufruhr zu predigen. Die ersten Apostel des Christenthums, welche doch eben so viel Eifer als unser jetzigen Mißionaren hatten, verursachten nicht dergleichen Unruhen in der Welt.

Verfolgung wider die Catholicken. Verweisung und Ermordung der Mißionaren.

Kaum waren die Jacobiten von der Bedrängung frey, so fiengen sie an zu verfolgen. Der

Prinz

Prinz Basilides erwartete nicht den Tod seines Vaters, um mit seinen Haß gegen die Jesuiten auszubrechen. Sie wurden der Aufwiegelung des Volks angeklagt, um sie unter diesen wahrscheinlichen Vorwand aus Gorgora und Gojam, wo sie sich am meisten niedergelassen hatten, zu jagen und ihnen alle Güter, Waffen und Canonen, die sie hatten, zu nehmen. Mit großer Mühe brachte man die kriegerischen Mißionaren zu dieser letzten Aufopferung.

Nach dem den 16ten September 1632 erfolgten Tode des Susnejos wurde der Patriarch mit allen Jesuiten nach Fremona verwiesen, und die Standhaftigkeit des Raas-Seela-Christos, ihres alten Freunds, vergebens versucht. Die gethanen Versprechungen und die Ketten, worein man ihn legte, konnten ihn zu keinen schändlichen Abfall bewegen. Seine Feinde begehrten seinen Tod, aber der Kaiser begnügte sich, ihn in eine Wüste mit Einziehung aller seiner Güter zu verweisen. Valàta-Georgissa, naher Anverwandter des Kaisers, Azai-Tino, Staatssecretair und andre katholische Herren wurden vom Hof gejagt, und viele Privatleute so gar hingerichtet, die mit gar zu großer Heftigkeit wider die Alexandrinische Kirche gesprochen und sie nur die Religion der Hunde genennet hätten.

Die Jesuiten blieben nicht lange zu Fremona in Ruhe, wo viele portugiesische Familien ihre Wohnungen hatten, die ein grosses Dorf zusammen ausmachten. Der Gouverneur bemächtigte

te sich aller ihrer Länderenen und belagerte sie. Aber die Portugiesen vertheidigten sich tapfer und hielten Gewalt mit Gewalt zu vertreiben für erlaubt. Endlich befahl der Kaiser den Mißionaren, die Gegend und das ganze Reich zu räumen. Nachdem sie so lange als sie konnten, gezögert hatten zu gehorchen, entschlossen sie sich zu verbergen. Der Pater Lobo, welcher seit vielen Jahren sie zu Fremona regierte, ließ sich heimlich mit den Joh. Akai in Unterhandlung ein und brachte es so weit, daß er ihn in Schutz nahm. Das war ein alter Rebelle, welchen Susnejos und Basilides nicht zur Schuldigkeit bringen konnten und der sich in einer Provinz am Meere, nahe an Tigre, noch behauptete. Die Mißionaren, welche von ihren Feinden allenthalben verfolget wurden, mußten auch diesen Schutzort verlassen. Da giengen dann die meisten von ihnen nach Matsua, in der Hofnung ein Schiff zu finden, das sie nach Indien bringen sollte; aber sie waren kaum auf türkischen Grund und Boden, als sie ihre ungetreuen Führer in die Hände dieser Barbaren lieferten, welche sie erst nach Matsua, hernach aber nach Suaquen brachten. Der Bacha des Lands verlangte Anfangs eine grosse Ranzion und behielt den Patriarchen und die Paters Mattos und Marquez zu Geiseln. Die andern hatten die Freyheit nach Goa zu gehen, wo sie auch zu Ende des Jahrs 1634 anlangten. Der Patriarch und seine beyden Gefährten wurden aber erst nach einem Jahre befreyet.

Das

Das war das Schicksal der meisten dieser unglücklichen Mißionaren. Die andern konnten sich nicht entschliessen, ihre Heerde zu verlassen und litten fast alle Martern. Unter dieser Zahl befand sich Almeyda, Francisco, Gospard Pays, Pereira Bruni, Caldeira und Rodriguey, davon einige verbrannt und die andern gehenket wurden. Nogueira, ein Portugiesischer Priester, der Mönch Zara Christos, der Rathsherr Ando und einige andre Abeßiner, hatten gleiches Schicksal. Es fehlt wenig, daß der Abt Le Grand den Prinz Claudius, den Bruder des Basilides, nicht unter diese Märtyrer rechnet; aber seine Freundschaft für die Jesuiten, veranlaßte auch den Verdacht, daß er mit den Portugiesen einen strafbaren Briefwechsel unterhielte, worüber er verurtheilt wurde. Le Grand gesteht selbst, daß dieser Prinz sich durch seine unbehutsamen Reden, welche einer seiner Bedienten dem König hinterbrachte, verdächtig gemacht habe.

Während dieser Verfolgung unterstund sich ein elender Mauleseltreiber von Nubin, welcher eine Platte trug, den Titel des Abuna anzunehmen und in Abeßinien die Bischöflichen Verrichtungen zu versehn. Ein Aegyptier erkannte ihn und entdeckte seine Abendtheuer, welches den Nubier so aufbrachte, daß er ihn tödtete. Der Kaiser setzte diesen falschen Bischof ab, und ließ einen andern aus Alexandrien kommen. Dieser Nachfolger aber führte sich so schändlich auf, daß er seiner Würde gleichfalls entsetzet wurde.

Ein

Ein dritter Abuna, mit Nahmen Marcus, begab sich von Aegypten nach Aethiopien und gieng durch Suaquen, wo er den Patriarchen Mendez besuchte, welchem er einen Brief von Pater Agatange, obersten Aufseher der Mißion der Capuciner zu Caira, überreichte. Er hatte zum Reisegefährten einen jungen Lutheraner, mit Nahmen Heyling, einen gebohrnen Teutschen, welcher, da er mit ihm in Abeßinien gekommen war, die Gnade und das Vertrauen des Basilides gewann. Man redet unterschieden von dem Schicksal dieses Fremden, von dem Ludolf Bescheidenheit, Redlichkeit und Gelehrsamkeit rühmt. Einige sagen, er sey bey den Abeßinern gestorben, welche ihn sehr werth hielten, andre, er habe die Erlaubnis erhalten, nach Aegypten zurückzugehen und sey unter Wegens durch Arabische Räuber ermordet worden.

Die Capuciner von Caira, welche sich vornahmen, eine neue Mißion nach Abeßinien zu schicken, hatten sich genau mit dem Abuna Marcus verbunden, und schmeichelten sich, ihm sehr günstige Meynungen von den Catholicken beygebracht zu haben: aber diese guten Mönche kannten den Abuna schlecht. Sechse von ihnen, an deren Spitze der Pater Agatange war, versuchten diese gefährliche Reise. Agatange und der Bruder Caßien, welche sich mit dem türkischen Gouverneur einschiften, den der Sultan nach Matsua schickte, kamen in diese Insel als verkleidete Armenische Kaufleute glücklich an; aber so bald sie den

Fuß

Fuß auf den Boden des Negus gesetzet, wurden sie angehalten und zu den Abuna Marcus geführt, welcher, da er mit ihnen sehr vertraut gelebet hatte, sie mit leichter Mühe kannte. Er entdeckte, daß sie Catholische Geistlichen und Feinde der Alexandrinischen Kirche wären, und in der Absicht, die alte Religion zu verkehren, kämen. Diese Rede war ein Todesurtheil wider diese Mönche, die auf der Stelle gesteinigt wurden. Die Paters Cherubin und Franciscus, welche sich nach Mascat eingeschifft hatten, wurden zu Magadoxo umgebracht. Drey andre Capuciner hatten einige Jahre nachher eben das Schicksal zu Matsua und ihre Köpfe wurden dem Negus geschickt, welcher diese Grausamkeiten freygebig belohnte.

Vergebliche Versuche zur Wiederherstellung der Mißionaren. Reisen des Roucet, Ibrahim Hanna und des dü Roule. Beschluß dieses Hauptstücks.

Der Patriarch Mendez, welcher stets in Indien blieb, verlohr seine liebe Kirche zu Abeßinien nicht aus den Gedanken. Aber das Reich war so gut gesperrt, daß man kaum mit Noth einige heimliche Kundschafter hinschicken konnte, welche von keinem grossen Nutzen für die unterdrückten und Hirtenlosen Christen waren. Die meisten Portugiesen fielen ab. Mendez starb 1658. zu Goa in seinem 77. Jahre. Es war ein Mann von vortheilhaften Ansehn und Gestalt, von ausserordentlicher Fähigkeit, witzig, beredt, in der Erkenntnis der

Griechischen, Lateinischen und andern Orientalischen Sprachen sehr beschlagen. Er hatte, sagt der Fortsetzer des Lobo, alle Eigenschaften eines heiligen und tugendhaften Mißionaren, viel Gottesfurcht, Gedult, Standhaftigkeit und Eifer; aber man erstaunt, fügt er hinzu, daß er von den Abessinern verlangen konnte, Gebräuche aufzugeben, an denen sie gewohnt waren, welche sie mit dem Licht des Evangelium bekommen und die Kirche nicht verdammet hatte. Es ist gewiß, man beschuldigte ihm, so gar zu Rom einer zu herrschsüchtigen und übereilenden Aufführung. Ludolf behauptet zwar, daß bey seiner Ankunft in Abessinien es schon so weit gewesen, daß er unmöglich hätte zurückweichen können. Noch mehr ist zu verwundern, daß er zugelassen hat, daß die Catholischen Abeßiner an vielen Empörungen theil nahmen, und seine eigne Mißionaren Waffen und Canonen in ihren Wohnungen hatten, die die Abeßiner für wahrhafte Festungen ansahen.

Sein Verhalten zu Goa ist eben so wunderbar, und der Abt Le Grand, welchen man keiner Verläumdung wider die Jesuiten beschuldigen kann, ist unsrer Meynung. „Die Mittel, sagte „er, welche er vorschlug, unsre Religion in die„sem Lande zu behaupten und auszubreiten, wa„ren mehr einem Eroberer als einem Mißiona„ren oder Bischof anständig. Er sagt, man „müßte eine Seemacht in das rothe Meer schi„cken, sich Matsua und Arkiko bemächtigen ... „das Aethiopische Barnagash gewinnen oder

„sich

„ sich unterwürfig machen, und es zwingen den
„ Portugiesen den Bruder des Negus zu über-
„ liefern; . . . diesen Prinzen auf den Thron
„ setzen und durch ihn einen bürgerlichen Krieg
„ in Abeßinien erregen. Der Pater Hierony-
„ mus Lobo, fährt Le Grand fort, führte bey-
„ nahe eben die Sprache zu Rom; welches dem
„ Pabst und den Cardinälen glaublich machte . . .
„ daß die Mißionaren wohl könnten in ihren Re-
„ den und in ihrer ganzen Aufführung ein wenig
„ von diesem kriegerischen Wesen eingemischet ha-
„ ben, welches der Portugiesischen Nation sehr
„ natürlich ist. Der gethane Widerstand zu
„ Feroma . . . die Empörung des Zamariam,
„ dieses eifrigen Catholicken und großen Beschü-
„ tzer der Jesuiten, der sich mit den Rebellen des
„ Mont Lästa verband und im Kriege wider sei-
„ nen König blieb, überzeugte sie vollends, daß
„ weder die Catholischen Abeßiner noch die Miß-
„ sionaren gedultige Schaafe wären, die sich mit
„ Gedult zur Schlachtbank führen liessen.

Basilides regierte bis 1664 und behielt stets einen Haß wider die Jesuiten. Tellez macht von ihm eine Erzählung, welcher der Abt Le Grand mit Unrecht beyfällt. Er erzählet, daß dieser Negus, um den Bacha d'Yemen auf seine Seite zu ziehen, sich anheischig gemacht, die Ausübung des Mahometismus in seinen Staaten zu erlauben, und so gar Imans ihn zu lehren verlangt habe; daß ihn auch der Bacha wirklich einige geschickt habe; aber da der Entwurf des Monar-

chen ausgekommen sey, so sey ihm das ganze Volk aufsätzig geworden und habe ihn vom Throne stürzen wollen. Der Verfasser setzt hinzu, daß der Kaiser nicht allein mit dem Verluste der Krone sondern auch des Lebens bedrohet worden wäre, und deshalb seine Lehrer mit vielen Geschenken und Schmeicheleyen in der Stille fortgeschickt habe. Auf diese Unwahrheit, welche zweymal widerlegt zu werden nicht verdient, findet man im Ludolf eine gründliche Antwort.

Die Versuche, welche man nach dem Tode dieses Prinzen zur Wiederherstellung der Mißionaren machte, waren nicht glücklicher. Ludewig der 14te soll deswegen an Adiam Saghed, den andern Nachfolger des Basilides, geschrieben haben. Carl Poncet, welcher zu Ende des letzten Jahrhunderts nach Abeßinien reißte, will diesen Brief und zwar bey dem Kaiser selbst gesehen haben; aber man kann diesem Abendtheuerer keinen Glauben beymessen. Er war ein Französischer Wundarzt, der sich in Carien gesetzt hatte, wo er mit dem Türken Ali, dem Factor des Negus, Bekanntschaft machte, der ihm vorschlug, mit ihm nach Aethiopien zu gehn, um den Kaiser und seinen Kronprinz von einer Krankheit zu heilen. Denn Poncet hatte diesen Türken von eben der Krankheit geholfen. Sie reißten miteinander in Gefolge einer Caravane, und der Pater Brevedent, ein Jesuit von der Syrischen Mißion, stieß zu ihnen. Brevedent starb auf der Reise. Wir haben einen Brief vom 15ten

Fe-

Februar 1699, welcher ein Tagebuch seiner Reise von Cantara in Aegypten bis Sennar, die Hauptstadt von Niederaethiopien enthält, und viel weiter ist er auch nicht gekommen. Poncet meldete, daß er in Abeßinien glücklich angekommen wäre, daß der Negus ihn gnädig aufgenommen und dem König von Frankreich einen Gesandten mit einem zahlreichen Gefolge von Abeßinern beyderley Geschlechts nebst vielen Cameelen und Elephanten schickte; daß er übrigens für die Mißionaren keine Sicherheit sähe; daß die Franken von den Aethiopiern verabscheuet würden, und daß blos der Ruf seiner Ankunft im Lande alle Mönche empört hätte. Dieser Brief war im Monath December 1700 von Gedda, einem Arabischen Hafen, geschrieben, wo Poncet den Monath drauf sich nach Suez einschifte, um von da nach Cairo zu gehn. Er fand zu Suez den Gesandten von Abeßinien; wenigstens schrieb er es an Maillet, den Französischen Consul zu Cairo, und sie kamen auch in der That zusammen im Monath Junius in Cairo an.

Dieser vermeynte Abeßinische Gesandte, welcher sich Murat Eben Magdeloun nannte, war wahrscheinlicher Weise ein Betrüger, der sich mit dem Poncet verabredt hatte. Einige hielten ihn für einen gebohrnen Aegyptier, und wollten ihn in Cairo vor kurzem in einem armseeligen Zustand, der dem jetzt behauptenden Charakter gar nicht zukam, gesehen haben. Er betrog nur, sagt Le Grand, diejenigen, die betro-

gen seyn wollten, und unser Consul hatte die Klugheit, ihn in Aegypten zu behalten, und ihn zu nöthigen, die Briefe und Geschenke, die ihn der König von Abeßinien mitgegeben hatte, dem Poncet einzuliefern. Poncet gieng mit Monhenault, den Canzler des Consuls und dem Pater Perseau, einem Jesuiten und Obern der Mißion zu Syrien, nach Frankreich, und kamen zu Ende des Jahrs 1701 in Paris an, wo er sich mit einem prächtigen Rock und einem schweren goldnen Armband, welche er für Geschencke des Negus ausgab, sehen ließ. Man führte ihn von Hauß zu Hauß und streute mit großer Zuversicht tausend Lügen aus. Man fand viele untergeschobene Charaktere in seinem Beglaubigungsschreiben, welches er dem Minister überreichte; aber man gab sich aus Achtung für die Jesuiten, welche dazumals in großen Credit stunden und den Poncet öffentlich vertraten, keine Mühe, die Sache genau zu untersuchen. Diese Patres hatten einen Entwurf gemacht, eine Mißion in Aethiopien zu errichten und vornehmlich einige Mitbuhler, die an dieser Ernte auch arbeiten wollten, zu entfernen.

Sie liessen zur nehmlichen Zeit noch eine andre Machine springen. Sie nöthigten den Patriarchen zu Alexandrien ihrentwegen an den Pabst, den König, den Minister der Marine und den Pater de le Chaise zu schreiben. Ibrahim Hanna, ein gebohrner Syrier und Maronitischer Christ, war der Ueberbringer dieser Schreiben. Er kam

zu

zu Paris 1702 an. Die Jesuiten wiesen ihm in der Nachbarschaft ihres Ordenhauses eine Wohnung an, hielten ihn drey Monathe frey und stellten ihn dem Könige vor, der ihn gnädig empfieng und ihm entdeckte, daß er den Absichten des Patriarchen, eine Mißion von Jesuiten in Aethiopien zu errichten, mit Vergnügen beypflichtete.

Ibrahim begab sich alsdenn gleich nach Rom, wo er Poncet und den Pater Verseau antraf, die den Pabst um gleiche Gnade ansprachen. Der Cardinal von Janson führte sie in Pallast des Pabsts, vor dem sie vielmal erscheinen mußten. Aber ihre Mißion schien den Italienern verdächtig, und der Pabst schickte heimlich nach Cairo, einen Maronitischen Mönch, sich dieserhalb zu erkundigen und die Neigung des Alexandrischen Patriarchen genauer zu untersuchen. Die Nachricht, die der Mönch bey seiner Rückkunft brachte, begnügte den Hof zu Rom nicht völlig; aber die Jesuiten trieben ihr Bitten so heftig, daß der Pabst sich endlich entschloß, ihnen die Mißionen nach Aethiopien, mit Ausschliessung der Barfüsser, deren ihre Aufführung er in dem völlig versammleten Consistorio tadelte, zuzulassen.

Poncet gieng wieder nach Cairo und erhielt Befehl, nach Abeßinien mit Murat Magdeloun zu gehen, dem man für seinen König Briefe und Geschenke mitgab. Elias, ein Maronitischer Christ begleitete sie als Dollmetscher. Sie begaben sich nach Suez, wo sie der Pater du Ber-

nat, ein Jesuit, erwartete und sie schifften sich alle den 3ten December 1703. nach Gedda ein. Doch man erfuhr bald das Ende von diesem Spiele. Poncet verschwand plötzlich, gieng Anfangs nach Yemen, nachher nach Surate und endlich nach Jspahan, wo er auch gestorben ist. Murat nahm auch seinen Weg nach Arabien und der Pater Bernat mußte nach Cairo zurückgehen. Elias gieng allein nach Abeßinien.

Auf dieses lächerliche Abendtheuer folgte bald ein sehr tragischer Zufall. Dü Roule, ein Kaufmann von Cairo, den der Minister von der Marine und der Königliche Gesandte zu Constantinopel kannte und beschützte, unternahm 1704 eben die Reise. Man erlaubte ihn den Tittel Ambassadeur zu führen. Er gieng von Sicut mit einer Caravanne gegen die Mitte des Septembers und kam nach acht Monathen zu Sennar an. Der Sultan des Lands nahm ihn erst wohl auf, macht ihm viel Geschenke und schien über die Gegengeschenke des Abgesandten, sehr zufrieden. Dü Roule gewann auch die Gunst seines ersten Ministers; aber er soll vor die andern Hofbedienten nicht genug Achtung bezeugt und durch diese Unvorsichtigkeit sein Unglück verursacht haben. Da die Stadt Sennar grosse Freudensbezeugungen bey dem über die Aufrührer erfochtenen Sieg anstellte, so glaubte unser Ambassadeur sich hervorthun zu müssen. Er ließ daher alles, was er nur kostbares hatte, in seinem Hause aufstellen und zierte es vornehmlich mit vielen Spiegeln aus, welches eine Menge Schwarze von beyderley Geschlech-

schlechte an sich zog. Etliche Vervielfältigungs-Spiegel, welche den Gegenstand unendlich verdoppeln, verursachten bey diesen Wilden, besonders bey den Frauen, so ein Erstaunen, daß sich alle einbildeten, Dů Roule und seine Leute wären Hexenmeister, denen man nicht trauen dürfte. Das Allerverdrüßlichste dabey war, daß es des Kaisers Geldbegierde erregte, und der Ambassadeur auf der Stelle dreytausend Sevillanische Piasters erlegen sollte. Dů Roule wollte sie durchaus nicht geben, so sehr man ihn auch drohte und der Sultan ward über diese Weigerung so zornig, daß er ihn mit allen seinen Leuten umbringen ließ.

Der Kaiser von Abeßinien, welcher vernahm, daß Dů Roule sich nach Sennar begeben hätte und in seine Staaten kommen wollte, hatte ihn einen seiner Officiers mit Wagen entgegen geschickt, um ihn an seinen Hof zu begleiten. Aber dieser Officier kam erst drey Tage nach der Ermordung des Ambassadeurs an, und die zu eben der Zeit in Abeßinien entstandenen Empörungen erlaubten nicht, die Mordthat zu ahnden. Der Negus Taklimanout führte blos darüber bey dem Bacha von Cairo Klage, welches beweiset, daß das Königreich Sennar damals von dem Gouverneur in Aegypten abhieng. Er drohte ihm in seinem Briefe den Nil abzuschneiden, dessen Quelle, Fluß und Steigen, wie er sagte, in seiner Gewalt wären. Aus eben diesem Briefe, von welchem uns Le Grand die Uebersetzung geliefert hat, erhellet, daß man dem Negus über-

redt hatte, Ludwig der 14te bekennte sich zu eben dem Gesetz und zu eben der Religion der Abeßiner. Le Grand setzt hinzu, daß der Syrische Elias dem Adiam Sagthed zu verstehen gegeben habe, daß die Franzosen die Religion der Cophter bekennten; das ist, daß sie in Jesu Christo nur eine Natur zugäben und den Pabst für ihr Oberhaupt der Kirche nicht hielten. So sagten die Holländer auch dem Japon, daß sie keine Portugiesischen Christen wären.

Der Consul Maillet, der viel Antheil an der Mißion des du Roule hatte, beklagte sich auch bey dem Bacha von Aegypten, und überschickte dem Sangiac, welcher nach Suaquen kam, eine ausführliche Nachricht, worin er ihn alle Umstände dieses hassenswürdigen Frevels berichtete und ihn bat, ihm deshalb Gerechtigkeit zu verschaffen und den Sultan zu Sennar zur Ersetzung der dreytausend Sevillianischen Piasters und viertausend Venetianische Zechins, die du Roule bey sich gehabt hätte, anzuhalten. Und um sich zu gleicher Zeit an die Untreue dieser Afrikaner zu rächen, vermochte er die Französischen Kaufleute zu Cairo dahin, daß sie alle Nubische Bedienten fortjagten; welches einigen Mißionaren sehr misfiel.

Aus allen diesen Erzählungen, die ich in diesem wichtigen Hauptstücke gemacht habe, folgt, daß Aethiopien so wohl für die Religion als für die Handlung unfruchtbar ist. Die Portugiesen, ungeachtet des Schutzes des Negus, haben daselbst zu ihrer glücklichsten Zeit mittelmäßigen

Vortheil gehabt. Ihr Elend war unter der Regierung des Basilides so groß, daß ihnen die Jesuiten Allmosen geben und vier hundert Arme unter ihnen erhalten und endlich gar aus Nothdurft die Kelche und andre Kostbarkeiten der Kirche verkaufen mußten.

Ihre Entwürfe, die Abeßiner zu bekehren, sind nichts besser von statten gegangen. Was sich ihre Mißionaren rühmen, ist nichts als eine erzwungne und wenig dauerhafte Bekehrung. Man kann glauben, daß sie durch so viel unglückliche Versuche endlich von dieser unnützen Mißion abstehen werden. Mir haben stets folgende Gedanken in den Nachrichten des Maillet an de Pontchartrain sehr merkwürdig geschienen, „wie ist es möglich, sagt er, unter den Aethiopiern, deren Kirche ein Ast von den Cophtern ihre ist, gutes zu stiften, da seit hundert Jahren die Mißionaren zu Cairo keinen einzigen Cophten bekehrt haben, nach dem Berichte aller Mißionaren, die ich als ehrliche Leute gekannt habe . . . Ob man gleich dieser Nation Geschenke und Hofnungen macht, ob man gleich Tag täglich unter ihnen ist, und, so zu sagen, ihre Kinder von der Wiege an in die Schulen nimmt, wohin sie sie schicken, weil sie daselbst ihr Brod finden: so hat man doch niemals ein einziges Kind von dem Haß, den diese Nation wider uns hat, heilen können, und dem ungeachtet giebt es zu Rom solche verwegene Mißionaren, die auf die zehn tausend Cophten bekehrt haben wollen . . . Ihr Haß wi-

„der

„ der uns ist so bekannt, daß Mehemet Bacha
„ mich bey einer Audienz bat . . . die Reise un-
„ srer Mißionaren zu ihnen zu verhindern zu su-
„ chen, und in Gegenwart der ganzen Nation
„ hinzufügte, er befürchtete zwar nicht, daß
„ wir einen Cophten jemals bekehren würden,
„ weil er wüßte, daß hundert von unsern Mis-
„ sionaren nöthig wären, um einen von ihnen
„ zu gewinnen; sondern weil er verbunden sey,
„ die Befehle, die ihm der Türkische Kaiser des-
„ halb gegeben habe, zu vollstrecken: Worte,
„ die alle Mißionaren zur Verzweiflung brach-
„ ten . . . Die Abeßiner sind auch von uns
„ entfernter, haben verdorbenere Sitten, ein
„ wilderers und veränderlichers Naturell, und
„ sind vollends wider die Franken wegen der ty-
„ rannischen Herrschaft der Portugiesen, von der
„ sie sich aber befreyt haben, aufgebracht. Es
„ sind zwar unter ihnen Catholicken gewesen;
„ aber man muß wissen, was für Catholicken
„ und ob sie es im Grunde gewesen sind, und daß
„ es eben dadurch desto schwerer halten wird, ei-
„ ne Religion einzuführen, wider welche sie ein-
„ mal eingenommen sind.

Achtzehntes Hauptstück.

Von den Wissenschaften und Künsten der Abeßiner.

Die Abeßiner legen sich auf nichts weiter als auf die Erkänntnis ihrer Sprache, welche in viele Dialekte getheilet ist. Das alte Aethio-

pische

pische ist noch größtentheils in dem Königreich Tigre, und die Sprache, der man in Schriften, bey dem öffentlichen Gottesdienst, in den Diplomaten und öffentlichen Akten gebraucht. Einige Scribenten vermengen sie mit dem Chaldeischen, weil es einige Verwandtschaft mit derselben hat; aber mit der Syrischen ist sie eben so sehr verwandt. Ludolf glaubt mit mehrern Grund, daß sie wie die Chaldeische und Syrische ein besonderer Dialekt des Hebreischen ist, und findet in derselben eine große Aehnlichkeit mit dem Arabischen sowohl was die Beugung der Zeitwörter, als auch die Abänderung der Nennwörter und Fürwörter betrift. Man findet darin eine große Anzahl Hebreischer Stammwörter, Syrischer und Chaldeischer Wörter, welche in dem Arabischen vergebens gesucht werden: derohalben ist die Aethiopische Sprache nicht allein zur Erkänntnis der andern Sprachen, als auch zu besserer Erklärung vieler Stellen der heiligen Schrift von großen Nutzen.

Ein von Ludolf angeführtes Beyspiel kann diesen letztern Satz beweisen. Man hat bisher die wahre Etymologie des Hebreischen und Phönicischen Adamah, welches Erde bedeutet, nicht gewußt. Die meisten Wörterbücher leiten es von dem Hebreischen Wort adam, roth werden, weil sie fälschlich voraussetzen, daß die Erde roth sey, welches doch nur von einem sehr kleinen Theilchen in Ansehung des Ganzen, statt findet. Wir treffen eine natürliche Entstehung dieses Worts in der Aethiopischen Sprache an, wo adamah

schön,

schön, zierlich heißt. Wenn wir aus dieser Quelle das Hebreische und Phenicische Adamah herleiten, so wird es den nehmlichen Verstand als das Griechische κοσμος und das Lateinische mundus haben. Die Griechen, welche die Art zu schreiben von den Pheneciern entlehnten, haben ihnen auch vielleicht den Begrif dieses Ausdrucks zu danken, der fast in allen Europäischen Sprachen angenommen worden ist.

Uebrigens folgte, seit dem die Negus Axuma verliessen, auf die alte Sprache, welche sich kaum in Tigre behauptet hat, eine neue Mundart, zufolge des angeführten Verfassers zur Zeit der Ausrottung der Zageenischen Familie oder zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Amlac, Stifter einer neuen Dünastie, der zu Shewa, wo man die Amharische Sprache redete, erzogen wurde, brachte diesen Dialekt des alten Aethiopischen in Gang, welches die Hofsprache ward und nach und nach die Oberhand behielte. Sie heißt darum die Amharische, weil sie ursprünglich aus der Provinz Amhara kommt; doch heißt sie auch die Sprache des Königs und hat sich fast überall ausgebreitet. Sie hat nebst noch vielen merkwürdigen Verschiedenheiten sieben Charaktere, welche sich in der reinen Aethiopischen Sprache nicht finden, und die Helfte ihrer Wörter hat mit der alten Sprache nichts gemein.

Wie die Mundart in Tigre sich größtentheils von dem alten Aethiopischen gebildet hat, eben so haben die Mundarten, welche in vielen andern Pro-

Provinzen geredt werden, ungeachtet ihres grossen Unterschieds unter einander, viel von dem Amharischen Dialekt. Tellez behauptet, in Abessinien gäbe es so viele Sprachen als Königreiche. Die Bagemder besitzen eine ganz besondere; die Einwohner in Angot, Isala, Gojam und Shewa eine andre unter sich gemeinschaftliche Sprache. Die Gafalen bedienen sich vieler amharischen Wörter; aber ihr Dialekt ist so schwer, daß man ihn zu verstehen sich lange üben muß. Die Sprache in Dembee gleichet weder der Aethiopischen noch der Amharischen. Die Einwohner in Gonga und Enarea haben zusammen eine Sprache, die mit den andern Mundarten in keinen Vergleich kommt. So verhält sich es auch mit den Gallen, Aganer, Shankalen und dem Volke in Cambat. Unterdessen bringt Ludolf alle diese verschiedene Mundarten auf sieben oder acht Hauptsprachen; andre aber zehlen derer sechzig.

Die Amharische erstreckt sich am weitsten und sie wird fast in allen Provinzen verstanden. Man wird hier für gelehrt gehalten, wenn man nebst dieser die alte Aethiopische kennt. Die Arabische ist am Hofe und unter den Kaufleuten sehr gemein. Die reine äthiopische und amharische Sprache ist für die Ausländer sehr schwer und rauh, weil sie ganz fremde Buchstaben haben. Plinius, der Naturforscher, giebt diesen Fehler allen afrikanischen Sprachen schuld. Die Selbstlauter sind schon, wenn man dem Ludolf glaubt, von einem furchtbaren Klang.

In

In der Aethiopischen findet man viele aus dem Hebräischen entlehnte Buchstaben, als das Aleph, Beth, Gimel, Wau, Zajin, Teth, Caf, Alin, Tzode und so ferner; aber ihre Gestalt ist überhaupt sehr in dem abeßinischen Alphabet unterschieden, ob sie gleich den nemlichen Klang ausdrückt. Der Urheber derselben ist unbekannt. Er scheint die griechischen Buchstaben gekannt und sie mit den Hebräischen in dem äthiopischen Alphabet vermengt zu haben. Vielleicht kommen sowol die abeßinischen Ziffern, welche gänzlich so, wie die Griechischen sind, und die Art wider den allgemeinen Gebrauch der Morgenländer, nemlich von der Linken zur Rechten zu schreiben, von ihm.

Sie haben ausser den Theologischen wenig Bücher. Urretra und Barratti erzählen also ein blosses Märchen. Tellez führt oft eine alte Chronick an, welche in der grossen Kirche zu Axuma aufbewahrt und von den Abeßinern der Bibel fast gleich geschätzet wird. Sie enthält die Geschichte der Königin von Saba und einiger andern Regenten. Vielleicht ist es das Buch von der Ehre der Könige, das Ludolf nebst noch einigen andern Werken erwehnt, allein die Titel nicht anzugeben weiß. Echelle ist ein sehr mangelhaftes Wörterbuch, woraus er etliche Definitiones zur Beurtheilung anführt.

Ihre Arzneykunst ist sehr unvollkommen und besteht vorzüglich im Gebrauch der Simplicia, deren Eigenschaften sie sehr wohl kennen. Manchmal heilen sie gewisse hartnäckige Krankheiten mit

Eisen

Eisen und Feuer; indem sie an das Gelenke des Arms ein brennend Eisen, wie ein halber Cirkel gearbeitet, anbringen. Sie legen Baumwolle auf die Wunde und vertreiben das Geschwür nicht eher, als bis die ganze böse Materie herausgeschworen ist. Ich habe oben vom Gebrauch des Taubfisches, bey Heilung der Fieber geredt, welches eine wahre Marter ist. Die in ganz Aethiopien sehr gemeine Myrrhe, ist das bekannteste Mittel für die Verwundung.

In einigen südlichen Provinzen kennt man auch den Gebrauch des Aderlassens und Schröpfens. Der Pater Lobo brauchte bey seinem hitzigen Fieber einen Wundarzt Möre, welcher ihn plötzlich mit diesen beyden Mitteln heilete. Was er uns darüber erzählt, verdient nicht hier vergessen zu werden. „Man brachte, sagt er, einen sehr häßlichen Alten zu mir, welcher einen Schlegel, eine Art von einem ganz kleinen verrosteten Dolche, und drey Schröpfköpfe von Horn, davon einer ungefehr sechs Daumen breit war, bey sich hatte. Er entblößte mir die Seite, nahm Papier, kauete es lange Zeit, setzte mir hernach einen von seinen Schröpfköpfen, beklebte ihn mit diesem Papier und er blieb fest. Auf eben die Art setzte er mir die andern Schröpfköpfe, fieng an, seinen Dolch zu schleifen und versicherte mich, mir kein Leid zu thun. Nach einer kurzen Zeit nahm er mir sie ab und gab mir mit diesem Dolche drey Stiche an den nemlichen Ort, wo die Köpfe gewesen waren. Hieraus floß eine gewaltige Menge Blut. Er setzte mir vielmal diese Köpfe auf

und bey jedemmale bediente er sich seiner vermeynten Lanzette, mir so viel Blut abzuzapfen, daß ich glaubte, er würde mir kein Tropfen übrig lassen. Um endlich die gemachten Wunden wieder zuzuheilen, legte er mir drey ganz breit gedruckte Seifenkugeln auf. Ich weiß nicht, ob mich seine Cur oder meine Furcht von meinem Fieber befreyte; aber ich ward vollkommen gesund. „

Ihre philosophischen Kenntnisse bestehn in einem närrischen Mischmasch von Ungereimtheiten und Irrthümern. Sie sagen, der Mensch sey aus vier Elementen gemacht, nemlich, aus dem nassen und trocknen, aus dem warmen und kalten, aus dem sichtbaren und unsichtbaren, aus dem fühlbaren und unfühlbaren. Drey Theile Fühlbarkeit, zwo Theile Unfühlbarkeit, drey Theile Trockenheit, einen Theil Feuchtigkeit, drey Theile Sichtbarkeit und ein Theil Unsichtbarkeit, drey Theile Kälte und ein Theil Wärme wären die Composition eines Menschen. Damit nun diese Masse nicht unbeweglich und unbeseelt bliebe, habe Gott auf das Gesicht Adams den Geist des Lebens geblasen. Da nun die Seele der Hauch von Gott selbst ist und nach der Schrift nichts materielles und elementarisches hat, so ist sie von Natur unsterblich; es giebt noch eine andere Seele in dem Menschen, welche von den Elementen ihren Ursprung hat, mit dem Blute circuliret und sterblich ist. Diese dunkle Lehre ist aus einem sehr neuen Buche, Organon-Denghel, das ist, die Orgel der Jungfrau, gezogen.

Sie

Sie haben keinen Begriff von dem wahren Standarte und dem Lauf der himmlischen Körper. Wenn man ihnen sagt, daß die Erde und die andern Planeten in der Luft hangende Kugeln sind, so halten sie das, ohne einen wahrscheinlichen Grund anzugeben, für Chimäre. Sie glauben, wenn die Sonne auf- und niedergeht, daß sie durch ein Loch aus und eingeht; Mahomet, welcher nicht mehr als sie wuste, ließ dieses Gestirn in einem Brunnen schlafen.

Ihr Jahr fängt, wie bey den Aegyptiern, im ersten September an, weil sie nach einer sehr alten Meynung glauben, daß die Welt in dem Aequinoctium des Herbsts erschaffen worden sey. Sie richten das Jahr nach dem Lauf der Sonne ein, und weil ihre Monathe nur dreyßig Tage haben, so hat ein Aethiopisches Jahr nur 360 Tage. Den Mangel aber ersetzen sie dadurch, daß sie alle Jahr fünf Tage und von vier Jahren zu vier Jahren sechs Tage hinzurechnen. Sie zehlen nach der Zeitrechnung der Septuaginta fünftausend füufhundert Jahr vor Christi Geburt, davon sie aber demohngeachtet acht Jahre abziehen. Ihre Christliche Aere hat auch acht Jahre weniger, als der Griechen und Lateiner ihre; und man muß diese Jahre darzu nehmen, wenn man ihre Chronologie mit der unsrigen übereinstimmig machen will. Sie benennen jedes Jahr mit einem Nahmen der vier Evangelisten und in ihren Chronicken finden sich sehr oft diese Data: in den Tagen des Marcus, in den Tagen des Johannes ꝛc. Es scheint hieraus, daß sie vor

uns die Epakten und die guldene Zahl gekannt haben, davon wir die Erfindung den Patriarchen Demetrius zueignen, welcher zu Ende des andern Jahrhunderts nach Christi Geburt die Kirche zu Alexandrien zu regieren anfieng.

Unter andern freyen Künsten legen sie sich hauptsächlich auf die Dichtkunst; aber sie bedienen sich derselben nie zu weltlichen Dingen. Sie haben keine Uebersetzungen der Lateinischen und Griechischen Dichtern und sie glaubten sich an Gott zu versündigen, wenn sie die Fabeln des Heidenthums studiren. Ihre Verse haben kein festgesetztes Maaß und unterscheiden sich blos von der Prose durch einen sehr unvollkommenen Reim. Sie theilen gemeiniglich ihre Gedichte in Stanzen von fünf und manchmal von eilf Versen: sie haben Stanzen von drey Versen mit einerley Reim. Sie sollen grosse Liebhaber von Räthseln und Sprüchwörtern seyn; aber man kann sagen, daß sie in der ersten Art sehr unglücklich sind, wenn sie keine bessere als die fünf von Ludolf angeführten Räthsel haben. Hier sind einige von ihren Sprüchwörtern:

Zween Freunde sind ein Magnet für einander.
Ein guter Hirt, eine gute Heerde.
Wer über eine Schlange gegangen ist, fürchtet sich vor jedes Blatt.
Ein weiser Feind ist besser als ein ausschweifender Freund.
Ein Löwe geht niemals in die Höle eines Fuchses, noch der Fuchs in die Höle eines Wolfs.
Die Rede eines Weisen fließt langsam, so, wie sich eine Wolke ohne Geräusch aufzieht.

Fra=

Frage einen Feigen nicht um Rath, wenn du eine kühne That ausführen, nicht einen Faulen, wenn du arbeiten, nicht einen Geitzigen, wenn du geben, noch einen Liederlichen, wenn du eine rechtschaffne Handlung thun willst.

Durch folgendes Stück wird man sehn, daß ihnen die Antithesis und die Wortspiele nicht unbekannt sind; es ist eines von ihren Onzains.

Das Eisen ist mächtig, aber es wird von dem Feuer überwältiget.

Das Feuer ist mächtig, aber es wird von dem Wasser überwältigt.

Das Wasser ist mächtig, aber es wird von der Sonne überwältigt.

Die Sonne ist mächtig, aber sie wird von der Wolke überwältigt.

Die Wolke ist mächtig, aber sie wird von dem Winde überwältigt.

Der Wind ist mächtig, aber er wird von der Erde überwältigt.

Die Erde ist mächtig, aber sie wird von den Menschen überwältigt.

Der Mensch ist mächtig, aber er wird von dem Verdruß überwältigt.

Der Verdruß ist mächtig, aber er wird von dem Wein überwältigt.

Der Wein ist mächtig, aber der Schlaf zerstreut seine Dünste.

Aber ein Ding ist mächtiger als alle andere Dinge — eine Frau.

Das mag zu einen Begriff von ihrer Litteratur genug seyn.

Die Privatleute schicken an einander selten Briefe und verfertigen sie fast niemals selber. Sie halten sich an öffentliche Schreiber, wie es bey uns das gemeine Volk macht. Es ist Gebrauch, oben in dem Brief ein Creuz mit dem Nahmen Jesus. Hernach steht die Aufschrift mit diesen Worten: Der Brief des N. und der Friede Jesus Christus, gelange an N. Der Eingang enthält Komplimente, die manchmal gar in Versen sind und immer das Ausgearbeiteste im ganzen Briefe. Der Morgenländische Stil oder die Emphasis und die figürlichen Ausdrücke herrschen darin.

Die Sculptur und Baukunst sind für die neuern Aethiopier unbekannte Künste. Ihre Gemälde und platten Bilder sind abscheuliche Dinge. Ein französischer Maler, Zacharias **Vermeil**, welchen die Portugiesen mit sich brachten, erwarb sich durch ein ohne Zweifel sehr mittelmäßiges Werk, grossen Beyfall, in welchem er den heiligen Georgius zu Pferde wider einen Drachen streitend vorstellte. Sie machten ihn reich und wollten ihn in sein Vaterland niemals zurücklassen. Von dem Mittelmäßigen ihrer Musik, habe ich anderswo geredt.

Die Mechanischen Künste werden nicht weniger vernachläßigt. Nur die Juden arbeiten Zeuge und eiserne Instrumente. Die Schmiedeprofeßion ist bey ihnen ein Handwerk, das sich mehr für die Teufel als Menschen schickt. Die Kunst, die der Vater getrieben, treibt auch der Sohn:

Sohn: also machen die Flötenspieler und Trompeter eine Art einer Zunft aus, welche aus vielen Familien besteht und seit vielen Jahrhunderten die nehmliche Gegend bewohnt. Die Baukunst war sonst in Aethiopien sehr bekannt, wie man es noch aus den Ueberbleibsel einiger alten Gebäude sehen kann, aber sie ist jetzo ganz verlohren gegangen und hilft ihnen auch zu nichts, weil sie unter Zelten und Hütten wohnen. Die Felsenlöcher und Hölen der Berge scheinen ihnen heut zu Tage bequeme Wohnungen. Sie betrachteten mit grossen Erstaunen die weitläufigen Häuser, welche die Jesuiten aufrichten und vornehmlich den Pallast, den der Pater Pays für Zadenghel bauete. Sie kamen aus allen Theilen des Reichs, um dieses Wunder zu sehen. Der Mißionar regierte nicht allein den Bau, sondern legte auch selbst Hand daran und mußte den geringsten Taglöhner abrichten. Wir haben einen Brief von dem König David an Johann den 3ten, König von Portugall, in welchem er ihr um Waffenschmiede, Mäurer, Zimmerleute, Goldschmiede, Giesser und Dachdecker ersucht; welches die dazumal in allen diesen Künsten unter ihnen herrschende Unwissenheit beweißt. Ernestus, Herzog von Sachsen, fragte den Abt Gregorius, was wohl am meisten der Negus aus Europa begehren könnte, Künste, Künste, antwortete ihm der Abeßiner.

Der Handel kann in einem Lande, wo so wenig gearbeitet wird, nicht beträchtlich seyn. Die Araber und die Türken, welche sich auf der Küste des rothen und des Aethiopischen Meers ausge-

breitet haben, treiben ihn am meisten. Der Bascha von Aegypten und die kleinen Arabischen Sultane beschützen sie und lassen sie in die Häfen dieser beyden Meere frey herein und von da nach Aethiopien zu Baylue, einen Hafen des Mitternächtlichen Abeßinien, ist die Hauptversammlung der Caravanen der Kaufleute.

Die Armenier, eine fleißige Nation, welche die Gewinnsucht an das Ende der Welt lockt, handeln mitten im Lande sehr frey, weil sie die nehmlichen Gebräuche und die nehmliche Religion der Abeßiner haben. Der erste Ambassadeur, welchen der Negus nach Portugall schickte, war ein Armenier, mit Nahmen Matthieu, und zur Letzt kleideten sich die Jesuiten, wie dieses Volk, um desto freyer nach Aethiopien kommen zu können. Der fremde Handel wird den Abeßiner sehr schwer, weil sie fast alle Waaren in Golde bezahlen müssen, und dadurch ihr Land sehr arm machen.

Was sie unter sich handeln, besteht in Tauschen und begreift die zum Leben nothwendigsten Sachen, als Getreide, Kühe, Schaafe, Ziegen, Leinwand, Salz, Pfeffer, Honig, Wachs und andre Nothwendigkeiten. Das Salz wird in Tafeln in der Größe unsrer Ziegelsteine verkauft, und ist in den Provinzen, die von den Salzminen weit liegen, sehr theuer. Ein jeder trägt ein Stückchen Salz in einem Säckchen, das an seinem Gurte hängt, bey sich. Begegnen sich zween Freunde, so ziehen sie ihr Stückchen Salz heraus und geben es einander zu lecken. Es wür-

de

de eine große Unhöflichkeit seyn, ihnen es nicht anzubieten, aber eine noch viel größere, sie nicht daran saugen zu lassen.

Ludolf versichert, daß der Gebrauch der Münzen ihnen ganz unbekannt sey. Lobo hingegen behauptet, daß sie in einigen Provinzen Gold vor Eisen hätten. Den Goldstaub verkaufen sie so, wie sie ihn an Ufern im Sande finden, und die Unze kostet nur 50. Franken. Die meisten Waaren, die nicht durch den Tausch abgesetzet werden, bezahlt man mit Salz, welches für eine Art von Currentgeld gehen kann.

Die fremden Kaufleute bringen nach Abeßinien allerhand Stoffe, Specereyen und Gewürze, vornehmlich Pfeffer, davon sie eine große Quantität in ihre Speisen thun. Sie tauschen auch mit Fellen, Wachs und Helfenbein; doch hat das Gold vor allen den Vorzug.

Neunzehntes Hauptstück.

Von den Gallen, Agauern und andern besondern Völkern, die sich in Abeßinien oder in andern benachbarten Gegenden niedergelassen haben.

Es wird hier am gelegensten seyn, von den unterschiedenen Völkern, die wir in diesem Bande so oft erwehnt haben, eine genauere Beschreibung zu machen und damit die Historie der Aethiopier zu schließen.

Ueber den Ursprung der Gallen ist man nicht einig. Der Pater Tellez hält sie für eine sehr alte Nation, die erst in dem Morgentheil von Afrika, nicht weit vom Indianischen Meere, gewohnt haben. Der Abt Gregorius versichert dem Ludolf, daß sie, nach einer alten Tradition ihres Landes, ursprüngliche Sclaven wären, welche nach einer übeln Begegnung eines Abeßinischen Herrn, mit Nahmen Matthieu, die Flucht genommen, sich im Königreich Bali mit andern Ebentheuerer versammlet und einige Räuberbanden aufgerichtet hätten. Sie fiengen an unter der Regierung des David Etana-Denghel *) furchtbar zu werden und große Verheerungen anzurichten, weil dieser Prinz mit den Adelischen Sarazenen, die ihm einen Theil seiner Staaten wegnahmen, Krieg führte.

Dieser erste glückliche Fortgang machte die Gallen kühn, sie breiteten sich über die Grenzen von Bali aus und bemächtigten sich nach und nach der Gegenden Gedma, Angot, Dawara, Weda, Fatagara, Ifata, Guraga, Damot, Walaka, Bizama, eines Theils von Schewa und anderer Ländereyen. Sie würden ihre Eroberungen noch weiter getrieben haben, wenn unter ihnen keine Trennung entstanden wäre. Heut zu Tage sind sie in viele Völkerschaften getheilt, die vornehmlich zwo Nationen, eine gegen Abend mit Nahmen Bertuma Galla, und die andre näher gegen Morgen mit Nahmen Boren Galla, ausmachen. Sie schliessen gleichsam einen hal-

*) Um das Jahr 1537.

den Cirkel um eine Helfte von Abeßinien, verhindern die Gemeinschaft desselben mit Camba und Enarrea, weil sie Herren von den darzwischen liegenden Ländern sind, und machen dadurch den Transport des Tributs dieser beyden Provinzen sehr schwer. In den letzten Zeiten hat man sich ihrer Trennung mit Vortheil bedient, indem man die von ihnen verjagte Horden im Reiche behielt, sie in die Provinzen Dembee und Gojam vertheilte und mit Glück wider die übrigen Gallen brauchte. Sollte man fortfahren, sie so zu zertheilen, so könnten sie vielleicht gar ausgerottet oder überwältigt werden.

Ihre Regierung ist ganz kriegerisch. Sie erwählen auf acht Jahr einen General, mit Nahmen Lura, dem die Häupter aller Zünfte gehorchen müssen. Er darf weiter nichts thun, als dieses kriegerische Volk versammlen und sie wider die Abeßiner, ihren beständigen Feinden, anführen. Wo sie hinkommen, ruiniren sie das Land und verschonen keinen Menschen. Nur den Tapfern unter ihnen erlauben sie, sich das Haar zu verschneiden, und dieses ist man, wenn man entweder einen Feind im Streite oder ein wildes Thier auf der Jagd erlegt. Bey ihren Gastgebothen setzen sie mitten auf den Tisch ein delikat Gerichte, von dem man nicht eher nehmen darf, als bis man sich durch einen Eid anheischig macht, eine gefährliche That zu unternehmen. Die von dem Feinde gemachte Beute theilen die Krieger unter sich in gleiche Theile. Sie haben keine andre Waffen als Spieße und starke Stecken mit gebrann-

ten Spitzen. Ihre Schilder sind von Ochsenfellen. Sonst stritten sie nur zu Fuß; aber seit einiger Zeit haben sie auch Reiterey, die aber überhaupt übler beritten ist als die Abeßinische.

Der Krieg ist ihr einziges Handwerk, von allen andern Künsten wissen sie nichts. Sie verachten alle Feldarbeit, lassen alle eroberte Länder unangebaut und legen sich blos auf die Viehzucht, davon sie ihre Nahrung und Kleidung haben. Sie essen das Fleisch roh, und trinken nichts als Wasser und Milch. Wenn sie eine Kuh schlachten, so sammlen sie das Blut und beschmieren sich damit einen Theil ihres Leibes. Die Därme, wenn sie sie statt Halsbänder eine Weile getragen haben, schenken sie ihren Weibern. Als Soldaten haben sie keine Weiber, sondern bedienen sich des ersten besten Gegenstands, den sie haben können, ohne sich um die Kinder zu bekümmern, die sie oft in die Wälder setzen. Aber ausser den Kriegsdiensten leben sie ordentlich mit Weibern, die die Sorge für die Kinder auf sich nehmen. Ihr Land ist durch die Armuth vertheidigt und hat nichts, wornach der Feind begierig seyn könnte. Sie müßten selbst vor Elend umkommen, wenn ihnen das Rauben und Herumstreifen nicht ein Mittel an die Hand gäbe, sich zu bereichern. In allen ihren Zünften reden sie eine Sprache, die mit keinem Aethiopischen Dialekte übereinkömmt, welches beweiset, daß sie alle zusammen fremden Ursprungs sind.

Sie haben die Beschneidung, aber nicht als ein göttliches Gebot: denn zufolge des Lobo leben

sie

sie ohne Religion. Ob sie gleich ein allgemeines Wesen, das sie Oul oder den Himmel benennen, erkennen: so heißen sie ihn doch nicht eine Art von Verehrung. In einigen Zünften haben sie eine sehr merkwürdige Eidesformel. Man bringt ein Schaaf, bestreicht es mit Butter, auf dessen Haupt legen die Obern ihres Volks ihre Hände und schwören, was sie versprechen, unverbrüchlich zu halten. Und so einen Eid, wie man vorgiebt, brechen sie niemals. Nach dem Lobo erklären sie diese Ceremonie also: „Sie sagen, das Schaaf bedeutet die Mutter eines jeden Schwörenden, die Butter die Liebe, die zwischen der Mutter und den Kindern ist und einen Eid, den man auf dem Haupte seiner Mutter ablege, müsse man allezeit halten.„

Angeführter Mißionar hielt sich einige Monathe in einem Lager auf, welches zwey tausend Gallen um die Gegend von Jubo, fast unter der Linie, errichtet hatten. Da sie keinen weisen Menschen niemalen gesehen, so betrachteten sie ihn mit Erstaunen und waren so neugierig, daß sie ihm seine Beine entblöseten, um zu sehen, ob sie auch weiß wie sein Gesicht wären. Er bemerkte, daß ihnen die weiße Farbe einigen Eckel erweckte. Der Jesuit besuchte ihr Oberhaupt, welcher ihn in einer grossen strohernen Hütten, mitten unter seinen Weibern und Heerden, empfieng. Die Art, wie dieser gallische König Audienz giebt, wird wenig Fremde an seinen Hof locken; denn es ist bey ihnen Etikette, sie folgendermassen mit Stockschlägen zu empfangen. Die Officiere des Prinzen.

zen, die sich an die Wand der Hütte stellen und in der Hand Stöcken halten, machen sich über den Fremden her und richten ihn brav mit Schlägen zu. Ist es eine Person vom Stande, so bedient man sich langer Stöcke, und ist es nur ein gemeiner Mensch, so sind sie nicht länger als zwey Fuß. Hernach nähern sich ihm die Officiers ganz demüthig, als wenn sie ihn gar nichts gethan hätten und machen ihm ihr Compliment. Der Missionar bekam die Prügel so gut wie andre und als er um die Ursache fragte, gaben sie ihm zur Antwort: es geschähe darum, um diejenigen, die zu den Gallen kämen, zu überführen, daß in der ganzen Welt keine tapfere Nation als sie wären und sich alle Völker vor ihnen demüthigen müßten. Lobo giebt diese Afrikaner für so wild aus, daß er fast an ihrer Vernunft zweifeln will. Ludolf hingegen, zufolge des Abt Gregorii und des Tellez versichert, daß ihnen die Seelenkräfte gar nicht fehlten, daß sie den Unterricht leicht begriffen und sich viele tausende von ihnen, unter der Regierung des Basilides, zum Christenthum bekehrt hätten.

Die Agauer oder Agaver machen eine besondere Nation aus, welche in viel Zünfte getheilet ist, davon einige in Gojam, vornemlich in Sacala, andre in Bagemder wohnen. Die Agauer von Sacala sind nur dem Scheine nach Christen, weil sie so viel heidnische Ceremonien untermischen, daß sie fast nichts als den Nahmen von Christenthum führen. Ich habe zu Anfange dieser Geschichte von den Opfern, die sie dem Nil brin-

bringen, geredt. Die Agauer in den andern Gegenden sind lauter Abgötter. Dieses Volk ist wegen seiner Menge und Unfähigkeit fruchtbar. Sie hassen die Herrschafft der Abeßiner, suchen sich seit langer Zeit davon zu befreyen und nehmen meistentheils an den dem Reiche höchstnachtheilige Empörungen Antheil. Sie führten in dem letzten Jahrhundert wider Susnejos einen langen Krieg und schlugen oft seine Armee. Da ihr Land sehr steil ist, so ziehen sie sich, wenn sie der Feind sehr in die Enge treibt, in ihre Hölen, die die Natur in ihre Berge gegraben hat. Sie sind oft so groß und weit, daß viele zahlreiche Familien nebst drey bis vier hundert Kühe Platz haben. Es ist schwer, diese Schlupflöcher zu entdecken und fast unmöglich, die Agauer daraus zu vertreiben.

Man berichtet uns ganz etwas ausserordentliches von den Einwohnern zu Gingiro und Zendero, die den Abeßinern zinßbar sind und mitten in Enarea liegen. Sie sind eben so wild wie die Gallen, und ihre Religion besteht in Anbetung der Teufel. Wenn sie in dem Lande einen König wählen wollen, so verbergen sich alle Prinzen von der regierenden Familie in einen nahen Wald, und stellen sich, eine Ehre zu fliehen, nach der sie doch alle streben. Die Wählenden, große Hexenmeister von Profeßion, suchen mit vieler Emsigkeit den Erwählten auf und lassen durch ihre Zauberey einen großen Raubvogel auf sein Haupt fliegen. Zu gleicher Zeit umgeben den neuen Monarchen eine Heerde Löwen, Tiger, Parter, und andre wilden Thiere. Erst widersteht er und ver-

theidigt sich mit Herzhaftigkeit und verwundet alle, die er treffen kann, um zu zeigen, daß man ihn wider seinen Willen auf den Thron setzt. Endlich ergreifen ihn die Wählenden und schleppen ihn fort. Unter Wegens müssen sie sich mit Leuten aus einer gewissen Zunft schlagen, welche sich das Recht, den König einzusetzen, zuschreiben. Und diejenigen, die da siegen, setzen ihn auch wirklich ein und erlangen dadurch dtn größten Antheil an der Gnade des Königs. Bey der Krönung muß er, nebst andern Ceremonien, einem Wurme, von welchen man vorgiebt, er sey aus den Nasenlöchern des verstorbenen Königs gegangen, den Kopf mit seinen Zähnen ausreissen. Der Schluß aber dieser Krönung ist noch barbarischer, er läßt alle Minister und Günstlinge seines Vorfahren zu sich ruffen und in seinem Zelt umbringen, indem er ihnen sagt, daß sie den verstorbenen König, dem sie in seinem Leben ergeben gewesen, nun auch in die andre Welt begleiten sollten.

Sie pflegen auch die Hütte, die Möbeln und alles, was den Verstorbenen zukommt, nicht die Bäume ihrer Felder und Gärten ausgenommen, zu verbrennen, aus der Ursache, weil sie befürchten, die Toden, die an dem Besitz dieser Sachen gewohnt sind, möchten sich versuchen lassen, wiederzukommen und die Lebendigen zu beunruhigen. Wenn ein Gingiro, so nennen sie ihre Monarchen, in einer Schlacht verwundet worden ist, so tödten sie ihn vollends, weil ein König, wie sie sagen, keine schimpflichen Merkmale von der feind-

lichen

liche Uebermacht tragen müsse. Eben so verfahren sie im ähnlichen Fall mit ihren andern Kriegern.

Der Gingiro hat eine Art von Kefich oben auf seiner Hütte zum Throne und giebt von da Audienz. Der König der zu Anfange des letzten Jahrhunderts regierte, hatte die Farbe, die Bewegungen und alle Manieren eines Affen. Der Pater Fernandes that eine Reise an seinen Hof 1613 und von diesem vielleicht etwas leichtgläubigen Jesuiten haben wir alle diese sonderbaren Umstände. Unter die andern Nationen zählt man die Goraguen, die Gafaten, die Gongen und die Einwohner von Alaba und Balou. Letztere sind sehr wenig bekannt. Die Goraguen bewohnen die Provinz Ogge. Sie sollen grosse Zauberer seyn und das Geheimnis besitzen, daß sie dem Feuer seine Wirkung benehmen und wenn sie sich mit dem Fette der Kühe geschmiert haben, unbeschädigt mitten in den Flammen bleiben können. Sie zahlen dem Negus jährlich einen Tribut im Golde und überdieß tausend Ochsen nebst vielen Häuten von Löwen, Bären und Elentsthieren. Ihr Land hat grossen Ueberfluß an Sandelholz, Ebenholz, an Zibet und Ambra.

Die Gafaten, welche den Goraguen gegen Abend wohnen, haben einen grossen und reichen Strich Landes, von da sie sich in alle Theile des Königreichs, ohne sich jemals mit den Abeßinern zu vermischen, ausbreiten. Man hält sie für gebohrne Juden. Es ist ein abergläubisches, wildes, abgöttisches und garstiges Volk. Ihr Land

trägt viel Gold. Sie arbeiten eine grosse Anzahl seidner und Corthuner Stoffe und liegen oft mit den Abeßinern zu Felde.

Von einigen Horden der Wilden, welche in den Wäldern und Wüsten herumirren und keine gewisse Wohnungen haben, will ich nichts sagen. Sie halten sich in Hölen auf, wie die alten Troglodyten, erkennen weder einen König noch einen Gott, leben von Schlangen und Ratten, haben keine andre Sprache als eine gewisse Art von Zischen und gleichen den Thieren mehr als den Menschen.

Die Mahometaner haben sich in dem Lande ausgebreitet, geniessen so viel Freyheit als die Christen und legen sich auf den Ackerbau und die Handlung. Sie lieben die Freyheit, sind unbeständig, geizig und von so bösen Sitten, als ihre Landsleute oder ihre Vorfahren, die Araber.

Die Juden haben sich auch in grosser Anzahl daselbst seit langer Zeit niedergelassen und zufolge der Nachricht ihrer Rabinen viele unabhängige Fürstenthümer; welches mit dem Zeugnis des Pater Tellez übereinstimmt, der davon also schreibt: die Juden hatten unter ihrer Bothmäßigkeit grosse und zahlreiche Länder, als Wagara, Samena, und fast das ganze Königreich Dembee, aber man nahm sie ihnen nach und nach ab . . . und Susnejos brachte sie in den letzten Zeiten gänzlich unter das Joch. Einer von ihren Fürsten, mit Nahmen Dhü-

No-

Novos, welcher von dem Negus Caleb überwunden wurde, regierte im sechzehnten Jahrhunderte. Also ist die Sage ungegründet, daß die Juden seit ihrer Zerstreuung unter den Vespasian, allenthalben in der Sclaverey geseufzet hätten. Doch müssen wir mit Ludolf eine von andern Rabinen ersonnene Fabel verwerfen, daß sie nehmlich jenseit eines Flusses, welcher Sambation oder Sabbatique genennet wird und zwischen Aethiopien und Sirien fliessen soll, ein grosses Reich besässen. Man setzt hinzu, dieser Fluß flösse am Sabbathe nicht, weswegen sie ihn auch Sabbatique genannt haben; er flösse die übrigen Tage von einen starken Felsen und die Juden aus andern Landen könnten mit ihnen keine Handlung treiben. Das ist ein unter vielen andern Erdichtungen im Talmud befindliches Märchen, welches die Juden wegen des verlohrnen Königreichs Jerusalems trösten und in der Hofnung bestärken kann, daß es einmal wieder aufgerichtet werden wird. Ludolf bemerket, daß der Naturforscher, Plinius und der Geschichtschreiber, Josephus, eines Flusses Sabbatique, erwehnen. Ersterer nennt ihn nur einen Bach, der in Judea fliesset und an den Sabbattagen trocken ist. Josephus aber hält ihn für einen Fluß in Syrien, welcher nur den Sabbath fließt und die übrigen Tage in der Woche stille steht. Titus, der Sohn Vespasianus, sagt er, besah dieses Wunder, da er von Berythen nach Antiochien gieng. Aber unser verständige Teutsche hält das alles für Fabeln.

Die Abeßinischen Juden sind heut zu Tage zerstreut. Eine grosse Anzahl davon ist in der Provinz Dembee, wo sie Tuche arbeiten und Metalle schmieden. Andre haben sich gegen Abend an den Ufern des Nils, ausser den jetzigen Grenzen des Königreichs, des Negus, gewendet. Die Aethiopier nennen sie Falasjan oder die Verwiesenen.

Die Portugiesen, die 1541 in das Königreich an der Zahl vierhundert unter der Anführung des Christoph von Gama kamen, haben neue Pflanzstädte aufgerichtet. In dem Adelischen Kriege blieb über die Helfte davon. Die übrigen liessen sich im Lande nieder, wo sie nebst Sclaven Länder anzubauen erhielten. In noch nicht völlig hundert Jahren hatten sie sich so vermehrt, daß sie vierzehnhundert Soldaten auf den Beinen halten konnten. Der Negus brauchte sie zu vielen Unternehmungen mit Vortheil. In der Folge wurden ihre Dienste vergessen, ihre Länder eingezogen und sie in das Königreich Tigre, unter dem Vorwand, sie den Adelischen Mauren entgegen zu stellen, verwiesen. Seit der Verbannung des Patriarchen Mendez und anderen Missionaren, hört man von dieser Colonie nichts mehr, welche Portugall fast stets, so gar in der Zeit ihrer grösten Glückseligkeit, zur Last fiel.

Andrer Abschnitt.

Geschichte der andern Völker, die sich an der Morgenländischen Küste von Afrika und in den benachbarten Ländern befinden.

Wir müssen noch ein grosses Land beschreiben, ehe wir die Oestlichen Küsten von Afrika verlassen. Man hat nur ganz unvollkommne Begriffe von seiner Grösse und Lage und seine Geschichte ist noch weniger bekannt als seine Gränzen. Seine vornehmsten Gegenden von Norden bis Süden sind Adel und Ajan; Melinde und Zanguebar; Mozambique und Sofala; die Länder der Hottentoten. So viel als möglich ist, wollen wir die auf den unterschiedlichen Küsten liegenden Völker bekannt machen, ohne diejenigen zu vergessen, welche ein wenig gegen Abend, mitten im Lande, wohnen.

Erstes Hauptstück.

Einwohner der Küsten von Adel und Ajan.

Ich habe von der Adelschen Küste in der Geschichte der Abeßiner geredt und ihre vornehmsten Plätze angezeiget. Es wird genug seyn, wenn ich meine Leser erinnere, daß sie sich fast

in gerader Linie von Morgen bis Abend, das ist, von dem Vorgebürge Rasbel, wo der Einfluß des rothen Meeres ist, bis an das Vorgebürge Guardafu, in der Länge von hundert und funfzig Meilen erstreckt. Es ist ein Land, welches die Araber von den Abeßinern erobert haben und seit zwey hundert und funfzig Jahren besitzen. Die Grenzen von Norden bis Süden können wir unmöglich bestimmen. Hier verliert sich der Fluß Havash, welcher aus dem Mitternächtlichen Aethiopien kommt, unter dem brennenden Sand des Königreichs Adel. Ungeachtet der Wärme des Lands, hat es einen Ueberfluß an Getreide, Thieren und allerhand Früchten. Es wird auch Gold, Helfenbein, Weyrauch und Pfeffer gefunden und über dieß ein grosser Handel mit sclavischen Mohren und Arabischen Pferden getrieben.

Die Küste Ajan geht von Norden bis Süden, von dem Vorgebürge Guardafu bis in den Equator in einer Weite von ungefehr zwölf Graden oder zweyhundert und vierzig Meilen. Der mitternächtliche Theil ist ganz und gar wüste. Man entdeckt gegen Mittag einige Arabische Völkerschaften und schwarze Mahometaner, davon die bekanntesten die Ommozaidi, die Einwohner von Magadasho, Brava und Jubo, die Machiden und Maracaden sind.

Die Ommo-Zaiden sind Bedoinische Araber, welche ein Schäferleben führen und unter den Sultan von Adel stehen. Magadasho und Juba,

zwey Königreiche, liegen gegen die Linie zu. Sie haben zwo ganz beträchtliche Hauptstädte gleiches Nahmens. Magadasho oder Magadoxa, liegt zwey bis drey Meilen von Ufer. Ihre Moscheen und andern Gebäude, geben eine sehr schöne Aussicht von der Seite des Meers; aber ihr Hafen wird wenig besucht, weil so wohl die Schiffe nicht genug vor einigen stürmischen Winden sicher sind, als auch die Einwohner ein ungetreues und grausames Volk ist. Ein Englisches Schiff von der Indianischen Compagnie wurde 1700 gegen diese Küste getrieben, und weil der Schiffshauptmann bey Erblickung der Stadt Magadasho nicht zweifelte, daß es ein vortheilhafter Handelsort sey, so schickte er an das Ufer mit einem Boot einen Officier und vier Matrosen. Der Officier stieg mit dreyen von seinen Leuten unbewafnet an das Land und ließ nur einen einzigen auf dem Boot. Nach einigen scheinbaren Höflichkeiten bemächtigten sich die Araber der Engeländer und schleppten sie in die Stadt mit fort. Da der auf dem Boot gebliebene Matrose andre Schwarzen in sein Boot gelassen hatte, bemächtigten sie sich auch seiner und zogen es weit genug von dem Ufer. Der Hauptmann, der an seinem Bord dieses mit ansahe, bemühte sich um die Freyheit seiner Leute vergebens, welche wahrscheinlicher Weise von diesen Wilden umgebracht wurden.

Der König von Jubo ist dem König von Portugall zinnsbar. Seine Unterthanen treiben einen grossen Handel mit Goldstaub, Sclaven, Cocosnüssen, Ambra, und vornehmlich Helfenbein.

 Denn

Denn es giebt eine solche grosse Menge Elephanten auf dieser Küste, daß von ihren Zähnen jährlich viel Schiffe beladen werden können. Den Ambra und die Cocosnüsse findet man am Gestade des Meers und sie gehören dem Könige; aber er hat von diesen Reichthümern wenig Vortheile, weil ihm seine Unterthanen nichts weiter bringen, als was sie nicht verbergen können.

Brava, zwischen Magadasho und Jubo, ist eine andre Handelsstadt. Sie soll eine Republik seyn, die unter Portugall steht. Ihre Einwohner sind alle Mahometaner. Die Maracaten wohnen zwo Tagereisen von Jubo, mitten im Lande, und besitzen einen grossen Distrikt. Sie haben einen wohlgestalten Körper, eine angenehme Gesichtsbildung und sind nicht so schwarz, wie die andern Afrikaner von Ajan. Man rühmt ihre Geschicklichkeit und hält sie für die besten Sclaven auf dieser Küste. Ihren Töchtern nähen sie die Schaam zu und niemand als ihr Mann darf sie ihnen auftrennen. Der Pater Lobo und der Abt Le Grand, sein Uebersetzer, erzählen diese Gewohnheit, und ich glaube sie ihnen nachzuerzählen zu können. Aber diese für die Keuschheit der Weiber so eifersüchtigen Wilden, sind Betrüger, Verräther und Bösewichter. Ihr Land ist voll Löwen, Tiger, Elephanten, Hirsche und wilden Ziegen. Es finden sich daselbst die so grossen Affen, als ein Kalb von vier Monathen, und Schlangen von einer menschlichen Grösse.

Die

Die Machiden liegen den Maracaten gegen Norden. Ihr König, ob er gleich so wohl als seine Unterthanen, ein Mahometaner ist, behauptet von den Abeßinischen Kaisern abzustammen und liegt fast stets mit dem Negus zu Felde. Mehr vorwärts gegen Westen, ist das alte Land der Gallen, wovon sechs Völkerschaften noch daselbst unter einem wählbaren Oberhaupte mit Nahmen Lubo wohnen.

Andres Hauptstück.

Einwohner von Zanguebar.

Die Küste Zanguebar oder Melinde liegt der Küste Ajan gegen Mittag. Sie begreift eigentlich nur die Gegenden, die zwischen den Equator und dem Vorgebürge Delgado liegen, welche zehn Grade von der Mitternächtlichen Breite hat; aber wir wollen ihren Umfang bis an Mozambique ungefehr funfzehn Grade ausdehnen. Denn die Eintheilung von einem so wenig bekannten Lande ist sehr willkührlich.

Hier fängt sich das Land der Caffer, ersten Einwohnern dieses Theils, von Afrika an. Die Araber nennen sie Kiafer, das ist, Ungetreue, ein Nahme, womit sie sie alle, die nicht Mahometaner sind, belegen. Ihre Einwohner breiten sich nach der Charte des Danville bis Monomotapa gegen dem achtzehnten Grad der Breite aus. Die ersten gegen Mittag des Landes Jubo sind die

Mosseguejos, und die Schwarzen des Mono-Emugi. Die Mosseguejos waren lange Zeit Freunde der Portugiesen. Ein Schriftsteller eignet ihnen eine sehr besondere Gewohnheit zu. „Wenn sie sieben bis acht Jahr alt sind, sagt er, so legt man ihnen auf ihr Haupt ein Stück Erde in Form einer platten Mütze. Nach dem Verhältnis, daß es trocknet und sie wachsen, legt man ihnen andre Erde darauf, daß endlich diese Art von Mütze manchmal acht bis zehn Pfund wiegt. Sie können sie weder Tag noch Nacht eher ablegen, noch eher eine Bedienung erhalten . . . als bis sie einen Feind in der Schlacht erlegt und sein Haupt ihrem Anführer gebracht haben.„ Eben dieser Scribent behauptet, daß die Mosseguejos von einigen Schäfern abstammen, welche sich wider ihre Herren auflehnten; daß sie sich noch heut zu Tage auf die Viehzucht legten, und von der Milch und dem Blut ihrer Kühe lebten, welchen sie oft zu Ader ließen, damit sie nicht allzudicke würden.

Man giebt vor, daß der Mono-Emugi, welchen man auch Nimoeamai nennt, viele Gold- und Silberminen habe; daß daselbst eine lange Kette von Gebürgen, welche die Cafern Lupala oder den Dorn der Welt nennen, wäre; daß sich die Einwohner der Handelschaft widmeten und ihr Gold und ihre übrigen Waaren bis nach Sofala schaften. Die Bororos, die Zimbas und die Mumbos wohnen näher gegen Mitternacht. Die Stadt Maravi, welche Danville im dreyzehnten Grade der Mitternächtlichen Breite

te setzt, gehört den Bororos, und es ist in ihrem Lande eine See, welche, nach der Charte dieses nehmlichen Autors, nicht weniger als hundert Meilen in der Länge beträgt.

Diese unterschiedenen Völkerschaften sind in dem Innersten der Länder zerstreut, und einige davon, als die Bororos und Mumbos, sind auf zwo hundert Meilen vom Meere. Afrika, welches gegen den Equator beträchtlich enger wird, hat nur an dem Orte, wovon ich rede, fünf hundert Meilen in der Breite.

Die Araber und Portugiesen theilen das Land an den Küsten unter sich, davon die merkwürdigsten Oerter sind:

1) Pate oder Pata, einen Grad und 30 Minuten Mittäglicher Breite. Zufolge des Lobo ist es eine Insel, welche nur vier Meilen in der Breite hat. Man zählte sonst daselbst vier Städte, Pate, Lamo, Cio und Ampasa, davon jede seinen König hatte. Cio ist nicht mehr. Der Pater Dos Santos sagt, daß Lamo eine besondere Insel sey, auf welcher zwar größere, aber zur Arbeit wenig geschicktere Esels, als die Europäischen wären. Die Portugiesen haben ein Comtoir zu Pate in Ampasa. Die letzte von diesen Städten war die reichste auf der ganzen Küste; aber da ihr König den Portugiesen übel begegnete, so kündigten diese ihm den Krieg an, tödteten ihn in einem Treffen, drungen in die Stadt und übergaben sie der Plünderung. Der König von Lamo, der angeklagt wurde, daß er den Türken Roc

de Brito mit vier hundert Portugiesen übergeben hätte, wurde auf einem Schafot geköpfet. Ein sehr neuer Scribent versichert, daß diese Küste eine Menge Helfenbein und Sclaven habe, aber seit 1624. den Europäischen Nationen der Handel untersagt sey.

Melinde, zwoen Grade und 30 Minuten. Die Portugiesischen Berichte geben sie für eine der schönsten Städte im Oestlichen Afrika aus, sowol was die Regelmäßigkeit der Mauern, als die Anmuth und Festigkeit der Häuser anbelangt, welche von Steinen und vielen Stockwerken nebst flachen Dächern und Terrassen gebauet sind. Der Hafen ist groß und hat eine gute Einfahrt; das übrige Ufer aber ist voller Felsen und gefährlichen Klippen. Die Stadt hat die angenehmste Lage, sie ist mit Palmen, fruchtbarer Orangerie und andern Bäumen umgeben. Das Land trägt überdieß Hirse, Reiß und andres Getreyde; Federvieh nnd Wild giebts hier in der Menge.

Die Araber, die Herren des Lands, sind die vornehmsten Einwohner der Hauptstadt. Sie befleissigen sich der Höflichkeit, Artigkeit und auch der Pracht in der Kleidung. Die Weiber sind sehr schön und man hat bey ihnen ein Sprüchwort: Ritters von Mombaca, Weiber von Melinde. Die gebohrnen Afrikaner wohnen mehr in Dörfern als Städten und sind von einer starken und vortheilhaften Leibesgestalt. Genau weiß man die Gränzen des Königreichs nicht; aber man weiß, daß es von einem mahometanischen Fürsten

regiert

regiert wird, mit welchem die Portugiesen seit 260 Jahren im Bündnisse stehen. Sein Hof ist viel prächtiger als der andern Könige auf dieser Küste. Geht er aus seinem Pallast, so tragen ihn die vornehmsten Herrn des Lands auf ihren Schultern. Man reichert auf den Gassen, durch die er geht und wenn er in eine Stadt seiner Staaten kömmt, so empfangen ihn die schönsten Mädchen, deren einige ihm Blumen zuwerfen, andre Weyrauch anzünden, oder Verse zu seinem Lobe singen. Die Indier von Cambaye und Guzarate treiben den vornehmsten Handel nach Melinde mit Kupfer, Quecksilber und Leinewand, und bekommen dafür Gold, Ambra, Helfenbein, Pech und Wachs. Die Portugiesen haben auch daselbst ein altes Comtoir, eine Festung und viele Kirchen.

3) Mombaca, Melinde gegen Mittag, drey Grade dreyßig Minuten. Es ist eine Insel, die von den Aermen eines Flusses, welcher sich in das Meer durch zween Ausflüsse ergießt, umgeben wird. Das Land hat an allen Lebensmitteln Ueberfluß und bringt eine Menge Früchte, als Granaden, Feigen, Citronen und allerhand Pommeranzen hervor. Es ist vortrefliches Wasser daselbst. Die Stadt, welche einen grossen Umfang hat, ist über einen Felsen gebaut, woran das Meer stößt. Die Gassen sind sehr breit, die meisten Häuser von Stein, von flachen Dächern und figurirten Gypsdecken. Der Hafen, dessen Eingang mit einem kleinen Fort vertheidigt wird, das mit der Fläche des Wassers gleich hoch liegt, ist

ist stets voller Kaufmannsschiffe. Die Araber besitzen Mombaca, und die Portugiesen haben daselbst ein Comtoir, wo sie sich in einer Art von Unabhängigkeit behaupten. Diese Stadt stund lange Zeit unter Portugiesischer Bothmäßigkeit. Ruy-Lorenzo zwang sie 1503, einen jährlichen Tribut zu bezahlen und vier Jahr darauf ließ sie Franciscus d'Almeyda plündern. Die Portugiesen wurden zu Ende des letzten Jahrhunderts verjagt und verlohren auch ihr Comtor zu Melinde, aber sie haben sich 1729 in beyde Städte wieder niedergelassen. Die Flüsse Qvilimanci, Arabia und Druma, fließen in dem Lande Melinde und Mombaca.

4, 5 und 6.) Pemba, Zangibar und Monfia, sind drey andre Inseln mehr gegen Mittag zu, unter den 5ten und 8ten Grad der Breite. Sie haben jede ihren Regenten, die aber zinsbare Vasallen dem König von Portugall sind. Der Hafen von Zangibar ist sehr gut und kann Schiffe von 500 Tonnen einnehmen. Es ist sowol daselbst als in den andern beyden Inseln vortrefliches Wasser und grosser Ueberfluß an Thieren, Federvieh, Fischen, Zuckerrohr, Reis und Honig. In Pemba und Monfia sind nur etliche Dörfer, anstatt daß Zangibar grosse Flecken, die Städten gleichen, hat, deren Häuser zwar von schönen Steinen, aber ohne Verbindung mit Kalk und Mörtel gebauet sind. Denn sie vereinen auf diese künstliche Art ihre Steine, daß sie sie an härtere Steine reiben und so vollkommen auf einander legen, daß sie nur eine Masse auszumachen scheinen

nen. Die meisten Einwohner sind Mahometaner. Ihre überflüßigen Lebensmittel schaffen sie nach Mombaca, Sofala und Madagascar, und nehmen dafür Leinwand, Gold und Silber.

7) Quilloa ist eine Insel, welche den Tittel eines Königreichs hat und unter Portugal steht. Ihre Lage ist neun Grad von Süden an dem Ausfluß des Rio Coavo, eines grossen Flusses, welcher vom Abend gegen Morgen geht. Ihre Einwohner nicht so schwarz als die übrigen Afrikaner dieser Küste, sind theils Mahometaner, theils Heiden. Sie bauen ganz gute Häuser von Stein und Holz. Zu Quilloa ist ein großer Goldhandel, welcher eine Menge Kaufleute von Arabien und Indien herbringt. Das Land ist an Getreyde und Thieren sehr fruchtbar. Der Regent dieser Insel war sonst der mächtigste Fürst auf dieser Küste; aber die Zembas, ihre Nachbaren, haben seine Staaten ruiniret. Franciscus Almeyda nahm 1507. die Stadt Quilloa ein, stieß Ibrahim, den 44ten König dieser Insel, vom Thron, und gab einem andern Arabischen Prinzen die Krone, der den Portugiesen eine Festung anzulegen erlaubte.

8 und 9) Mongallo und Mauruca unterm 10ten und 15ten Grad. Es sind zwey wenig bekannte Königreiche, die unter Arabischen Prinzen stehn. Der König von Mauruca, dessen Staaten sich fast über die ganze Küste erstrecken, ist der mächtigste. Seine Unterthanen nennen sich Macuas, und sind in viele Zünfte ge-

thei-

theilet. Das Gold ist ihr vornehmster Handel. Durch das Land gehn die Flüsse Mongallo, Sirancapa und Quizimajugo. Was die Franzosen Picos Fragoses nennen, ist ein hoher Berg des Königreichs Mauruca.

In der Nachbarschaft dieser Küste sind die kleinen Inseln von Querimba, welche den Portugiesen gehören, und unter der Regierung von Monzambique stehen. Sie sind wegen ihrer Fruchtbarkeit merkwürdig.

Gegen Morgen dieser Inseln findet man die Inseln von Comoro, an der Zahl viere, unter den eilften und dreyzehnten Grad der Breite. Dieser Nahme kommt nur eigentlich der westlichsten zu, die die gröste aber auch fast ganz unfruchtbarste und wüste ist. Die andern dreye heissen Mohilia, Anjouan und Mayotto, und haben jede ihren eigenen Regenten. Die erste ist sehr bevölkert; aber die Einwohner sind grob und wild. Anjouan, welche andre Johanna nennen, hat einen großen Ueberfluß an Thieren, Vögeln, Fischen, Früchten und andern Vorräthigkeiten. Es würde für die Schiffe ein vortreflicher Erquickungsort seyn, wenn er nicht von den Seeräubern beunruhiget würde. Die Luft ist überdieß sehr ungesund. Die Coris, eine kleine Art von Muscheln, welche in vielen Ländern von Indien statt der Münze dienen, machen den grösten Reichthum dieser Insel aus, davon die Portugiesen Herren waren. Man siehet daselbst noch beträchtliche Ueberbleibsel von einer alten

alten Stadt mit Nahmen Demos. Mayotto, die entfernste gegen Süden, ist wenig bekannt.

Der Mahometismos ist die Religion dieser Inseln, welche seit langer Zeit den Arabern gehören. Die Einwohner sind schwarz, haben kurze und gekräuselte Haare und bedecken keine Theile des Leibes mehr als die Lenden und das Gesicht. Die Weiber kleiden sich etwas bescheidener und sind nur am Rücken, Armen und Beinen entblößt. Ihre Männer werden nicht ungehalten, sie mit den Frauen auf eine freye Art lachen und scherzen zu sehn. Diese Insulaner sind tapfer, unruhig, unternehmend und haben mit einander fast unaufhörlich Krieg.

Drittes Hauptstück.

Küsten von Mozambique und Sofala.

Unter diesen Nahmen begreife ich die Gegend, welche sich bis an den Südlichen Theil von Zuangebar von funfzehnten bis zum fünf und zwanzigsten Grad der Mittäglichen Breite erstreckt. Diese ganze Küste ist sehr hohl und das Meer, welches sehr merklich an das Land stößt, schließt das feste Land von Afrika ein. Wir werden allein den Theil von Mozambique, auf welcher sich die Portugiesen niedergelassen haben, und das Reich Monomotapa beschrieben, weil das übrige Land von lauter wilden Nationen bewohnet wird und ihre Nahmen kaum bekannt sind.

Mozambique ist eine kleine Insel, im funfzehnten Grad der Breite gelegen und nicht weit vom festen Lande. Sie hat eine halbe Meile in der Länge und eine Viertelmeile in der Breite. Die Portugiesen entdeckten sie 1498., richteten 1502. ein Comtor auf und bemächtigten sich bald darauf derselben gänzlich. Sie haben eine starke Citadelle angelegt, die den Eingang des Hafens vertheidigt. Das Erdreich der Insel ist sehr fest an einander und das Ufer mit feinen Sand bedeckt. Man zählt zween tausend Einwohner, halb Portugiesen und halb Schwarze, welche groß, wohlgebildet und von gesunder Leibesbeschaffenheit sind. Die Insel und das feste angränzende Land geben Portugall vortrefliche Sclaven, welche man nach Goa und in andre Theile von Indien schaft. Man erlaubt den Vätern die freye Ausübung ihrer alten Religion; aber ihre Kinder werden getauft, mit Sorgfalt unterrichtet und einige zum geistlichen Stand erzogen. Von welchen letztern es viele Priester in den Gegenden von Goa giebt.

Die Insel Mozambique ist ein Erfrischungsort für die Portugiesischen Schiffe, welche von Europa nach Indien gehn. Daselbst heilen sich in kurzen die Soldaten und Matrosen mit den sauern Früchten und heilsamen Wurzeln des Lands von dem Scharbock, der Wassersucht und andern auf dem Meer bekommenen Krankheiten. Unterdessen ist die Luft der Insel sehr ungesund. Es ist der Ort, wohin alle Verbrecher von Goa und andern Portugiesischen Comtors in Indien, ver-

verwiesen werden. Denn anstatt sie an Leben zu bestrafen, schickt man sie auf einige Jahre nach Mozambique, und sehr wenige kommen aus dieser Verbannung zurück. Es giebt im Lande viel Thiere, Vögel, Früchte und andre Arten von Nahrungsmitteln, aber kein süsses Wasser. Der Gouverneur treibt den ganzen Handel der Insel, welcher vornehmlich in Elephanten-Zähnen, die man auf der Küste kauft und in Gold, welche man aus Sofala zieht, besteht.

Die Schwarzen des festen Lands hangen eines theils von den Portugiesen durch die Bande der Handlung ab. Der Gouverneur zu Mozambique unterhält eine gewisse Anzahl Mißionaren, welche sich vermöge ihres Amts in das Herz der Wilden einschleichen und sie bewegen, ihnen um einen leichten Preis ihr Gold und Helfenbein zu lassen. Es war eine Zeit, wo die Schwarzen, welchen man zum Kauf einige kleine Stückchen Glas anbot, sich Gruben machten, dieses Glas zu bewahren und eben so viel Goldkörner dafür gaben. Das Volk ist von grosser Leibesgestalt, stark, kühn und kriegerisch aber erschrecklich faul. Sie haben unterschiedene Länder, die man Königreiche nennt, und davon die beträchtlichsten Angora, Bano und Gallo unter den 16 und 18ten Grad, sind. Die nächsten Einwohner am Meere, sind aus dem Geschlecht der Macuas, welche sich auch im Königreiche Mauruca ausbreiten. Viele davon haben auch die Christliche Religion angenommen. Die Flüsse in diesen Ländern sind Palane, Mocanbo, Angora, Monea, Quizumgo, Lecungale.

Die ganze Küste bis Monomotapa, ist mit kleinen Inseln und Klippen umgeben. Monomotapa, ein sehr grosses Land, erstreckt sich von der Oestlichen Küste unter den 17ten und 25ten oder 26ten Grad der Mittäglichen Breite, das ist, in der Länge von ungefehr 180 Meilen von Norden bis Süden. Von der Westlichen Küste sind die Gränzen in der nehmlichen Breite noch zwanzig Meilen grösser. Von Morgen bis Abend ist es wenigstens in seinem grösten Umfange eben so groß. Gegen Norden und einen Theil von Morgen, wird es von dem Flusse Zambeze oder Cuama; gegen Mittag und einen Theil von Westen vom Fluß Manica oder des heilgen Geists; und gegen Morgen von dem Indischem Meer eingeschlossen. Also kann sie fast für eine Halbinsel angesehn werden. Wo der Zambeze entsteht, weiß man nicht; aber man weiß, daß er ganz Monomotapa von Abend bis Morgen durchfließt und daß er sich nach einem Laufe von zwo hundert Meilen in diesem Königreiche in das Meer durch viele Ausflüsse unter den 17ten und 18ten Grad der Mittäglichen Breite ergießt. Der Fluß, der heilge Geist, geht von Norden bis Süden und Süd-Ost in einem Umfange von hundert und zwanzig Meilen und fließt unter den 26ten Grad der Breite in einen Meerbusen, der von ihm den Nahmen hat. Er unterscheidet Monomotapa von dem Lande der Hottentoten. Die andern Flüsse des Lands sind Chireira, Cabreze, Mocaras und Manzoro von der Nordischen Seite; Safala, Sabia, Inhampura, da Lagoa von der Mit-

Mittäglichen Seite; Tendanculo, da Mata, Cobo, Inhambane von der Oestlichen Seite. Die schöne Charte, welche Danwille 1749 herausgab, wird dem Leser von ihren Gränzen und ihren Lagen einen deutlichern Begrif machen. Faria, Lopez, und Pigafetta haben davon nichts als Märchen erzählt, welche den Geschichtschreiber der Reisen hätte in seinem fünften Bande nachzuerzählen, ersparen können.

Man theilt Monomotapa in 25. Königreiche, welche vor Alters einem einzigen Herrn zugehörten, davon aber einige das Joch abgeschüttelt haben. Ihre Nahmen findet man in dem Portugiesischen Asien des Faria, der sie auch hätte unterdrücken können, weil er uns nichts von der Lage dieser unterschiedenen Staaten sagt. Die beträchtlichsten und bekanntesten Länder sind Monomotapa, im eigentlichen Verstande und die Königreiche Mongas, Sofala, Sabia, Manica und Inhambana.

I. Das eigentliche Monomotapa, welches im Theile gegen Norden liegt, ist ein sehr weitläufiger Staat; aber seine Gränzen und Verfassungen sind wenig bekannt. Es wird von einem Fürsten, der den Kaiserlichen Tittel führt, regieret und welcher viel Könige unter seine Vasallen zählt, deren Söhne in seinem Pallast zu mehrere Versicherung ihrer Treu erzogen werden. Die Residenz des Monarchen ist zu Zimbace, eine Stadt, von der wir nichts wissen, als daß sie noch an Zambeze an der Mitternächtlichen Spitze des

Reichs liegt. Die übrigen Städte sind nicht besser bekannt. Die Portugiesen, sonst Herren von dieser Küste, besitzen noch einige Plätze in diesem Königreiche, als Tete und Sena, an den Ufern des Zambeze. Die Europäer handeln hier allein. Es giebt auch sehr wilde Cafera daselbst, welche unter niemanden stehn. Man versichert, daß die Mumbos, die in Nord-West auf mehr als zwohundert Meilen vom Meere liegen, Menschenfleisch äßen und es öffentlich in ihren Fleischbänken verkauften. Chicora und Butua, benachbarte Reiche des Lands der Mumbos, sollen Gold- und Silberbergwerke haben. Ersteres bringt Reis, Indianisches Korn, einen grossen Ueberfluß an Zugemüs, Thieren und Federvieh hervor. Der Ackerbau und die Viehzucht sind die vornehmsten Beschäftigungen der Einwohner.

Die Küste von Monomotapa wird wenig bewohnt; aber das innere Land ist desto ausserordentlicher bevölkert. Die Portugiesen kaufen in diesen Gegenden Gold, Helfenbein, Ambra und Sclaven und geben dafür Leinwand und Indianische Seide. Man weiß nichts zuverläßiges von dem Ursprunge und Fortgange der Regenten dieses grossen Reichs. Alle, welche mitten in dem Pallaste aufwarten, sind junge Leute aus den vornehmsten Geschlechtern, davon keiner älter als zwanzig Jahr seyn darf, weil man sie in diesem Alter noch keines Umgang mit den Frauenzimmer verdächtig hält. Hernach zieht man sie zu den vornehmsten Bedienungen des Staats auf. Die auswärtigen vornehmsten Staatsbedienten

sind der Ningomoscha oder der Gouverneur der Königreiche; der Makomoascha oder der oberste Feldherr; der Ambuja oder Haußhofmeister, welcher nach dem Tode der vornehmsten Frau des Kaisers das Recht hat, eine andre zu ernennen, wenn er nur eine von den Schwestern oder nähesten Anverwandte des Kaisers wählet; der Inhautovo oder Oberaufseher der Musik; der Nukarao, welcher die Avantgarde commandiret; der Bukuromo, welcher Nahme die rechte Hand des Kaisers bedeutet; der Netombo oder Bewahrer des zur Zauberey dienlichen Rauchwerks und Haußgeräths; der Nehono oder grosse Thürhüter.

Der Kaiser hat einen sehr grossen Pallast, der in drey Quartiere getheilet ist, davon die Gebäude von Holze sind. Er hat eine grosse Anzahl Weiber; aber nur neune werden mit dem Königlichen Titel beehrt und das sind meistens seine Schwestern oder seine nächsten Anverwandten. Er unterhält viele Armeen, um die Könige, seine Vasallen, in Zaum zu halten.

Die Landeseinwohner sind schwarz und von kleiner Leibesgestalt. Man rühmt ihren Muth im Kriege und ihre große Schnelligkeit im Lauffen. Die vornehmste Nation sind die Mokaranzis, aus der die Kaiserliche Familie entspringt. Sie beten einen Gott an, aber sie erkennen auch das Daseyn eines Teufels, welchen sie Muzuko nennen und ihn für sehr böse halten. Sie glauben, alle ihre Kaisers kommen nach ihren Tode in

Himmel, und in diesem Stand der Ehre ruffen sie sie unter den Nahmen Muzimos, fast wie wir die Heiligen, an. Zu schreiben wissen sie nicht, aber sie haben doch einige Traditionen, welche ihnen statt historischer Monumente dienen. Sie leben sparsam und haben wenig Verzärtelung in ihrer Wahl und Zubereitung der Speisen. Man versichert, daß die meisten von diesen Caffern die Maus unter die schönsten Leckerbissen setzen.

Den Monath fangen sie mit dem Neumond an und theilen ihn in drey Theile und jeden Theil in 10 Tage. Der vierte und fünfte Tag jeder Eintheilung sind Festtage. Jeder erscheint alsdenn in seinen schönsten Kleidern. Der Kaiser giebt von Morgen bis auf den Abend diese Tage über Audienz und hat einen Pfahl in der Hand, auf den er sich stützet. Diejenigen, die sich seinem Gerichtsstuhl nahen, müssen sich zur Erde werfen. Wenn der König krank ist, so vertritt der Ningomoscha seine Stelle. Den Tag des Neumonds ist der Monarch mitten unter seinen Hofleuten mit zwo Picken bewafnet und läuft in dem Palais herum, als wenn er sich schlagen wollte. Wenn sein Laufen zu Ende ist, so bringt man ihm eine Schüssel voll Indianischen gekochten Korns. Der Kaiser stürzt sie um und befiehlt den vornehmsten Hofleuten die auf die Erde gefallenen Körner zu essen. Das gröste von allen diesen Festen ist der Neumond des Mays. Man nennt es Chuavo. Alle Großen versammlen sich im Pallast, laufen mit der Picken herum und

und stellen den ganzen Tag eine gewisse Art von Streite vor. Hernach verschwindt der Monarch auf acht Tage, und die Tambors hören nicht auf die Trommel zu rühren. Das Fest endiget sich auf eine barbarische Art; denn den letzten Tag läßt der Kaiser viele Vornehme hinrichten und opfert sie den Muzimos, seinen Vorfahren. Alsdenn schweigen die Trommeln und jeder begiebt sich in sein Hauß. Es ist niemals erlaubt, am achten Tage des Monds bey Hofe zu erscheinen, weil man ihn für einen unglücklichen Tag hält.

II) Das Königreich Mongas liegt mitten in dem Mitternächtlichen Theile von Monomotapa, von dem es sich schon längst hat freygemacht und soll Goldbergwerke haben. Die einträglichsten davon sind, nach dem Favia, die Bergwerke in Massapa und dem Gebürge Ophur oder Fuva. Aber Danville, der davon besser unterrichtet ist als Favia, setzt Fuva und Massapa in den Abendländischen Theil von Monomotapa, sehr weit von den Grenzen des Königreichs Mongas. Der Portugiesische Scribent fügt noch hinzu, daß man in den Bergwerken zu Fuva Goldstücken von vier hundert tausend Ducaten ausgrübe, und daß das Gold so gemein wäre, daß man es nicht nur unter den Steinen, sondern auch unter der Rinde gewisser Bäume fände. Dieses alles aber scheint übertrieben und fabelhaft. Die Portugiesen haben ein Comtor zu Massapa unter der Aufsicht eines Bevollmächtigten, der von dem Gouverneur von Monzam-

bique ernennet wird, mit Bewilligung, sagt Favia, des Kaisers zu Monomotapa; welches beweiset, daß Massapa diesem Regenten gehört und nicht unter Mongas steht. In Bokuto, gegen Norden von Massapa, haben sich die Portugiesen gleichfalls niedergelassen.

III) Gegen Mittag des eigentlichen Monomotapa findet man das Königreich Sofala, wovon die benachbarte Küste den Nahmen hat. Die Länge von Morgen bis Abend ist ungefehr 80 Meilen und 30 von Mittag bis Norden. Der Regent daselbst ist dem König von Portugall zinsbar und bekennt sich zur Mahometanischen Religion. Er nennt sich Quiteve, welches so viel sagt als König Der vornehmste Fluß des Lands, der auch Sofala heißt, und wegen seines Goldsands berühmt ist, fließt von Abend gegen Morgen, und ergießt sich unter den 21ten Grad der Breite in das Indianische Meer. In einiger Entfernung seines Ausflusses liegt die Stadt Sofala auf einer Insel gleiches Nahmens, die von diesem Flusse umgeben wird. Das Fort, welches die Portugiesen daselbst angelegt haben, macht sie zu Herren von dem ganzen Handel dieses Königreichs, welcher in Gold und Helfenbein besteht. Ueberdieß hat das Land einen Ueberfluß an Thieren und eine gemäßigte Luft. Ihre Einwohner sind theils Mahometanische Araber, theils abgöttische Cafrer. Die Portugiesen besitzen auch das Fort Inhaquea, fünf oder sechs Meilen von Sofala gegen Norden. Vasco de Ga-

ma baute zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die meisten Pflanzstädte auf dieser Küste.

IV) Das Königreich Manica liegt dem Königreicht Sofala gegen Abend und ist wegen seiner Goldbergwerke, die die Portugiesen im Jahr 1570 eroberten, berühmt. Vasco Fernandez Homen, der zum Gouverneur von Monomotapa ernennt wurde, hatte das Glück mit ohngefähr tausend Mann bis an die Bergwerke einzudringen, die er durch das Königreich Sofala, wo er einige Hindernisse heben mußte, führete. Aber da ihr Reichthum seinen Hofnungen nicht entsprach und die Cafer mit vieler Zeit und Arbeit sehr wenig Gold daraus gruben, so mußte er von dieser Unternehmung abstehn.

Einige Zeit darauf erlaubte der König von Sofala den Portugiesen, die Bergwerke von Mannings mit der Bedingung, daß sie ihm jährlich eine mäsige Summe dafür zahlten, zu behalten. Fernandez besuchte sie und begab sich alsdenn in das Königreich Chicora gegen Norden, wo er reiche Silberbergwerke zu finden glaubte. Er hatte tausend Mann bey sich. Favia behauptet, daß die Cafern, die über seinen Entwurf bestürzt wurden, folgende Kriegslist ausführten. Sie streuten ein wenig Erzt in einige von den Bergwerken entfernten Oerter und gaben sie den Portugiesen für die wahren Bergwerke an. Vasco ließ durch seine Leute nachgraben und sein Nachsuchen war ohne Nutzen. Der Vorrath von Lebensmitteln fieng ihm an zu mangeln,

geln, er entschloß sich, in das Fort mit dem größten Theil seiner Leute zu ziehen und nur zwey hundert Mann mit den zur Fortsetzung der Arbeit nöthigen Instrumenten zurück zu lassen. Antonius Cardosa de Almeyda, welcher diese zwey hundert commandirte, ließ sich von den Cafern überfallen und in einen Hinterhalt locken, wo er mit allen seinen Leuten blieb.

Vor dem Vasco Fernandez hatte Franciscus Barreto unternommen, zu den Bergwerken in Monica und Butua durch die Strasse von Mongas zu kommen. Er gieng auch in der That durch dieses Königreich, siegte verschiedenemale über die Cafer, welche ihm den Weg streitig machen wollten, und bemächtigte sich ihrer Hauptstadt Mongas. Aber verschiedene Zufälle, die zu unser Geschichte nicht gehören, verhinderten ihn, an der Fortsetzung dieser Unternehmung.

V und VI) Sabia und Inhambana sind zwey südliche Königreiche. Das erstere liegt dem eigentlichen Monomotapa gegen Mittag, und der Fluß, welcher auch Sabia heißt, fließt von Abend gegen Morgen. Sein Regent nimmt den Tittel Sedanda an. Man sieht auf der Küste die Inseln von Bocicas und ein von den Schiffleuten sehr bekanntes Vorgebürge der heilige Sebastian. Inhambana erstreckt sich gegen Mittag von Sabia auf einer Küste, welche siebzig Meilen in der Länge haben kann. Gegen Abend und Süden fließt in diesem Lande der Fluß des heiligen Geists, welcher sie von den Hottentoten trennt.

Das

Das ist es alles, was man von diesen beyden Königreichen weiß, die gegen Morgen an das Meer stoßen und gegen Abend an das noch unbekanntere Manica und Biri. Der Monarch zu Manica führt den Titel Chicanca. Ich habe schon bemerkt, daß alle diese Königreiche Theile von dem Reiche Monomotapa sind.

Ich werde die Beschreibnng der Küsten von Sofala mit einigen Anmerkungen des Paters Dos Santos, eines Dominicanermönchs, der einige Jahre zu den Mißionen in diese Gegenden gebraucht wurde, endigen. Seine vornehmste Wohnung war in Sofala, woraus er viele Reisen nach Sena, Massapa und Tete that und den Fluß Zambeze hinaufschifte. Die Dominikaner hatten fast in allen diesen Städten Klöster. Dieser Scribent berichtet uns, daß der Fluß Sofala im Lande Mocaranga gegen Morgen, ungefähr 100 Meilen von seinem Ausflusse entspringt. Die Einwohner von Sofala schiffen diesen Fluß mit ihren Waaren hinauf, verkaufen sie zu Manica und bekommen dafür Goldstaub. Der Cuama, welchen man auch Zambeze nennt, weil er durch ein Dorf gleiches Nahmens geht, fließt dem Sofala gegen Norden. Es ist ein reisender Strom, und an manchen Orten mehr als eine Meile breit. Er theilt sich dreyßig Meilen von seinem Ausflusse in zween Armen und jeder Arm scheint immer noch so breit als er ungetheilt war. Der gröste Arm heißt Luabo und der andre Quilimane. Sie theilen sich wiederum in drey Canäle

näle, welche sich in das Meer ergiessen; welches zur Rede Gelegenheit gegeben hat, daß der Cuama fünf Ausflüsse hätte; aber nur der Luabo und der Quilimane sind schifbar. Man kann auf dem Zambeze bis in das Königreich Sacumbe, gegen Norden von Chicora, und mehr als hundert und dreyßig Meilen von seinem Ausflusse aufwärts schiffen, hernach aber ein so jäher Herabfall, daß er auf zwanzig Meilen unschifbar wird. Dieser Fluß hat, wie der Nil, seine ordentliche Ueberschwemmungen, welche im Monat April und Merz geschehen und das Land befruchten.

Dos Santes setzt hinzu, daß es einen großen Goldhandel zu Massapa, wo es sehr gemein ist, gäbe, vornehmlich in dem Gebürge Fura oder Afura, auf dessen Spitze man die Ruinen vieler beträchtlichen Gebäude sieht. Nach einer Tradition des Lands sind diese Ruinen Ueberbleibsel der Magazine des Salomons oder der Königin aus Saba, welche viel Gold aus diesem Gebürge gezogen haben soll. Der Verfasser scheint dieser Traditionen etwas zu viel Glauben beyzumessen; aber doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Salomon seine Handlung bis auf die Küste von Sofala ausgebreitet habe, und daß das heutige Afura Ophir gewesen sey, woraus er so großen Reichthum erhielt. Wenn man voraussetzt, daß seine Flotten aus dem rothen Meer kamen, so konnten sie keine nähern Goldbergwerke finden.

Viertes Hauptstück.

Land der Hottentoten.

Erster Artickel.

Die Länder Dos Fumos und Natal. Hottentotische Nationen.

Gegen Süden von Inhambana unter dem Ausflusse des Flusses des heiligen Geists fängt sich, nach dem Dom Vaisete, das Land der Hottentoten an und geht bis an den äussersten Mitternächtlichen Theil von Afrika zwischen den 26 und 33sten Grad der Breite. Danville setzt es nur zwischen 30 und 33sten Grad. Sein Mitternächtlichster Theil begreift eine sehr wenig bewohnte Küste, welche die Portugiesen Terra dos Fumos nennen und die unstätigen Casern bewohnen. Gegen Abend sind andre wilde Völker, unter welche man die Brigoudis, die Cobonas, die Chainouquas, die Hancunquas und die Heusaquas rechnet, und von denen man kaum den Nahmen weiß.

Das Land Natal liegt mitten in Dos Fumos. Vasco de Gama entdeckte es 1497. und gab ihm den Nahmen, welchen es ietzo führt, weil er am Weyhnachtstage sich desselben nähertte. Es erstreckt sich die Länge der Küste, unter den 25 und 32sten Grad. Seine Einwohner, welche man

man mit den Hottentoten nicht verwechsen muß, sind sehr schwarz und klein, aber wohlgestalter, haben gekräuseltes Haar, weder eine allzugroße noch platte Nase, sehr weisse Zähne und eine angenehme Gesichtsbildung. Ihr schnelles und behändes Wesen wird gerühmt, aber die natürliche Fruchtbarkeit ihres Lands, macht sie sehr träge. Der Geschichtschreiber der Reisen erzählt ein besonderes Exempel ihrer Leidenschaft zum Tanz. Als sie sich einsmals an einem Ufer, wo ein Englisches Schiff an Anker lag, versammlet hatten, stieg einer aus dem Schiffe an das Land und fieng an die Trommel zu schlagen. Alsbald tanzten die jungen Leute von beyden Geschlecht und die Alten folgten diesem Beyspiele. Dieser Ball währte so lange, daß die Cafrer vor Müdigkeit dem Tambor bitten mußten aufzuhören.

Diese Wilden haben einige Begriffe von einer Gottheit, welche sie mit Festen und Tänzen verehren. Sie tragen an ihrem Halse eine Art von Creuze. Ihre Häuser sind viereckicht und von Gyps. Sie schmieren sich nicht den Leib, wie die Hottentoten mit stinkenden Fett und stammeln auch nicht, wie sie. Ihre vornehmste Handlung treiben sie mit den Arabischen Corsaren und den Cafern aus Monomota. Nichts desto weniger sieht man von Zeit zu Zeit Europäische Schiffe von Indien nach Natal kommen, um Elephantenzähne, als der gröste Reichthum dieser Wilden, einzukaufen.

Ihr Land, welches sehr ungesund seyn soll, hat grosse Wälder und sehr hohe Gebürge, die

voller

voller Löwen, Rhenoceros, Elephanten, Leoparden, Bäre, Dammhirsche, Wölfe und Füchse sind. Man findet unter den vielen Gattungen von Vögeln eine grosse Anzahl Strausse. Die Küste von Natal ist sehr gefärlich. Die Winde blasen daselbst mit Ungestüm, die Stürme sind sehr häufig und das Meer ist gemeiniglich sehr groß.

Das Innerste des Lands besitzen die Hottentoten, welche man in viele Nationen theilt. Die Charte von Danville giebt acht Nationen davon an, nehmlich die Namaquaer, die Gouriquaer, die Gassiquaer, die Odiquaer, die Hesiquaer, die Ubiquaer, die Cokhoquaer und die Sonquaer.

1) Die ersten bewohnen den Nordlichen Strich und breiten sich bis an das Oestliche Meer aus. Man theilt sie in zwo Völkerschaften, in die kleinen und in die grossen Namaquas. In ihrer Regierung und in ihren Sitten sind sie von einander unterschieden, aber in der Stärke, Tapferkeit und Verstande gleichen sie einander, wodurch sie auch die Hochachtung der übrigen Hottentoten erlangen und von den Europäern für die vernünftigsten Schwarzen in diesem Theile von Afrika gehalten werden. Sie sollen eine Armee von zwanzigtausend Mann ins Feld stellen können. Ihr Land ist voller Gebürge und voller dürren Sand, wo kein Gras wachsen kann. Die Thäler sind nicht weniger unfruchtbar. Sie haben einen einzigen Fluß Elephant, welcher von Südost nach Nordwest fliest und sich in das Abend-

 ländi-

ländische Meer der Küste von Natal gegen über, ergießt.

In dieser Gegend hält sich vieles Rothwild auf, unter welchen man eine Art Damm-Hirsche findet, die gelb und weisse Flecken haben, und nicht so dick als die Europäischen, aber von unbegreiflicher Geschwindigkeit sind. Man sieht sie Heerdenweise, manchmal bis tausend beysammen. Ihr Fleisch ist fett und schmackhaft. Was man in diesem Lande von Gebäuden an Betrachtungswürdigsten findet, ist ein Felsen, der wie ein Schloß oder eine Festung ausgehauen ist. Man nennt ihn Miro, wegen eines Namaquasischen Hauptmanns, welcher ihn zu seinem Zeitvertreib so bildete. Die Bemühung dieses Baumeisters erkennt man an zween Zimmern, wo das Verhältnis gut angebracht ist und eine große Anzahl Soldaten wohnen kann.

Die Namaquaer sind sehr zahlreich. Einige Scribenten beschreiben sie wie Riesen so groß. Die Weiber sind schön und wohlgestalt. Sie haben zu ihrer Kleidung nur Thierhäute und ihr ganzer Putz besteht in Glasstückchen, die sie den Portugiesen aus Monomotapa abkaufen. Die Männer tragen an ihren Fingern kupferne Ringe, am Arm einen helfenbeinern Cirkel und bedecken die Schaamtheile mit einer Platte von der nehmlichen Materie. Ein jeder trägt stets seinen hilzernern kleinen Sattel bey sich, und bedient sich dessen statt eines Stuhls. Ihre vornehmsten Musicalischen Instrumente sind Röhren von ungleicher Grös-

Grösse, die mit einer Trompete einen ähnlichen Klang haben.

Die Gouriquaer liegen den Namaquaern gegen Osten und machen ein anderes zahlreiches Volk aus, welches in einer Gegend wohnt, die merkwürdiger wegen seiner Fruchtbarkeit als seiner Grösse ist. Es giebt vornehmlich darin viel Rothwild und zwar in einer grössern Anzahl als in den andern Gegenden. Die meisten Einwohner tragen Felle von Tigern, wilden Katzen und andern wilden Thieren, die sie auf der Jagd erlegen.

Die Gassiquaer, welche Kolben Hessaquaer nennt, wohnen den beyden jetzt erwehnten Völkern gegen Mittag. Ihr Land ist wegen seines Reichthums und seiner vielen Einwohner merkwürdig. Man hat hier eine vortrefliche Viehzucht, vornehmlich von Ochsen, welche Bakkelugs genennt werden und an Stärke und Schönheit alle Ochsen dieser benachbarten Gegenden übertreffen. Ihre Handlung ist auch weit stärker als der andern Hottentotten ihre. Sie besteht vornehmlich in Aquavit, Tabak und Korallen. Man bemerkt, daß dieses Volk, welches bequem lebt, viel unkriegerischer ist als seine Nachbaren. Demohngeachtet vertheidiget es sich mit Muth, wenn es angegriffen wird. Ihre Dörfer, welche sie Kraal nennen, sind viel grösser und besser gebaut als der übrigen Hottentoten ihre. Wenn die Gassiquaer ihr Glück machen wollen, so gehn sie in Holländische Dienste, sammlen sich in etlichen Jahren

eine Summe Gelds, fahren wieder nach Hause, kaufen sich Land und Vieh und bauen sich ihre eigne Wohnung.

Bey den Odiquaern und Ubiquaern, die näher Südwerts liegen, habe ich nichts besonders gefunden. Wie es scheint, macht Kolbe aus ihnen nur eine Nation. Danville setzet zwischen diese beyden Völker die Hesiquaer, welches vielleicht die von Kolben erwehnten Hessaquaer sind.

Die Cokhoquaer breiten sich gegen Westen auf den Ufern des Abendländischen Meers aus. Ihr Land hat eine grosse Menge schöne Wiesen, davon viele den Holländern auf dem Vorgebürge gehören. Salzwerke giebt es auch daselbst in grosser Anzahl. Die Holländer halten eine Wache auf der Küste, sowohl zur Sicherheit der Salzwerke als auch zur Beobachtung der Schiffe, welche in der Rheede erscheinen, damit sie ihnen Nachricht von ihrer Annäherung geben können. Das Gras wächset in den Feldern häufig und sehr groß. Fängt es an alt zu werden, so verbrennen es die Einwohner bis auf die Wurzeln, verändern ihre Wohnung und ziehen mit ihren Hütten und mit ihrem Vieh auf andre Triften. Und diese Gewohnheit beobachten auch die übrigen Hottentoten. Die Holländer auf dem Vorgebürge verbrennen auch zu einer gewissen Jahrszeit das Gras auf ihren Wiesen, indem sie einen Graben um den Ort, welchen sie in Feuer setzen wollen, graben, um den Ausbruch der Flammen zu verhindern. Denn die Asche ist ein vortreflicher Dünger für das Feld.

Die

Die Sanquaer nehmen den Nördlichsten Theil des Lands der Hottentoten ein und wohnen folglich den Holländern am nächsten. Sie sind lebhaft unternehmend und verstehn das Kriegshandwerk sehr wohl. Nach dem Kolben haben sie diese kriegerische Laune der Natur ihres Lands zu verdanken, welches sehr gebürgig und überaus arm ist, wo sich die Einwohner mit nichts andern erhalten können als mit den Waffen. Da also die Sanquaer vor sich nicht leben können, so begeben sie sich in Dienste andrer Völker und begehren keinen andern Sold als den Unterhalt. Sie haben nur wenige Dörfer und beschäftigen sich am meisten mit der Jagd. Das Wild ist bey ihnen so rahr, daß sie es nur an solennen Festtagen oder in der äussersten Noth erlegen. Hülsenfrüchte und Wurzeln finden sich in der Menge, und das Holz ist so gemein, daß man Wälder anzündet, um die wilden Thiere daraus zu treiben. Die Sanquaer sammlen auch viel Honig, welches die Bienen in die Felsenhölen tragen. Sie verkaufen es den Holländern, welche daraus den Meth machen und ihnen Messer, eisernes und kupfernes Hausgeräth, Aquavit, Taback und Pfeifen dafür geben.

Das sind die Völker, welche Danville auf seiner Charte angiebt. Kolben zählt noch andre, als

1) die Gungemaner in der Nachbarschaft des Vorgebürgs der guten Hofnung. Sie haben den grösten Theil ihrer Ländereyen den Holländern verkauft, mit welchen sie heut zu Tage einigermasen untermengt sind.

2) Die Kopmaner, die noch näher am Vorgebürge wohnen und unter den Holländern zerstreut sind, die fast ihre meisten vornehmlich gegen Osten gelegenen Länder an sich gebracht haben.

3 und 4) Die Dunquaer und die Damaquaer liegen auch gegen Mittag. Sie bewohnen eine angenehme und fruchtbare Landschaft, welche vereinigter ist als die übrigen, die um das Vorgebürge liegen.

5) Die Sussaquaer, welche Kolben mehr gegen Norden in einiger Entfernung von dem Abendländischen Meer setzt. Es war eine zahlreiche Nation, welche die Holländer theils vertilgt, theils zerstreut haben, da sie sich anfiengen, auf dem Vorgebürge zu setzen. Ihr Land hat heut zu Tage nur wenige Dörfer und ernährt kaum einige Heerden. Ob man gleich einen grossen Mangel an Wasser verspüret, und es überhaupt sehr gebürgig ist, so bringt es doch vieles Gras und grüne blumenreiche Fluren hervor, die man so gar auf den Spitzen der Berge findet.

6) Die Khiriquaer, den Sussaquaern gegen Nordosten, an den Ufern eines kleinen Hafen, welcher die heilige Helena heißt, gelegen. Sie sind wegen ihrer Menge, ihres kriegerischen Genies und ihrer starken Leibesgestalt zu merken. Man rühmt vornehmlich ihre Geschicklichkeit den Spieß zu werfen. Durch ihr Land geht der Fluß der Elephanten, welcher von Osten gegen Westen und hernach in das Abendländische Meer fließt. Er hat seinen Nahmen von den vielen Elephanten,

die

die man an seinen Ufern findet. Das Land, welches viel besser ist als der Sussaquaer ihres, hat so wohl auf den Höhen der Berge als auch in den Thälern vortrefliche fruchtbare Weiden. Man findet auch in Menge Blumen von besonderer Schönheit. Das Gebürge bringt Kieselsteine von unterschiedenen Farben hervor und in den Thälern halten sich gefärliche Gewürme auf, unter welchen vornehmlich die Cereste oder die Schlange mit Hörnern, ein in diesem ganzen Lande und auch in andern Reichen von Afrika sehr gemeines Thier, merkwürdig ist. Seine Farbe gleicht dem Sande und es hat an vielen Theilen des Leibes Schuppen. Sie kriecht die Quere und zischt, so bald sie sich bewegt. Vor ihrem Stich soll kein ander Mittel seyn, als den verwundeten Theil abzulösen.

7) Die Houteniquaer, die gegen Nordost liegen. Ihr Land schließt viele Wälder ein, darzwischen überaus blumenreiche Wiesen zu sehen sind.

8) Die Kamtoverer, Nachbaren der Houteniquaer. Sie besitzen ein grosses fruchtbares flüssenreiches und ganz ebenes Land. In ihren Wäldern finden sich alle Arten von Vögeln und die allerschönsten Bäume, welche bey den Hottentoten anzutreffen sind.

9) Die Heykomer, gegen Nordost der Kamtoverer, an den Gränzen des Lands Natal. Sie bewohnen ein bergigtes Land, wo nur allein die Thäler bebaut werden können, und sich eine grosse Anzahl wilder Thiere aufhält. Kolben erzählt

einen besondern Zug ihrer Einfalt. Als ein Officier von der Besatzung auf dem Vorgebürge zu ihnen kam, um ihnen ein Bündnis und einen Handlungstraktat mit den Holländern vorzuschlagen, so nahmen sie die Vorschläge an und verlangten weiter nichts als eine Trommel, eine eiserne Pfanne und einen Kessel, welches alles er bey sich hatte. Einige Zeit darauf nahm ihnen eine Parthey Flibußierer diese Sachen. „Die Heykomer, sagt der Verfasser, haben niemals dieses Unrecht vergessen können. Ein Europäer, welcher in ihr Land kömmt, hört sie gewiß von diesem ihrem Unglück erzählen und den Verlust ihrer Trommel, ihres Kessels und ihrer Pfanne beweinen.„

10 und 11) Die Attaquaer und Chorogan-quaer. Kolben setzt sie in den Nördlichsten Theil des Hottentotischen Lands, jenseit der kleinen und grossen Namaquaer, in der That zwoer mächtiger und zahlreichen Nationen, die ein grosses Land inne haben, in welchem sich unfruchtbare und unbewohnte Wüsten befinden. Diese Völker haben sich also in kleine Haufen zertheilt und wohnen manchmal eine beträchtliche Weite von einander, indem sie allezeit das beste Land und die bequemsten Triften aussuchen. Wegen der Himmelsgegend, die sie bewohnen, können sie nur eine kleine Anzahl Vieh halten; aber die Jagd ersetzt ihnen diesen Mangel. Sie sind übrigens so vergnügt und frölich, als wenn sie den reichsten Strich des Erdbodens besässen. Weder Ehrgeitz noch Eigennutz erregt unter ihnen Krieg und sie leben

unter

unter sich und mit ihren Nachbaren ruhig. Wenn sie mit einem Ueberfall bedroht werden, so thun sie es einander durch gewisse Zeichen zu wissen, indem sie Feuer auf den Gipfeln der Berge anzünden und auf solche Art in kurzer Zeit eine zahlreiche Armee aufbringen.

Das sind beynahe alle bekannte Völker des Mittägigen Theils von Afrika. Wir wollen noch einige Begriffe von dem Genie, der Politick und Religion derselben hinzufügen, und alles, was merkwürdig ist, anbringen.

Andrer Artickel.

Sitten und Gebräuche der Hottentoten.

I.

Ursprung und persönliche Eigenschaften dieses Volks.

Es scheint, daß der wahre Nahme der Hottentoten Hottentottum heißt. Der Vers eines von ihren Liedern endigt sich Hottentottum brokana, welches heißt: bezahlt die Besoldung des Hottentoten. Kolben belehret uns, daß sie es aus Erbitterung gegen einen Holländischen Minister verfertiget, der einen Bedienten aus ihrer Nation Brod und Taback, welches er ihnen für seine Dienste versprochen hatte, zu geben sich weigerte. Was ihren Ursprung betrift, so weiß man gar nichts davon. Sie glauben, daß ihre ersten Eltern Noh und Hingnoh hiessen; Noh, der

Mann und Hingnoh, das Weib; daß Tekquoa, das ist, das höchste Wesen, sie in diesen Theil von Afrika setzte, wo sie durch ein kleines Dachfenster giengen; daß er ihnen nebst noch andern Kenntnissen, welche sie ihren Kindern beybrachten, die Kunst lernte, Vieh zu halten. Der Ursprung der Hottentoten hat in der That mit dem Ursprunge der Kaffern nichts gemein, von denen sie nicht allein in der Physionomie und in andern körperlichen Eigenschaften, sondern auch in den Gebräuchen und Sitten unterschieden sind.

Ihr Gesicht ist mehr grüngelb als schwarz und sehr glänzend in der Kindheit; aber diese lebhafte Farbe verliert sich mit der Zeit durch das viele Schmieren ihrer Haut, welches sie aus Butter, Hammelfett und Rus bereiten und an der Sonne trocknen, welches alsdenn zu einer Art Rinde wird. Da diese Schmiere gemeiniglich sehr alt ist, so ist es gar nicht zu verwundern, daß man einen Hottentoten sehr weit riechen kann. Unterdessen sind die Reichen etwas ekler und schmieren mit der besten Butter nicht allein den ganzen Leib, sondern auch das Fell, das ihnen statt eines Kleides dient. Kolben glaubt, daß dieses Schmieren, welches sie sehr oft wiederholen, zur Bewahrung für die Sonnenstrahlen geschähe; andre aber glauben, daß die Hottentoten durch diesen Mittel ihre Glieder biegsamer zu machen suchten. Vielleicht könnte man mit mehrern Grunde sagen, daß ihre Haut von Natur so dürre und mehlicht ist, daß sie sie, um sie frisch zu erhalten, schmieren müssen.

Diese

Diese Völker sind überhaupt groß und beyde Geschlechter wohl gewachsen. Sie haben grosse Augen, eine platte Nase, dicke Lippen, kurzes und wolligtes Haar. Man rühmt ihre Behendigkeit und Geschicklichkeit und sie sind auch in Laufen so hurtig, daß sie einen Europäer zu Pferde ohne viel Mühe gleichkommen oder gar vorlaufen. Angeführter Scribent erzählt, daß ein Holländischer Matrose, als er ein Schiff am Vorgebürge ausgeladen wurde, einen Hottentoten mit einer Rolle Taback von zwanzig Pfund nach der Stadt schickte. Da sie in einiger Entfernung von dem Ufer stunden, so fragte ihn der Hottentot, ob er laufen könnte. Laufen, antwortete der Holländer, kann ich sehr gut. Laß uns probiren, erwiederte der Afrikaner und fieng mit dem Taback an zu laufen und verschwand fast zu gleicher Zeit. Der Matrose, der über diese wunderbare Schnelligkeit erstaunte, setzte ihn nicht gleich nach und bekam niemals weder seinen Taback noch seinen Träger zu sehen.

Die Männer haben dicke und breite, die Weiber aber kleine und nette Füsse, und über ihre Schaamtheile ein Gewächs, das sie einigermaßen bedeckt. Beyde Geschlechter wissen weder von dem Nägelabschneiden der Füsse noch der Hände, und sind überhaupt sehr säuisch. Sie halten es für keine Schande mit Ungeziefern, vornehmlich mit ausserordentlichen großen Läusen, behaftet zu seyn. Werden sie gar zu sehr von ihnen beunruhigt, so fangen sie sie und essen sie ohne Eckel. Fragt man sie, wie sie so was abscheu-

scheuliches hinterschlucken können, so geben sie zur Antwort, daß es keine Schande wäre, Ungeziefer zu verzehren, das uns selbst auffräße. Die Eingeweide der zahmen und wilden Thiere, wenn sie in ihren eignen Blute zugerichtet und halbgekocht sind, halten sie für ein auserlesenes Gericht. Wenn sie in den Wohnungen der Holländer einige alte Schuh finden, so sammlen sie sie sehr sorgfältig, weichen sie in Wasser ein und braten sie sodann am Feuer, um sie zu essen.

Von der Seite ihres moralischen Charakters sind sie sanftmüthig, schmeichelhaft, mitleidig, freundschaftlich, grosmüthig und wohlthätig. Die Gastfreyheit üben sie mit ausserordentlichen Eifer aus, sowohl unter einander als gegen jeden Fremden, er mag von einer Nation seyn, von was er will. Ein Europäer, der in ihrem Lande reiset, wird gewiß in allen Dörfern, wo er hinkommt, gut aufgenommen. Kurz, die Rechtschaffenheit, die Treue, die Gerechtigkeitsliebe, die Bescheidenheit und Keuschheit sind unter den Hottentoten allgemeine Tugenden, und wenig Nationen besitzen sie in einem so hohen Grad. Einige Gewaltthätigkeiten, die uns oft wenig erleuchtete Schriftsteller erzählen, können den vortheilhaften Begriff nicht aufheben, den uns Kolben von ihren Charakter macht.

Mit Grund kann man ihnen nur zween Fehler vorwerfen, die Trunkenheit und Faulheit. Wenn sie Aquavit und Taback bekommen, sagt ein gewisser Scribent, so trinken und rauchen sie,

bis

bis sie ganz und gar nicht mehr können. Die Faulheit, ihr anderer Lieblingsfehler, beherrscht sie dermaßen, daß sie sich nur in der äussersten Noth zu arbeiten entschliessen. Sie hassen allen Zwang, und wenn sie zuweilen die Noth zwingt, bey den Europäern in Dienste zu gehn, so schütteln sie dieses Joch so bald ab als sie etwas Geld gesammlet haben, und kehren wieder zu ihrer ersten Freyheit zurück.

Das faule und freye Leben, das sie in ihren Wäldern führen, hat für sie so viel Reitz, daß sie es allen Vortheilen, die sie anderswo haben könnten, vorziehen. Kolben führt davon ein merkwürdiges Beyspiel an. Vanderstel, Gouverneur der Holländischen Niederlassung auf dem Vorgebürge, nahm einen jungen Hottentoten zu sich und ließ ihn von Kindheit an in der Christlichen Religion und den Europäischen Sitten erziehen. Er ward Holländisch gekleidet, lernte viel Sprachen, und nutzte die vortrefliche Erziehung, die man ihm gab. Hernach schickte ihn der Gouverneur nach Indien mit einem Agenten der Compagnie, der ihn in Handelssachen mit großen Vortheil brauchte. Der Hottentot kam nach dem Tode des Agenten wieder auf das Vorgebürge und besuchte zu allererst seine Eltern in ihrer Hütte. Kaum war er bey ihnen, so bekam er einen Geschmack an der ersten Lebensart, legte seine Europäische Kleidung ab und kleidete sich mit einem schaaffellenen Mantel. In dieser neuen Tracht gieng er in das Fort und gab dem Gouverneur seine alten Kleider mit diesen Worten zu-

rück:

rück: Ich kann ihnen nicht verheelen, daß ich auf ewig der Lebensart, zu welcher sie mich angeführt haben, entsagen will, und bis in Tod der Religion und den Gebräuchen meiner Vorfahren zu folgen fest entschlossen bin. Aus Liebe für sie will ich den von ihnen erhaltenen Degen nebst dem Halsband behalten, aber das übrige werde ich ihnen mit ihrer Erlaubnis zurück geben. Er floh darauf fort, ohne auf die Antwort des Vanderstell zu warten, und hat sich niemals wieder auf dem Vorgebürge sehen lassen.

II.

Ihre Art zu leben und sich zu kleiden. Einfalt ihrer Häuser und ihrer Möbeln.

Die Hottentoten leben ordentlicher Weise von Wurzeln, Früchten und der Milch ihres Viehes. Diejenigen, die bessere Kost haben wollen, bedienen sich des Jagens und Fischens. Sie schlachten ihr Vieh nur an öffentlichen Festtagen, oder im größten Nothfall, und eckeln sich gar nicht vor dem verreckten Thiere. Sie kochen ihr Fleisch entweder in Wasser oder braten es trocken, indem sie es zwischen zween flachen Steinen legen. Sie thun an ihre Speisen kein Gewürze, nicht einmal Salz; dem ohngeacht aber schmecken ihnen die Europäischen Gerichte und verzehren mit großer Begierde alles stark gewürztes Fleisch. Die hier gemachte Erfahrung zeigt, wie wenig unsere Küchen zur Gesundheit dienen, weil die

Ein=

Eingebohrnen des Lands, welche sich unserer Speisen bedienen, nicht so lange leben noch auch so gesund sind, wie die übrigen Wilden.

Die Weiber bereiten das Essen; wenn sie aber ihre Zeit haben, so thun es die Männer, oder essen bey ihren Nachbaren. Sie haben keine bestimmte Stunde zur Mahlzeit, sondern essen nach ihren Appetit, wenn es ihnen einfällt, sowohl bey Nacht als bey Tage. Die Weiber speisen nie mit den Männern. Nach einem alten Gebrauch, der, wie es scheint, zu ihrer Religion gehört, enthalten sich die Hottentoten des Schweinefleischs, der Fische ohne Schuppen und einiger andern Speisen. Ihre Löffel sind Meermuscheln und das Ende ihrer Mäntel vertritt die Stelle eines Tellers. Die Wohlhabenden haben Messer; die andern aber zerreisen das Fleisch mit ihren Nägeln, welche sie sich niemals abschneiden.

Ich habe an einem andern Ort von ihrer Leidenschaft vor dem Brandwein geredt; aber sie trinken ihn nicht in ihren Hütten, denn Milch und Brandwein unter einander gemischt, ist der gemeinste Gift. Sie lieben eben so sehr den Wein, doch sind sie in der Wahl desselben nicht eckel und trinken eben so gern den sauersten als den besten Wein. Die Männer so wohl als die Weiber rauchen übernatürlich Taback. Wenn er ihnen fehlt, so rauchen sie Dakka oder Kannawurzel, von der ich in der Beschreibung der Pflanzen des Vorgebürges reden werde.

Nichts ist einfältiger als ihre Kleidung. Die Männer haben nur einen Mantel mit Nahmen

Kroß,

Kroß, welcher gemeiniglich nicht über die Lenden geht. Einige tragen ihn zwar bis an die Knie und bey den Attaquaern geht er gar bis an die Fersen. Die Armen haben diese Krossen von Schöpsfellen, die Reichen von Tiger- oder wilden Katzen-Fellen. Bey guter Witterung bedecken sie den Kopf nicht. Aber das Inschlitt und Fett, welches sie auf ihre Haare schmieren, ohne sie jemals zu kämmen, macht eine schwarze Rinde und dient ihnen statt einer platten Mütze und sie beweisen also, daß dieser fettige Kitt ihren Kopf frisch hält. Im Winter und im Regen haben sie eine Plattmütze von Fell, die mit zwey Strickchen gebunden wird, welche um den Kopf herumgehn und unter den Kinne zugebunden werden. Zu dieser Zeit tragen sie auch kleine lederne Stiefeln und manchmal Schuh von einer Ochsen- oder Elephantenhaut, welche sie mit Riemen zubinden. An ihren Hals hängen sie einen kleinen ledernen Sack, worinne sie ihr Messer, ihre Speise, ihren Taback und einen kleinen Stock, mit Nahmen Dacha, verbergen, der an beyden Enden gebrannt ist, und für ein Verwahrungsmittel gegen die Zauberey gehalten wird. An ihrem linken Arm tragen sie viel helfenbeinerne Cirkel und hängen an einen von diesen den Sack, worinn sie ihren Vorrath haben. Ihre Krossen sind selten vorne zu, und man kann die Brust und den ganzen Leib bis auf die Schaam sehen, welche gemeiniglich mit einem Katzenfell umhüllt wird.

Sie reisen niemals ohne zwoen eisernen oder hölzernen Stecken, davon einer mit Nahmen

Kirri ungefehr drey Fuß ist, keine Spitze hat, und eigentlich blos zur Vertheidigung dient. Der andre heißt Rakkum, ist an einem Ende spitzig und kann für einen Wurfspieß angesehn werden, den sie mit großer Geschicklichkeit werfen und vornehmlich auf der Jagd gebrauchen. In ihrer linken Hand halten sie gemeiniglich einen andern Stock, ungefehr einen Fuß lang, woran sie den Schwanz einer wilden Katze, eines Fuchses oder eines andern haarichten Thieres binden. Er dient ihnen statt eines Schnupftuchs, und wenn er schmutzig ist, so waschen sie ihn im ersten Wasser an das sie kommen.

Die Weiber tragen zween Mäntel von gleicher Art als der Männer ihrer, und ist gleichfals vorne auf; aber was die Männer blos lassen, bedecken sie mit einem grossen ledernen Sack, welchen sie nie ablegen und worin sie ihre Pfeife, ihren Taback, ihre kleine Arbeit und manchmal ihre Speise haben. Ihre natürlichen Theile behängen sie mit einem Schurzfell, das sie Kuthros heissen und viel grösser haben als die Männer, nebst noch einem viel kleinern, das ihren Hintern deckt. Die jungen Mädchen tragen bis sie mannbar werden, geflochtene Binsen um ihre Beine; hernach aber anstatt derselben Riemen; denn dieses ist hier ein Putz und ein Zeichen des vornehmen Stands. Von diesem Gebrauch haben uns einige Scribenten einen sehr ungetreuen Bericht gegeben, indem sie uns vorgeschwatzet haben, als wenn die Hottentotischen Weiber die Eingeweide der Schaafe um ihre Beine trügen. Ihr

ganzer Kopfputz ist eine Mütze, die sehr spitzig über den Kopf geht.

Die kupfernen Knöpfe, die kleinen Platten von dem nehmlichen Metall, die Ohrengehänge und die gläsernen Halsbänder halten sie für einen kostbaren Staat, welcher nur den Vornehmen zukommt. Sie geben für solche Kleinigkeiten gerne ihr Vieh. Einige hengen an ihre Haare aufgeblasene Blasen. Die kleinen Namaquaer tragen auf der Stirne eine stählerne Platte in Gestalt eines halben Monds. So wohl das weibliche als das männliche Geschlecht pflegen sich die Haare und das Gesicht mit einem gelben Puder zu bestreuen, den sie Buchu nennen und aus der Pflanze, die die Botanici Spiräa heissen, verfertigen. Das Frauenzimmer buhlt besonders mit ihren Strichen, die sie sich auf die Backen mit Zinnober machen.

Ihre Hütten gleichen mit ihrer ovalen und sehr niedrigen Bauart Backöfen und werden von langen gekrümmten und sehr dünnen Pfeilern aufgerichtet und mit Matten, die aus Binsen und Schwerdlilien gewebt und so dichte sind, daß weder Wind noch Regen durchdringen kann, belegte. Die Breite dieser Hütten ist nicht gleich und beträgt ungefehr, wo sie am grösten ist, vierzehn Fuß. Manchmal behengen sie besagte Umzäunung mit Fellen.

Sie haben keine Fenster und keine andre Thüre als eine schmale und niedrige Eröfnung,

durch welche man auf den Händen und Füssen hereinkriechen muß. Ein Fell verschließt den Eingang und hält in kalten Nächten und bey stürmischen Tagen den Wind auf. Ist er gar zu stark, so wird die Thüre an einen andern Ort, der seiner Würkung nicht so sehr ausgesetzt ist, gemacht. Die Hottentotischen Hütten sind überhaupt so klein, daß man drinne nicht aufrechts stehn kann. In jeder Hütte ist eine Familie gemeiniglich von zehn bis zwölf Personen. Mitten drinne ist statt des Camins ein grosses Loch, ungefehr einen Fuß tief, um welches viele andre nicht so tiefe Löcher sind, davon jedes einem Hottentoten zu seinen Stuhl und seinem Bette dient. Ihre Krossen, ihre Bogen und Köcher hengen an den Wänden. Die niedrige Bauart dieser Hütten und die brennbaren Materien, woraus sie bestehn, setzen sie den Feuersbrünsten sehr aus. Da überdieß das Feuer keinen andern Ausgang als durch die Thüre hat, so ist gar nicht zu begreifen, wie die Hottentoten sich in dergleichen Wohnungen halten können.

Aus einer Menge solcher Hütten bestehn ihre Dörfer, die sie Kraal nennen. Sie enthalten manchmal bis auf fünfhundert Einwohner. Sie stehn an einem bequemen Orte, wo weder Wasser noch Weide fehlt, in einem Kreise beysammen. Wenn das Land ihnen keinen Unterhalt giebt oder einer ihrer Leute gestorben ist, so verlassen sie es und schaffen ihre beweglichen Häuser in eine andre Gegend.

Sie haben keine Möbeln, als drey bis vier irdene Töpfe zum kochen und einige Geschirre von dergleichen Materie für die Butter und Milch, welches ihren ganzen Hausrath ausmacht. Es ist nur ein Eingang zu ihren Kraals, welcher sehr schmal ist, und jede Hütte wird überdieß von einem Hund bewacht. Der Pater Tachart, der überhaupt kein genauer Schriftsteller ist, betrügt sich wahrscheinlicher Weise, wenn er in seiner Reise von Siam sagt, daß die Hottentoten manchmal unterirrdische Wohnungen hätten.

III.

Religion, Regierung und besondere Gebräuche.

Diese Völker erkennen ein höchstes Wesen, welches sie Gounga Tekquoa, das ist, Gott der Götter, oder schlechtweg Gounga nennen und für den Schöpfer aller Dinge halten, welcher ein vortreflicher Mensch sey, in dem obersten Himmel, noch weit über den Mond, wohne, und keinem Menschen schaden könne. Uebrigens leisten sie demselben gar keine Art von Gottesdienst, und wenn man sie um die Ursache dieser Gleichgültigkeit fragt, so antworten sie, daß ihre ersten Eltern, die diesen Gott beleidigt hätten, mit ihrer ganzen Nachkommenschaft so verhärtet worden wären, daß er ihnen nicht verstattete, ihn nach ihrer Schuldigkeit zu verehren und anzubeten.

Sie halten den Mond für eine Gottheit und opfern ihm allezeit im vollen Mond zur Nachtzeit; aber

aber nur für einen untern Gounga, der den grossen vorstellt. Sie wenden sich mit ihren Gebetern zu ihm, wenn sie schönes Wetter, fruchtbare Heerden und fruchtbaren Regen verlangen. Ihre Anbetung vermischen sie mit wunderlichen Geberden des Gesichts und Leibes, mit starken Geschrey, mit Springen, Singen und Tanzen. Diese Andacht dauert die ganze Nacht und manchmal den andern halben Tag, aber nicht ohne unterbrochner Folge, während welcher Zeit sie niedergekauert sitzen, den Kopf zwischen den Händen halten und die Ellbogen auf die Knie legen.

Sie haben für einige Heilige und einige in ihrem Lande berühmten Personen eine göttliche Ehrfurcht, und weihen ihrem Gedächtnisse Berge, Gehölze, Felder und Flüsse, und gehen niemals durch diese Oerter, ohne sich nicht darinnen zu verweilen und ihnen durch Tanzen und Händeklatschen, oder durch eine andre Art von Andacht ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Sie beten auch eine böse Gottheit, mit Nahmen Touquoa, an, welches sie sowohl für ein ungestaltes und ungeheures Wesen, das vermöge seines bösen Naturells geneigt ist, den Menschen zu schaden, als auch für den Urheber alles Bösen, das in der Welt geschieht, und für einen persönlichen Feind ihrer Nation halten. Sie bringen ihm Opfer, um seinen Zorn abzuwenden.

Aus einem noch lächerlichern Aberglauben erweisen sie einem gewissen Insekt von einer Art eines dieser Gegend eigenen Käfers. Wo sie ihn

antreffen, erweisen sie ihm die tiefste Ehrfurcht. „Wenn er in einem Kraal erscheint, sagt Kolben, so versammlen sich alle Einwohner, um ihn zu empfangen, als wenn es ein Gott wäre, der vom Himmel gestiegen sey. Aus Erkenntlichkeit schlachten sie ihm zu Ehren ein oder zwey Schaafe und halten seinen Besuch für eine Vorbedeutung des Glücks und Ueberflusses, in der festen Ueberzeugung, daß er sie von allen Fehlern reinige. Der Hottentot, auf den sich ein solches Insekt setzt, wird für einen Heiligen erkannt .... Aus Dankbarkeit gegen diese Gunst tödten sie den fettesten Ochsen im Kraal ... und hängen ihm das Netz davon um den Hals, welches er so lange tragen muß, bis es verfault.„

Sie haben nebst diesen Vorurtheilen ein blindes Vertrauen zur Zauberey und schreiben ihr alle ausserordentliche Zufälle zu, die ihre schwache Einsicht übersteigen. Sie glauben, daß die verstorbenen Seelen ihre Wohnungen um die Gräber aufrichten, und daß ein Zauberer die Macht habe, sie zu bannen. Uebrigens scheint es, als wenn sie nicht den geringsten Begrif eines zukünftigen Lebeens hätten und weder Strafe noch Belohnung erwarteten. Das Christenthum, wenn man Kolben glauben kann, hat noch nie viel Proseliten gefunden, und alle Bemühungen der Holländischen Mißionaren sind noch nicht vermögend gewesen, einen einzigen Hottentoten zu bekehren. Das macht, die Holländische Gesellschaft bemüht sich sehr wenig darum, und

und trachtet mehr ihren Handel in Aufnahme zu bringen, als der Religion Proseliten zu erwerben.

Unter die abergläubischen Dinge dieser Wilden muß man auch die Gewohnheit, ihr Vieh durch das Feuer zu treiben, rechnen. Sie glauben, es dadurch von den Anfällen der wilden Thiere zu sichern, vornehmlich der wilden Hunde, welche sie mehr als die Löwen und Tiger fürchten, und stehn in der Meynung, daß diese Hunde den Geruch des Rauchs flöhen. An dem Tage dieser Ceremonie machen sie, nachdem sie allen ihren Milchvorrath verzehrt haben, auf einen viereckigten Platz ein Feuer von Spänen und dürren Aesten, auf welche sie um mehrers Rauchs willen noch grüne legen. Die Männer stellen sich auf zwo Seiten dieses Platzes und lassen einen Eingang zum Feuer für das Vieh. Geht es muthig hinein, so erheben sie ein Geschrey und stellen darüber Freudensbezeugungen an; wenn sie aber zittern und nicht hinein wollen, oder gar von ungefehr durch die Reihen brechen, so halten sie diesen Zufall für eine sehr unglückliche Vorbedeutung.

Was sie bey dem Uebersetzen etlicher schnellen Flüsse thun, ist auch eine Gewohnheit, die zu ihrer Religion gehört. Sie besprengen sich den Leib, beschmieren sich die Stirne mit ein wenig Schlamm und sagen dabey einige geheimnisvolle Worte. Die Furcht, oft die Ursache unser Andacht, ist wohl der hauptsächliche Grund dieser gottesdienstlichen Handlung.

Sie haben in jedem Kraal nur einen Prediger, den sie Suri, das ist Meister, nennen. Er wird gewählt und behauptet im Volke einen ansehnlichen Rang. Seine Verrichtungen sind, daß er den Opfern beywohnt, und die Heyrathen, die Leichenbegängnisse und andere zur Religion gehörige Ceremonien besorgt. Vermöge seines vorzüglichen Amts wird er zu allen Gastgebothen geladen und von Zeit zu Zeit mit einer Kuh oder einem Lamm beschenkt.

In Ansehung der Hottentotischen Regierungsart ist folgendes das sonderbarste. Jede Nation hat sein Oberhaupt, welcher Kouqui heißt, in öffentlichen Versammlungen den Vorsitz hat und die Armee commandirt. Sie tragen seit einiger Zeit eine kupferne Crone, an welchem Putz ihnen die Holländer einen Geschmack beygebracht haben. Uebrigens hat der Kouqui nur über den Kraal, den er bewohnt, eine unmittelbare Macht und kann dem Volke zu Behauptung seiner Würde keine Art von Auflage machen, das Amt ist erblich, aber bey seiner Einsetzung verbindet er sich, nichts wider die Freyheit der Nation und Grundgesetze des Staats zu unternehmen. Diese Ceremonie geschieht mit vieler Pracht. Sie schlachten zu diesem Fest einen fetten Ochsen und zwey Schaafe. Die Weiber sind so gut dabey als die Männer, allein sie bekommen blos die Brühe und die Männer essen das Fleisch. Den andern Tag rächen sie sich dafür; denn die Gemahlin des Kouqui giebt den Weibern einen grossen

sen Schmaus, da sie denn für sich das Fleisch behalten und die Brühe den Männern schicken.

Ausser diesem Oberhaupt der Nation, dessen Macht einigermaßen in seinem Kraal eingeschränkt wird, ist auch in jedem Dorfe ein Hauptmann zur Ausübung der Gerechtigkeit und Behauptung der Ordnung und alten Gesetze. Sein Amt ist auch erblich. Er wird mit eben den Ceremonien als der Kouquer eingesetzt. Vor seinen Richterstuhl werden alle bürgerliche und peinliche Sachen abgethan, ausgenommen die Staatsverbrechen, worüber der Kouquer in Beysenn der Hauptleute von allen Kraals erkennt. Diese Dorfrichter tragen zum Unterschied ihrer Würde einen Stock mit einem kupfernen Knopf und eine Krosse von einem Felle eines Tigers oder einer wilden Katze. Aber das Amt, das sie mit vieler Behutsamkeit verwalten, bringt nichts mehr ein, als Liebe und Hochachtung des Volks, welches sich selten gegen die billigen Richter empört.

Alle bürgerliche und peinliche Rechtshändel kommen, wie gesagt, vor das Gericht des Hauptmanns; aber die Einwohner des Kraabs wohnen demselben bey und die Sache wird durch die meisten Stimmen entschieden. Es gilt kein Widerspruch, um das Urtheil zu verzögern, noch Appellation, um es zu vernichten. An wen wollte man auch wider einen Rechtsspruch, den das Volk in Beysenn ihres Haupts und ihres gemeinschaftlichen Vaters gethan hat, appelliren? Die Richter thun selbst die Missethäter ab. Der

Hauptmann giebt ihm den ersten Schlag und die ganze Versammlung tödtet ihn vollends. Die Strafe löscht gänzlich die Schande des Lasters aus und die Familie desselben hat keine Beschimpfung davon. Die Anverwandten kommen und tragen den Körper weg und begraben ihn mit den Ehrenbezeugungen als die andern Todten. Eine Lehre der Leutseligkeit, die uns die Wilden geben müssen! Wenn unter zwey Dörfern ein Streit entsteht, so wird die Sache in Gegenwart des Konquer und der ganzen Nation entschieden. Kolben rühmt mit Recht die Weisheit einer solchen Regierung, davon, wie er sagt, vergebens bey den wohleingerichtesten Staaten in Europa ein Beyspiel zu finden ist.

Der älteste Sohn erbt mit gänzlicher Ausschliessung seiner Brüder und die Töchter können auf keine Art zur Erbschaft gelangen. In Ermangelung eines Erben von grader Linie fällt es auf den Altesten der männlichen Anverwandten von der Seitenlinie. Nach dem Tode des Vaters hat der älteste Sohn eine unumschränkte Macht über seine Brüder und Schwestern, die sich ohne seine Einwilligung weder von ihm begeben, noch heyrathen können. Er kann ihnen auch zu ihren Theil so viel ausmachen als er will; aber das Gesetz verbindet ihn zur Unterhaltung der Weiber seines Vaters. Es ist merkwürdig, daß der Aelteste alle diese Vortheile verliert, wenn er sich vor dem Tode seines Vaters verheyrathet.

Allein

Allein nun kommen einige Gebräuche, die man ihrer Grausamkeit wegen nicht entschuldigen kann. Die Hottentoten tödten ohne Bedenken diejenigen Kinder, welche sie nicht erziehen wollen und verfahren mit den Alten, die aus Schwachheit der Republick nicht dienen können, eben so unmenschlich. So lange ein Mann oder eine Frau noch aus ihrer Hütte kriechen und ein wenig Holz oder einige Wurzeln zutragen kann, lassen sie sie leben und versorgen sie so gar mit Zärtlichkeit. Aber wenn sie ganz und gar unvermögend werden und der Gesellschaft nicht den geringsten Dienst leisten können, so lassen sie ihre Freunde und ihre eigne Kinder ohne Barmherzigkeit sterben. So reich ein Mensch ist, so kann er doch diesem Unglücke in seinem ganz unvermögenden Alter nicht entgehn. Anstatt über diese Grausamkeit zu erröthen, sagen die Hottentoten, es geschähe aus Menschlichkeit und Mitleid, daß sie einen Alten so glücklich machten und ihn durch diesen Weg von dem unerträglichen Elende, das mit dem hohen und schwachen Alter verbunden ist, befreyten.

Die Kinder sind bis in das achtzehnte Jahr unter der Aufsicht der Mutter und dürfen vor diesem Alter mit keinen Mannspersonen, nicht einmal mit ihren eigenen Vater umgehn.

Die Art, sie unter die Männer aufzunehmen, ist etwas seltsam. Alle Einwohner versammlen sich und kauern in einem Kreis herum. Der Candidat setzt sich ausser dem Kreis in eine gleiche

Stel-

Stellung. Alsdenn steht der Aelteste des Kraals auf, bittet um den Beyfall der Versammlung und nähert sich dem Candidaten, mit der Erklärung, daß er in Zukunft seine Mutter verlassen und verachten, die Gesellschaft der Weiber fliehen, dem kindischen Zeitverkürzungen entsagen und sich als ein Mann in seinen Reden und Handlungen aufführen solle. Zufolge dieser Lehre sucht der Hottentot auf der Stelle seine Mutter auf und zeigt ihr seine Verachtung mit schimpflichen Reden und Schlägen. Je weniger Mäßigung er bey dieser Gelegenheit bezeugt, je mehr Dank verdient er bey der Versammlung und die Mutter selbst beklagt sich darüber nicht, sondern macht ihm deshalb viel Lobeserhebungen. Ich hätte fast einen sehr schändlichen Umstand bey der Annehmung vergessen, nehmlich der Alte, welcher den ersten Platz bey der Ceremonie hat, pisset auf den niedergekauerten Candidaten und überschwemmt ihn mit einer Flut seines Wassers.

Diejenigen, welche in einem besondern Gefechte, einen Löwen, einen Tiger, oder ein anderes wildes Thier erlegen, erhalten eine Belohnung, die ihnen ein grosses Ansehn in ihren Kraal erwirbt. Ein Abgeordneter aus der Nation, kommt zu den Kämpfer in die Hütte und ladet ihn auf den öffentlichen Platz ein, wo alle Einwohner versammlet sind und ihn mit einem grossen Freudengeschrey empfangen. Er kauert mitten in einer Hütte nieder, die zu dieser Ceremonie aufgerichtet wird und alle Anwesende setzen sich in gleicher Stellung um ihn herum. Alsdenn spricht der Abgeordnete gewisse

wisse Worte und pisset über den Held, welcher sich, um es desto besser zu geniessen, mit den Nägeln in seine Schmiere, womit er seinen Leib bestreicht, Gruben gemacht hat, und damit voll Ehrfurcht sein Gesicht und übrigen Theile des Leibs beschmiert. Hernach zündet der Abgeordnete seine Pfeife an und läßt sie von Mund zu Mund gehen bis der Taback verraucht ist. Alsdenn sammlet er die Asche und bestreut damit den Kämpfer, welcher nach erhaltenen Glückwünschungen der Versammlung drey Tage allein in der Hütte bleibt und von niemand, nicht einmal von seiner Frau, Besuch annehmen darf. Am Abend des dritten Tags opfert er einen Hammel, nimmt seine Frau zu sich und vergnügt sich mit seinen Freunden. Zum Andenken seines Sieges, bindet er an sein Haar die Blase des von ihm erlegten wilden Thiers und trägt sie sein ganzes Leben durch als ein Ehrenzeichen.

Sie haben einen noch andern Gebrauch, eben so grausam als sonderbar, sie schneiden nehmlich den Knaben im neunten oder zehntem Jahr eine Hode aus. Sie bestreichen ihn, sagt Kolben, vorher mit Fett oder Butter, legen ihn auf den Rücken und binden ihn Hände und Füsse. Einige legen sich über ihn, damit er sich nicht rühren kann, und in dieser Stellung macht ihm der Suri oder der Priester des Dorfs in dem Sack eine Oefnung anderthalb Zoll lang, nimmt den Testickel heraus, legt dafür eine eben so dicke Kugel herein, die aus Fett und zu Staub geriebenen Kräutern besteht, und verneht die Wunde. Diese Opera-

ration hat gar keine üblen Folgen und die Hottentoten halten sie mit einem wunderbaren Muthe aus. Nach Endigung derselben fängt er die Salbung an und benetzt alle Theile des Patienten mit seinem Urin. Der Knabe schleicht in eine kleine Hütte, die zur Aufnahme dieser neuen Verstümmelten bestimmt ist, und bleibt zween oder drey Tage daselbst, nach Verlauf derselben er völlig geheilet ist. Diejenigen, welche zu dieser Ceremonie eingeladen sind, geben an eben diesem Tage ein grosses Gastmal bey den Aeltern des Knaben und tanzen die halbe Nacht durch.

Diese lächerliche Gewohnheit gründet sich auf das närrische Vorurtheil, durch den Verlust eines Testikels leichterer laufen zu können, obgleich einige Alten von ihnen zu Kolben gesagt haben, es geschähe aus Furcht vor allzu grosser Fruchtbarkeit, weil sie in der Meynung stünden, daß ein auf diese Art unverstümmelter Mann, jedesmal, wenn er bey einer Frau schliefe, zwey Kinder zeugen müßte. So einer, der sich ohne Beobachtung dieses Gebrauchs verheyrathen wollte, würde auf das äusserste von seinen Landsleuten beschimpft werden und seine Frau selbst wäre den Beleidigungen ihres ganzen Geschlechts ausgesetzet, das aus Eifersucht, welche man leicht begreifen kann, die Gemalin eines solchen Manns, in Stücken zerreissen würde.

IV.

IV.

Kriege und Treffen der Hottentoten.

Ich befürchte gar nicht in Beschreibung der fremden Sitten und Gebräuche weitläuftig zu werden, weil verständige Leser vornehmlich in einer Geschichte dergleichen verlangen. Die Entwendung einiger Thiere oder eine unrechte Anmaßung der Weide sind die gewöhnlichen Ursachen der Hottentotischen Kriege. Sie sind äusserst empfindlich gegen eine Beleidigung, vornehmlich wenn es den Ruhm oder das allgemeine Wohl der Nation betrift. Sie greifen alsbald zu den Waffen und sind mit einer wunderbaren Geschwindigkeit beysammen. Ihre Zurüstung verzögert sie wenig; sie haben weder Bagage noch Artillerie, und wissen so gar von Magazinen nichts.

Ihre Kriege dauern nicht lange und endigen sich mit einem Feldzuge. Ein Treffen entscheidet gemeiniglich das Recht. Sie thun den Angrif mit schrecklichen Geschrey und ohne alle Ordnung. Bey manchen Völkerschaften giebt der Kouquer oder der Anführer ihrer ganzen Armee mit einer Flöte das Zeichen zum Streit. So lange er spielt, fechten sie und liessen sich eher in Stücken zerreissen als daß sie zurück weichen sollten; aber wenn diese Musick aufhört, so zerstreuen sie sich und ergreifen die Flucht. Die Hottentoten plündern niemals die Toden und thun ihnen keine Art von Beschimpfung an; aber sie tödten alle Gefangene ohne Barmherzigkeit. Mit den

Ueber-

Ueberläufern und Spionen wird auf eben diese Art verfahren. Wenn eine Nation überwunden ist und ihren Untergang befüchtet, so wendet sie sich gemeiniglich an die Holländer des Vorgebürgs, welche sich allzeit ihrer annehmen, indem sie entweder Mittelspersonen unter beyden Partheyen sind oder einige regulirte Truppen zu den Bedrängten stossen lassen, die die Gegner bald zu friedlichen Gesinnungen vermögen. Denn der Holländer Staatsklugheit erfordert, daß sie die Schwächern nicht von den Mächtigern unterdrücken lassen und unter diesen verschiedenen Völkern ein Gleichgewicht erhalten.

Ihre Waffen sind die Hassagayen, die Bogen, die Pfeile der Kirri und Rackum, welcher letzterer eine Art von Wurfspiesen ist, davon ich schon eine Beschreibung gegeben habe. Die Hassagaye ist eine starke Pike, ungefehr vier Fuß lang, an einem Ende mit einer eisernen, sehr scharfen und zweyschneidigen Spitze versehn, und das beste von ihren Waffen. Sie brauchen es sowohl im Kriege als auf der Jagd, und werfen sie mit solcher Geschicklichkeit, daß sie fast niemals verfehlen. Ihre Bogen sind von Oliven- oder Eisenholz und die Sennen von Nerven oder Gedärmen eines Thiers; die Pfeile von Rohr oder schwachen Holze, anderthalb Fuß lang, woran ein klein Eisen, wie ein halber Mond gestaltet ist, deren zwo Spitzen einen Winkel machen und allzeit vergiftet sind. Der Köcher ist eine Art eines langen und engen ledernen Sacks, den sie über die Schulter werfen. Des Rackums bedienen sie

sich im Streite und auf der Jagd, und werfen ihn mit eben der Geschicklichkeit als die Hassagaye. Den Kirri, einen dicken und kurzen Stock, haben sie zu ihrer Vertheidigung und wenden damit die Hassagaye und den Rackum, ja die Steine und Pfeile selbst, ab.

Statt der Elephanten, welche die alten Afrikaner in ihren Kriegen brauchten, haben die Hottentoten eine Gattung Ochsen, die sie Backebey, oder Streitochsen nennen. Diese sehr starken und ungestümen Thiere brechen durch und verheeren alles, wenn sie auch noch solchen tapfern Widerstand finden. Sie werden auch wider die Räuber und wilden Thiere zur Bewachung ihres Viehs gebraucht und halten die Heerden zusammen, wie unsre Schaafhunde. Jeder Kraal hat wenigstens sechs solche Wächter. Sie toben und wüten gegen alle Fremde, die ihnen aufstossen, kennen vermöge ihres besondern Instinkts, die Einwohner ihres Dorfs. Doch soll sie der Knall eines Gewehrs erschrecken und das Pfeifen ein hinlänglicher Schutz für ihre Wuth seyn.

Dieses Volk, von Natur tapfer und kriegerisch, übt sich zu Friedenszeiten in Streiten und unterhält dadurch seine Munterkeit und martialische Laune, bedient sich aber dabey gemeiniglich keiner andern Waffen als des Rackums und der Steine. Die Kunst besteht darin, den Feind zu treffen und mit dem Kirri auszuweichen, worin diese Wilden eine unbegreifliche Geschicklichkeit

besitzen, so gar daß sie mit ihren kleinen Stöcken, die auf sie geschossene Pfeile zurückwerfen können. Wenn sie müde sind, mit dem Rackum und den Steinen zu streiten, so werden sie handgemein, schlagen sich Mann für Mann und bemühen sich, einander niederzuwerfen. Kolben versichert, daß ihm der Anblick eines solchen Kampfes unendliches Vergnügen verursacht habe.

V.

Heyrathen, Feste und Lustbarkeiten.

Die Hottentoten verheyrathen sich, ihrer Gewohnheit nach, im achtzehnten Jahre, das ist, in dem Jahre, wo sie unter die Männer aufgenommen werden. Ihre Verbindungen sind bald geschlossen. Man darf nur um ein Mädchen anhalten und kann fast gewiß seyn, sie zu bekommen. Unterdessen muß man doch die Einwilligung der Eltern und des Mädchens haben. Wenn sie keine Neigung zu der vorgeschlagenen Partie hat, so hat sie ein Mittel, sich davon zu befreyen: sie bringt mit ihm nehmlich eine Nacht zu, in welcher ihr der junge Mensch nur alle mögliche Caressen, die ihm seine Liebe eingiebt, macht. Wiedersteht sie dieser gefärlichen Probe, so braucht sie ihn nicht zu heyrathen; aber wenn der junge Mensch über ihre Standhaftigkeit siegt, so muß sie ihm ihre Hand geben.

Bey der Vermählung selbst werden folgende Ceremonien beobachtet: Der Bräutigam begiebt sich in den Kraal der Braut mit allen seinen

Freunden und Anverwandten beyderley Geschlechts. Sie schlachten einen Ochsen und ein jeder schmiert sich mit dessen Fette. Die Männer pudern sich mit Buchu, kauern in einem Kreis herum und der Bräutigam stellt sich mitten drinne in der nehmlichen Stellung. Die Weiber schminken sich die Stirne, die Backen und das Kinn mit rother Kreide und stellen sich auf eben diese Art um die Braut. Der Surie pißt über das Brautpaar, indem von ihm zu ihr geht und es so lange treibt als es ihm möglich ist, und sagt zugleich einige Einsegnungsworte dabey.

Nach diesem närrischen Vorspiel wird der Ochse getheilt und ein Theil davon gebraten, der andre aber in Wasser gekocht. Die Männer sitzen in einen besondern Kreis, wie die Weiber, doch bleibt der Bräutigam bey den letztern, ohne das Geringste von den Speisen anzurühren. Nach der Mahlzeit rauchen sie Taback oder Dacka. In jedem Kreise ist nur eine Pfeife, welche aus einer Hand in die andre geht. Diese Ergötzlichkeit wehret die ganze Nacht und manchmal etliche Tage.

Den sehr natürlichen Gebrauch der Polygamie ist bey ihnen ganz gemein und die Reichen haben zwey bis drey Weiber. Die Ehe ist unter den Anverwandten im ersten und andern Grad verbothen und die Uebertretung des Gesetzes wird mit Stockschlägen bestrafet. Der Tod aber ist die unvermeidliche Strafe des Ehebruchs. Ein Vater, der seinen Sohn verheyrathet, giebt ihm

ein paar Kühe und zwey Schaafe. Wenn die Mädchen was mitbringen, welches sehr selten ist, so ist es auch etwas Vieh, welches der Mann wieder ersetzen muß, wenn sie ihm ohne Kinder stirbt. Der Reichthum bestimmt das Glück der Weiber gar nicht; sondern die Schönheit des Leibes und der Seele bekommen den Vorzug und die Tochter des ärmsten Einwohners heyrathet manchmal den Hauptmann ihres Kraals oder wohl gar den Kouqui. Eine Gewohnheit, die von keiner wilden Denkungsart zeigt.

Die Ehescheidung ist erlaubt, wenn nur eine rechtmäßige Ursache vorhanden ist. Die geschiedene Frau erhält nicht allezeit die Erlaubniß zu einer andern Verbindung. Ein sehr sonderbares Gesetz verbindet eine Wittwe, die sich wieder verheyrathet, sich in einem Gelenke des kleinen Fingers einen Schnitt machen zu lassen und es bey jeder neuen Verbindung zu wiederholen.

Die Weiber kommen auf der Erde nieder auf einem Schaaf-Felle, das sie statt des Mantels gebrauchen und gleich nach der Niederkunft vergraben, aus Furcht, es möchte zum Nachtheil der Mutter oder des Kindes bezaubert werden. Während der Geburth muß sich der Mann bey Strafe eines Schaafs entfernen. Halten die Schmerzen lange an, so muß sie einen Trank von Milch und Taback einnehmen, welcher eine baldige Entbindung wirket. So bald das Kind gebohren ist, salben sie es zu verschiedenmalen hinter einander mit Kuhmist, Saft aus den Stamm

eines

eines Feigenbaums und Schaafsfett oder zerronner Butter. Wenn es nun mit dieser Salbe recht eingeweicht ist, so wird es mit Buchu gepudert, woraus eine Art Rinde entsteht. Den Nabel der Kinder binden sie mit einer Nerve eines Schaafs, welche ihnen über den Leib hengt, bis sie vermodert. Eine der ersten Sorgen der Mutter ist, ihnen die Nase und den Daum platt zu machen.

Wenn ein Kind in Mutterleibe oder nach der Niederkunft stirbt, so bringen sie ihren Kraal vor Schrecken an einen andern Ort. Ueber die Geburt zweyer männlichen Zwillinge stellen sie ausserordentliche Freudensbezeugungen an. Sind es aber zwo Töchter, so tödtet man die Häßlichste: und ist es ein Knabe und ein Mädchen, so hängt man das Mädchen an einen Baum oder vergräbt es ganz lebendig.

Die Mutter giebt dem Kinde den Nahmen, der gemeiniglich von einem Thiere hergenommen ist, als: Gammon, Löwe; Hakqua, Pferd; Ghoudi, Schaaf ꝛc. Ein Gesetz ihrer Religion oder ihrer Policey, befiehlt den Weibern nach ihren Wochen sich zu reinigen. Sie bestreichen sich derohalben mit Kuhmist, hernach mit Fett, welches sie mit Puder überstreuen. Keine Mannsperson darf sich vor ihrer Reinigung zu ihr nahen, bey Strafe für unrein gehalten zu werden und dem Kraal einen Ochsen zu geben, um ihn zur Versöhnung dieser Unreinigkeit zu opfern.

Die neuen Verehlichten wohnen niemals bey ihren Eltern und müssen sich eine besondere Hütte aufbauen. Der Mann hauet und stellt die Pfäler in Ordnung und die Frau macht die Matten, womit die Hütte bedeckt wird. Wenn sie einmal gebaut ist, so sorgt der Mann nicht mehr dafür und überläßt seiner Frau alle häußliche Sorgen. Die Jagd und Fischerey ist die einzige Beschäftigung der Männer. Die Weiber im Gegentheil nehmen die ganze Last des Hauswesens auf sich. Sie müssen die Kinder erziehen, das Vieh hüten, Holz und Wasser in die Hütte tragen, die Zugemüsen und andre Speisen zurichten und sie manchmal sehr weit suchen. Die Verehlichten *schlafen* selten beysammen, reden selten mit einander und bezeugen öffentlich nicht die geringste Zärtlichkeit gegen einander. Der Instinkt und die Noth allein bringt sie zuweilen zusammen; aber die Schaam und die Heimlichkeit legen über ihr Vergnügen eine undurchdringbare Decke, ja sie bezeugen diese Bescheidenheit in ihren meisten Handlungen. Unterdessen versichert Kolben, daß sich die Weiber um ein wenig Taback sehr frey berühren liessen.

Sie feyern durch öffentliche Feste alle ihre Nation betreffende Begebenheiten, als den erhaltenen Sieg über den Feind, die Erlegung eines wilden Thiers, das ihre Heerden beunruhigte, die Einsetzung ihrer Hauptleute, die Veränderung ihrer Wohnstäte und andre merkwürdige Epochen. Diese Lustbarkeiten benennen sie mit den Nahmen Andersmacken, welchen sie aus

der

der Holländischen Sprache entlehnt haben und so viel als für das bessere vertauschen, bedeutet. Um sie mit mehrer Pracht zu feyern, richten sie mitten im Kraal einen Saal von Aesten auf, darin alle Einwohner Platz genug haben. Die Weiber schmücken ihn mit Blumen und Rasen. Sie schlachten den fettesten Ochsen, davon sie einen Theil kochen und den andern braten. Die Brühe schicken sie ihren Weibern, die ausserhalb des Saals sich befinden, und speisen das Fleisch allein. Die übrige Zeit des Tags und die ganze Nacht wird gesungen und getanzet.

Ihre vornehmste Ergötzlichkeit ist die Jagd. Nichts gleicht ihrer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit in diesem Stücke. Sie brauchen, wenn sie für sich jagen, nur den Rackum, und zwar so geschickt, daß sie, so bald sie einem Hasen, einem Hirsch oder einer wilden Ziege nur nahe genug sind, allzeit im Laufen erlegen werden. Auf den großen Jagden, wo sich alle Einwohner eines Dorfs vereinigen, um die wilden Thiere, welche ihre Heerden anfallen, zu tödten, bedienen sie sich vornehmlich der Hassagaye und der Pfeile. Sie pflegen einen Kreis zu machen, in welchen sie das Wild einschließen, das sie allzeit von hinten zu angreifen und entgehn mit ausnehmender Geschicklichkeit den mörderischen Anfällen dieser Thiere.

Der Verfasser, von dem ich das wichtigste dieses Artickels entlehnt habe, erwehnt einer ganz einfältigen Weise, die Elephanten zu fangen.

 „Da

„Da diese Thiere Heerdenweise an die Ufer kommen und eins dem andern in einer Linie folgt, so kann man ihre Fußtapfen leicht erkennen. Auf diesen Wege nun graben die Hottentoten eine Grube sieben oder acht Fuß tief, und ungefehr vier Fuß in Durchschnitt, und schlagen in der Mitte einen spitzigen Pfahl ein; bedecken sie alsdenn mit Aesten, Laub, Gras und Erde . . . . Der Elephant geht ohne alle Furcht zu, fällt halb mit den vordern Füssen in die Grube, weil sie nicht groß genug ist, ihn ganz einzunehmen und stürzt unvermeidlich auf den Pfahl, der ihm entweder die Brust oder den Hals durchbohrt, und sie gewinnen dadurch Zeit genug, ihn vollends mit ihren Hassagayen zu tödten. Sie tragen ihn im Triumph nach ihren Dorfe und begehn diesen Sieg allzeit mit großen Lustbarkeiten. Er setzt noch hinzu, daß die Rhinoceros und Elendthiere oft auf eben diese Art gefangen würden.„

Eine gleiche Fähigkeit bezeigen sie bey ihrer Fischerey, die auch eine ihrer vornehmsten Zeitverkürzungen ist. Sie gebrauchen nicht allein das Netz, den Angel, den Spieß und andre Instrumente, sondern haben auch eine besondre Art, den Fisch, indem sie ihn mit den Füssen aufscharren, zu fangen. So wie sie ihn bekommen, legen sie ihn in lederne Säcke, und wenn diese Säcke voll sind, nehmen sie sie auf den Kopf und schwimmen ungehindert fort.

Die Musick und den Tanz müssen wir nicht vergessen, die beyden Geschlechtern eine große Ergötz-

getzlichkeit sind. Ihre Vocalmusick hat sehr wenige Töne und besteht in ein paar barbarischen Liedern, davon sich jeder Absatz mit einer fast allen Sprachen gemeinen Ausruffung Ho Ho Ho schließt. Dieser Gesang ist einem Europäischen Ohr sehr unangenehm. Unter ihren musikalischen Instrumenten nimmt sich der kleine und große Gongom aus, welche die Gestalt eines länglichen Bogens haben, auf welchen man eine Saite von Darm spannt, die vermittelst eines Federkiels, der an der Saite ist, verschiedene Töne von sich giebt. Eine halbe Schaale einer Kokosnuß, die an die Seite eines dieser beyden Instrumente gehängt ist, macht den ganzen Unterschied aus. Sie haben auch eine Art Trommel, die von einem sehr breiten irdenen Gefäß verfertiget und mit einem Schaaffelle überzogen wird, und eigentlich für das weibliche Geschlecht gehört.

Bey ihren Tänzen thun sie sich mehr durch ihre Geschwindigkeit als ihren Geschmack hervor. Die Männer kauern in einem Kreis herum und lassen blos für die Tanzenden einen Eingang. Die Gongoms lassen sich hören, die Weiber rühren mit ihren Fingern die Trommeln, und alle Zuschauer singen unter vielen Händeklatschen Ho Ho Ho. Alsdenn treten etliche Paar zum Tanzen auf, aber es werden nur zwey auf einmal in Kreis gelassen. Sie kehren im Tanzen das Gesicht und manchmal den Rücken gegen einander, indem sie sich bald schließen, bald trennen, bald entfernen, bald nähern, ohne jemals einander die

Hände zu geben. Jeder Tanz dauert wenigstens eine Stunde, und da die Spielleute auch die Reihe trift, so währen die Bälle allzeit sehr lange. Nach Kolbens Erzählung scheint es, daß die Weiber selten in Kreis treten. Sie stehn in einiger Entfernung mit niedergeschlagenen Augen, singen Ho Ho Ho und klatschen mit den Händen. Diejenigen, welche kühn genug sind mit den Männern tanzen zu wollen, erheben das Haupt, stampfen mit dem Fuß und schütteln sich die Ringe, die sie an Beinen tragen. Der Verfasser vergleicht dieß Geräusch, das sie machen, dem Geräusch eines Pferdes, welches sich schüttelt, wenn es gesattelt ist.

VI.

Trauer, Leichenbegängnisse.

Wenn ein Mensch gefährlich krank wird, so begeben sich seine Freunde ohngesäumt in seine Hütte und bezeugen ihr Beyleid durch ein klägliches Geschrey und verdoppeln es, wenn er den letzten Seufzer von sich giebt. Nach seinem Tode wickeln sie ihn in seinen Pelzmantel, legen ihm die Beine so gegen den Kopf, daß alle Theile seines Leibs, wie ein Kind in Mutterleibe, bedeckt werden. Nach sechs Stunden wird er von allen Einwohnern des Kraals, Männern und Weibern, zu Grabe getragen, welche sich vor der Thüre der Hütte versammlen, in zween Kreisen niederkauern, mit den Händen klatschen und Bo Bo Bo schreyen, welches so viel als Vater

in

in ihrer Sprache bedeutet. Den Leichnam trägt man nicht zur Thüre, sondern durch eine Oefnung, die man in der Wand macht, heraus. Die Träger nehmen ihn in ihre Arme und die ganze Begleitung folgt, auf einer Seite die Männer, auf der andern die Weiber.

Unter Wegens erregen sie ein grosses Geschrey und machen viel närrische Grimassen. Wenn sie von ungefehr an eine Spalte eines Felsens kommen oder einer Grube eines wilden Thiers, so scharren sie den Toden hinein, und geben sich nicht erst die Mühe, ein Grab zu machen, sondern bedecken es blos mit Sträuchern und Holz, damit die wilden Thiere nicht dazu kommen können.

Die Begleitung geht in eben der Ordnung zurück, kauert vor der Hütte nieder und setzt ihr Geheule fort. Hernach ist eine grosse Stille; zween der Aeltesten treten auf, gehn in beyde Kreis und pissen über die ganze Gesellschaft. Nach diesen nehmen sie von dem Herd eine Handvoll Asche und schütten sie über die Anwesenden, die sich damit den Leib in Ehrfurcht schmieren. Bey den Leichenbegängnissen der Reichen wiederhohlt man diese Ceremonie wohl acht Tage hintereinander, welche mit dem Opfer eines Schaafs und einem Schmaus beschlossen wird.

VII.

Häusliche Oeconomie, Handel, Künste und Handwerker.

Die Viehzucht ist fast der einzige Gegenstand der häuslichen Oeconomie der Hottentoten, weil sie keinen andern Reichthum noch ein ander Mittel zu Erhaltung ihres nothdürftigsten Lebens haben. Wenn ein Mensch von aller Hülfe entblößet ist, so muß er sich bey einem reichen Einwohner des Lands oder bey den Holländischen Colonien vermiethen, welches in der einzigen Absicht geschieht, sich einige Kühe und Schaafe zu erwerben, mit welchen er seine eigne Wirthschaft anfangen kann; denn der Gesindelohn wird hier allzeit mit Vieh entrichtet.

Die Heerden eines Kraals werden gemeinschaftlich geweidet, die großen auf einer besondern, und die kleinen auch auf einer besondern Weide. Sie hüten sie wechselsweise und brauchen wenigstens drey bis vier Männer zur Aufsicht. Man läßt die Bullen das ganze Jahr bey den Kühen und die Böcke bey den Schaafen. Eine Weise, welche die Afrikaner zur Vermehrung der Heerden für sehr dienlich halten, ob gleich unter unsrer Himmelsgegend die Erfahrung lehrt, daß die besten Heerden auf solche Art geschwächt werden. Die Schaafe bringen jedes Jahr zwey Lämmer zur Welt. Wenn die Bullen in zu großer Menge sind, so werden sie castrirt, indem man sie auf den Rücken legt und die Hoden mit einem ledernen Riemen sehr fest zuschnürt; alsdenn es gehn

läßt

läßt, bis die gebundenen Theile von selbst herabfallen. Mit den Böcken verfährt man auf die nehmliche Art, nur daß man ihnen nach dem Verbinden die Hoden mit einem Steine zermalmet.

Die Furcht vor den wilden Thieren nöthigt sie, die Heerden des Nachts in dem Kraal einzuschließen. Das allerjüngste Vieh steht in der Mitte und das alte bindet man paarweise an die Hütten an, damit sie nicht durchgehen können. Ueberdieß sind die Hunde und Bakkelleys eine gute Wache und erhalten die Sicherheit und Ordnung so lange, als ihre Herren schlafen. In jedem Kraal ist eine besondre Hütte für die jungen Lämmer, die so lange darinn bleiben, bis sie entwöhnet sind.

Sie richten auch die Ochsen zum Lasttragen ab und gewöhnen sie von ersten Jahren dazu, indem sie ihnen durch die obern Lippen einen krum zugehenden Stock stecken. Und mit diesem Zaum können sie jedes Thier dieser Gattung in wenig Tagen zahm machen.

In jedem Kraal ist ein Vieharzt, dessen Amt eines von den vornehmsten in ihrem Dorfe ist. Das Landvieh überfällt oft eine ansteckende Seuche, welche die Einwohner der Schwere des Regens Schuld geben und wofür sie noch kein Mittel erfunden haben. Bey den gewöhnlichen Krankheiten läßt man ihnen Ader und giebt ihnen wilden Knoblauch ein. Sie wollen auch die Verstopfung des Harnganges damit heilen, indem sie Knoblauch in ihr Geträncke thun. Wenn ein

ein Thier an einer Krankheit stirbt, so speisen es diese Wilden mit eben den Appetit als das gesündeste Fleisch, und traktiren damit das ganze Dorf.

Die Milch ihres Viehs, vornehmlich von ihren Kühen, ist ihre gemeinste Nahrung. Sie machen die Butter in einem ledernen Sack, welchen sie halb füllen und zwo Personen sehr stark herumschütteln, bis die Milch dicke wird und eine hinlängliche Festigkeit bekommt. Sie verkaufen diese Butter den Holländern oder heben sie in Gefässen auf, um sich den Leib damit zu schmieren; denn sie selbst essen sie nicht. Aus dieser Waare und dem Verkauf des Viehs besteht ihr vornehmster Handel, und verschaffen sich dadurch viele Bequemlichkeiten, die ihnen mangeln.

Ein besonderer Vertrag verbindet sie, dem Gouverneur des Vorgebürgs alles ihnen feil stehenden Viehs zu liefern, aber sie wissen genug Mittel, ihn nicht zu erfüllen.

Ihr ganzer Handel besteht im Vertauschen, weil sie den Gebrauch des Gelds gar nicht verstehn. Ausser der Butter und den Thieren nehmen sie von den Europäern Wein, Brandwein, Pfeifen, Taback, Dacha, Kannawurzel, Korallen, Glaß, kleine Spiegel, Messer, Eisen, und kleine Stückchen Kupfer, und geben dafür Elephantenzähne, Straußeyer und Thierhäute. Vor funfzig Jahren gaben sie für ein Pfund Taback einen Ochsen, woraus man den grossen Ueberfluß ihres Lands beurtheilen kann.

Wir

Wir wollen nur mit ein paar Worten ihre Künste und Wissenschaften erwegen und von ihrer Sprache den Anfang machen. Ihr Klang ist so rauh und unvernehmlich, daß ein Fremder alle Hottentoten für Stammlende halten muß. Den Europäern wird die Aussprache fast unmöglich zu erlernen und die Hottentoten empfinden die nehmliche Schwierigkeit, wenn sie unsre Europäischen Sprachen sprechen sollen, welche sie niemals so vollkommen lernen, daß sie verstanden werden könnten. Derohalben wird man in den Reisebeschreibungen vergebens einen bestimmten und zulänglichen Begrif dieser Sprache suchen, davon kaum der sechste Theil ihrer Wörter gesammlet worden ist.

Sie sollen in der Chirurgie und Botanick einige Einsicht besitzen und manchmal wunderbare Curen thun. Sie kennen das Aderlassen, den Gebrauch der Schröpfköpfe und die Kunst, die verrenkten Glieder einzusetzen. Zum Aderlassen und Ampuliren haben sie kein anderes Instrument als das Messer, mit welchem sie die Ader eröfnen, die sie mit Fett zuschmieren und mit einem Blatt von einer Gewürzpflanze verbinden. Die Schröpfköpfe sind das ordentliche Mittel für die Colicken und Magenkrankheiten. Sie nehmen ein Ochsenhorn dazu, dessen Rand unten grade geschnitten ist. Der Kranke legt sich auf den Rücken und der Arzt fängt damit an, daß er seinen Mund auf den Ort, wo es wehe thut, legt und an der Haut saugt; hernach das Horn aufsetzt, und wenn er glaubt, daß der Ort ganz un-

unempfindlich worden ist, es wegnimmt, und einen bis zween Schnitte eines Daums lang in die Haut macht. Darauf setzt er den Schröpfkopf von neuen auf und läßt ihn so lange stehn, bis er ganz mit Blut angefüllet ist; welches in einer Zeit von zwo Stunden geschieht. Ist die erste Operation nicht hinlänglich, so wiederhohlt man sie zu verschiedenen malen.

Man glaubt, daß sie das Geheimnis besäßen, alle Arten von Wunden, so gar die Wunde von einem vergifteten Pfeil mit einer Latwerge zu heilen, welche aus dem Gift einer Schlange, der mit Speigel vermischt wird, besteht. Davon verschlucken sie die Helfte und die andre Helfte legen sie auf die Herzgrube, die sie vorher so stark reiben, daß das Blut nachgeht. Wenn sie glauben, daß das Mittel den Gift vertrieben habe, so reinigen sie die Wunde und verbinden sie mit Dacha oder Buchu-Blättern. Bey den innerlichen Krankheiten gebrauchen sie Pülverchen und Getränkchen von Kräutern, vornehmlich von Salbey, wilden Feigen, Feigenblätter, Buchu, Knobloch, Fenchel und Aloe. Sie machen häufigen Gebrauch von dem Saft dieser letzten Pflanze, welcher nicht allein eine gute Purganz, sondern auch ein gutes Magenmittel ist.

Dem Schein nach verlassen sich die Hottentoten nicht gänzlich auf diese Arzeneyen, weil sie oft ihre Zuflucht zur Wahrsagerkunst nehmen und daher den Ausgang ihrer Krankheit erfahren wollen. In dieser Absicht ziehen sie einem Schaaf

leben-

lebendig die Haut ab, aber so fein und sanfte als ihnen nur möglich ist, damit es nicht allzu sehr geschwächet wird. Richtet es sich, nachdem es das Fell verlohren hat, auf und läuft frey, so ziehen sie daraus die glücklichste Vorbedeutung. Allein, bleibt es ohne Bewegung liegen, so hören sie mit den Arzeneyen auf und verlassen den Patienten. Ein Hottentot, der von einer gefärlichen Krankheit aufkommt, feyert seine Wiederherstellung mit einem Fest, dem der ganze Kraal beywohnt.

In jedem Dorfe ist ein Arzt, dem sie aus den klügsten Einwohnern erwählen, um für die Gesundheit der Menschen und Thiere zu wachen. Etliche alte Weiber mischen sich zwar auch in dieses Handwerk, finden aber nur bey ihrem Geschlecht Glauben. Ueberhaupt ist diese Nation wenigen Krankheiten unterworfen. Dapper versichert, daß man hier alte Leute von hundert und zehn, von hundert und zwanzig, ja so gar von hundert und dreyßig Jahren anträfe. Die Weiber kommen fast ohne Schmerzen nieder; aber sie haben oft Brustkrankheiten auszustehn. Die Blattern und Masern sind bey ihnen selten gefärlich. Die gemeinsten Krankheiten unter den Europäern, die sich im Vorgebürge niedergelassen haben, sind die Augenkrankheit, der Blutfluß, der Schnupfen und der böse Hals.

In gewissen Handwerken sparen die Hottentoten keinen Fleis. Sie machen artige Arbeit von Helfenbein, als Ringe und Armbänder ohne einem andern Instrument, als ihren Messer und

geben ihnen so viel Rundung und Glätte, daß es ihnen unsre besten Drechsler kaum gleich thun können. Die Weiber verfertigen mit ihren blossen Fingern aus Schwerdlilien und an der Sonne getrockneten Binsen, sehr feine Matten. Ihre Seile, die sie aus der nehmlichen Materie machen, sollen so stark und dauerhaft, wie unsre Hanfseile seyn. Die Sennen aber, womit sie ihre Bogen spannen, werden aus den Darmen der Thiere verfertigt. Die Art, sie zu verfertigen, ist ganz einfach. Zwo Personen nehmen den Darm, jeder an einem Ende, ziehen und drehen ihn so lange, bis er die gehörige Rundung, Feinheit und Dichtigkeit bekommt. Hernach breiten sie sie an zween Nägeln aus, lassen sie an der Sonne trocknen und schmieren sie zuletzt mit Schaafsfett.

Die Zubereitung ihrer Häute kostet auch keine grosse Arbeit. Ist es ein Schaaf-Fell, so lassen sie die Wolle daran und schmieren es mit Fett und Kuhmist, lassen es an der Sonne drocknen und fahren damit so lange fort, bis es ganz schwarz wird. Das Fett gebrauchen sie auch bey den Küh- und Ochsen-Häuten, aber sie gerben die Haare mit feiner Asche davon ab.

Kolben behauptet, daß sie in der Kunst zu nähen, grosse Geschicklichkeit besässen, ob sie gleich keine andre Nadel als ein Vogelbein haben und der Faden aus den Nerven oder Darmen der Thiere, die sie in kleine Halme theilen und an der Sonne trocknen, verfertigt wird.

Alle Hottentoten sind Töpfer und arbeiten gar nicht für einander, sondern verschaffen sich die nothwendigsten Dinge durch ihren eigenen Fleiß. Es ist also ein jeder gezwungen, sein Gefässe, das er nöthig hat, selbst zu verfertigen. Die Erde dazu ist ein schwarzer Thon, der seine Farbe von den darin befindlichen Ameiseneyern haben soll. Sie saubern ihn mit Sorgfalt, kneten ihn, runden ihn auf einem Steine, geben ihm eine beliebige Gestalt und glätten ihn von aussen und innen. Die meisten Töpfe im Lande haben die Gestalt einer Römischen Urne. Wenn das Gefäß zween Tage an der Sonne getrocknet hat, so sondern sie es vom Steine ab, indem sie eine trockne Darmsaite zwischen beyde durchziehen und es alsdann brennen. Es ist sehr dauerhaft und behält stets die Farbe eines schwarzen Agtstein.

Sie verstehn die Kunst, das Eisen, welches sich in ihrem Lande sehr häufig befindet, zu schmelzen und zu schmieden und verfertigen daraus Waffen und andre Instrumente. Das wunderbarste dabey ist, daß sie sich anstatt der Hammer, von denen sie nichts wissen, der Steine bedienen, so wohl um das Eisen in Ofen zu zerbrechen als es auch in der Schmiede zu bearbeiten. Die Unwissenheit bringt manchmal eben so ausserordentliche Dinge hervor als der mühsame Fleiß.

Fünftes Hauptstück.
Holländische Niederlassungen.

Erster Artickel.
Ursprung der Holländischen Colonie des Vorgebürgs. Allgemeine Idee von ihren Ländereyen.

Das Vorgebürge der guten Hofnung, an der äussersten mittägigen Gränze von Afrika gelegen, wurde zuerst 1493 von den Portugiesen entdeckt, welche es vor Schrecken der Stürme, die sie auf dieser Küste erlitten, Cabo dos Tormentos, Vorgebürge des Ungemachs nannten und sich nicht wagten, daselbst anzulanden. Wegen der Vortheile, die sie in Ansehung der Indianischen Schiffarth in der Folge fanden oder sich versprachen, wurde der Nahme in Cabo de Buena-Esperanza, Vorgebürge der guten Hoffnung verwandelt. Unterdessen thaten sie doch wenig Versuche, um sich an dem Orte niederzulassen, der die Lage, die Fruchtbarkeit und natürliche Fähigkeit der Einwohner zu einen der besten zwischen Europa und Indien liegenden Hafen machte. Ria del Elephanter war der erste, der auf den Vorgebürge 1498 festen Fuß faßte. Die Nachrichten, die er davon ertheilte, bewogen den König Emmanuel, eine Colonie dahin zu schicken.

schicken. Aber diejenigen, die man dahin einschifte, glaubten, daß es von Menschenfresser bewohnt würde, und wegen dieses panische Schrecken erkühnte man sich nicht anzulanden, sondern begnügte sich, sich mit Wasser zu versorgen und einige Thiere in der Insel Roben, nicht weit von festen Lande, zu tödten. Einige Jahre darauf wurde Franciscus Almeyda, Vicekönig von Indien, in einem Streit, der sich zwischen den Hottentoten und seinen Leuten entspann, getödtet. Die Portugiesen rächeten sich deshalb in der Folge durch eine grausame Untreu, *) welche die Nation vollends wider sie aufbrachte und ihnen alle Hofnung zu Niederlassung in diesem Lande benahm.

Die Englischen Schiffer, die viele Reisen nach den Vorgebürge **) von den Vortheil einer Niederlassung daselbst unterrichten konnte, waren in diesem Stücke nichts emsiger als die Portugiesen. Alle Bemühung, die die Indianische Compagnie anwendete, war diese, daß sie 1614 zehn

*) Sie sollen nehmlich eine Canone an das Ufer gepflanzt und sich gestellt haben, als wenn sie damit den Wilden ein Geschenke machen wollten. Als sie die Hottentoten nun wegzogen, so zündeten sie die Portugiesen, welche sie geladen hatten, an, und erlegten eine grosse Menge Wilde. Diese Begebenheit wird in den 5ten Tom der Geschichte der allgemeinen Reisen angeführt.

**) Der Hauptmann Raymond ankerte daselbst 1591; der Ritter von Lancaster 1601; Heinrich Midleton 1604 und 1610; Daris und Michelburn 1605. S. Geschichte der allgemeinen Reisen.

Uebelthäter dahin verwieß und in die Insel Roben absetzen ließ. Einige kamen daselbst um und die andren suchten sich nur aus diesem Verdammungsort zu retten. Es ist wunderbar, daß die Engländer zur Grundlegung einer Colonie von so grosser Wichtigkeit dergleichen Leute gebrauchten. In der Folgezeit liessen sie diese Niederlassung gänzlich aus der Acht und gaben der Insel Sanct Helena den Vorzug, einem sehr bequemen Erfrischungsort, aber der in Betrachtung der Handlung weit geringer ist als das Vorgebürge.

Der Besitz eines solchen schönen Lands war für die Holländer aufgehoben. Ihre Schiffe liefen daselbst das erstemal zu Anfange des letzten Jahrhunderts ein und fuhren etliche Jahre hintereinander fort, sich daselbst zu erfrischen, wenn sie nach Indien giengen oder von da zurückkamen. Doch ihre Gesellschaft ließ sich daselbst sehr späte, nehmlich erst gegen das Jahr 1650 nieder. Van Riebecek, welcher als Chirurgus auf einer ihrer Flotten diente, war der vornehmste Urheber dieser Unternehmung. Er hatte während seines kurzen Aufenthalts auf dem Vorgebürge bemerkt, daß das Land von Natur sehr reich, und mit sehr guten Hafen versehen sey, und die Einwohner einen viel leutseligern Charakter hätten, als man vorgab. Auf seine Vorstellung rüstete die Gesellschaft drey Schiffe aus, gab ihm das Commando darüber und ernennte ihn zugleich zum Gouverneur dieser neuen Colonie. So bald Riebecek auf dem Vorgebürge ankam, kaufte er von den

Einwohnern ein sehr beträchtliches Stück Land, und legte daselbst ein Fort an, um vor den Anfällen der Wilden gesichert zu seyn. Ein Garten, den er zwo Meilen von der Küste erbaute, trug zur Verschönerung dieser Gegend sehr viel bey. Man bot jedem, der sich in dieser neuen Colonie niederlassen wollte, sechszig Morgen Lands als ein erbliches Eigenthum an, wenn sie nur in drey Jahren im Stande wären, nicht allein ohne andere Hülfe sich zu erhalten, sondern auch zum Unterhalt der Besatzung etwas beytragen zu können. In der That, die Gesellschaft verlangte Anfangs von den Anbauern gar keine Abgaben, schoß so gar den ärmsten Colonisten auf Credit Thiere, Getreyde und Haußgeräthe vor und gab ihnen so gar aus den Waisen- und Armen-Häusern Weiber. Endlich räumten sie den neuen Einwohnern die Freyheit ein, nach dreyen Jahren wieder nach Europa zu kehren und mit ihren Ländern nach eigenen Belieben zu schalten, wenn sie das Climat des Lands nicht gewohnen könnten.

Diese vortheilhaften Bedingungen, die mit der grösten Treu gehalten wurden, zogen eine große Anzahl Menschen auf das Vorgebürge und brachten in wenigen Jahren die Colonie in den blühendesten Zustand. In den folgenden Artikeln werde ich sowohl von ihrer Eintheilung als auch von der Größe und Lage ihrer Länder reden. Hier begnüge ich mich nur noch anzumerken, daß ihre Ländereyen sich um die Mittägige Seite von Afrika, von der gegen Osten gelegenen Bay Seldan-

ha bis an das Land Natal auf der Abendseite, wo die Gesellschaft auch beträchtliche Ländereyen an sich gebracht hat, erstrecken. Ein so großes Land kostete ihr nicht mehr als fünf und vierzig tausend Gulden; funfzehn tausend die Länder auf dem Vorgebürge und dreyßig tausend die Länder in Natal. Aber der andre Aufwand war über die Maßen groß, und die Colonie, ungeacht ihrer wichtigen Vortheile, war noch 1713, sechszig Jahr nach ihrer ersten Errichtung, der Gesellschaft überlästig. Zu solchen Unternehmungen gehört eine Gedult, ein bedächtiges Aufführen und eine gewisse phlegmatische Laune, die nicht alle Nationen haben.

Andrer Artickel.

Eintheilung der Bezirke, die die Colonie besitzt. Erster Bezirk oder Colonie des Vorgebürgs.

Das große Land, das die Holländer in diesem Theile von Afrika besitzen, wird in vier Hauptbezirke getheilt, die nach und nach angebaut worden sind. Der beträchtlichste und älteste ist der Bezirk des Vorgebürgs, wo die Vestung, die Hauptstadt und der Mittelpunkt der Holländischen Macht ist. Gegen Morgen desselben liegt Stellenbosch, der andre und weiter gegen Nordost Drakensteen, der dritte, und gegen Norden Waveren der vierte Bezirk.

Die

Die Colonie des Vorgebürgs liegt auf der Abendseite, und erstreckt sich von der Spitze, die sie macht, bis in die falsche Bay, wo sie sich an der Süderküste endigt. Gegen Osten scheidet sie eine große Wüste von der Colonie Stellenbosch, gegen Norden aber gränzet sie an das Land der Hottentoten. Sie begreifet ein großes Gebiete in sich, vornehmlich da seit 1712 sehr viel Land dazu gekommen ist. Die merkwürdigsten Oerter sind:

1) Die Tafelbay, sie wird eines Theils von dem Vorgebürge, welches ziemlich weit in das Meer geht, formirt. Den Nahmen hat sie von einem darin liegenden hohen Berge, der wegen seiner flachen Spitze der Tafelberg heißt. Die Bay ist eine vortrefliche Rhede, wo der Ankergrund vornehmlich um das Vorgebürge sehr sicher ist. Man sieht daselbst eine kleine Insel, welche die Holländer Roben oder Robben, die Engländer aber die Insel der Pengonen, wegen der großen Menge Vögel, die daselbst sind und eben diesen Nahmen führen, heißen. Der Tafelberg hat, nach dem Kolben, achtzehn hundert und siebenfunfzig Fuß in der Höhe. Wenn man seinen ganzen Umfang von unten auf betrachtet, so scheint er äusserst unfruchtbar, weil er von aussen mit sehr vielen Felsen umgeben ist, deren verschiedene Farben den Flecken eines Tigerfells gleichen. Der innere Theil aber hat ein vortrefliches Ansehn und eine bewundernswürdige Fruchtbarkeit. Man sieht darauf schöne Lusthäuser, einen reichen Weinbau und reizende Gär-

ten, unter welchen sich der Newländische und der Garten des runden Holzes ausnimmt, wo die Gouverneurs ein schönes Landhaus haben.

Die meisten dieser Plantagen gehören der Gesellschaft und bringen ihr eine beträchtliche Summe ein. Auf eben den Berge giebt es zwey kleine Gebüsche, davon eines die Hölle, das andre das Paradies heißt. Man entdeckt auch daselbst ein Silberbergwerk, welches Anfangs große Hofnungen veranlaßte, hernach aber so arm befunden wurde, daß es nicht die Arbeitskosten trug. Zu gewissen Jahrszeiten wird auf dem Gipfel des Berges eine weisse Wolke gesehn, welche einen nahen Sturm verkündigt, und in ihrem Busen, wie man sagt, die erschrecklichen Südostwinde trägt, welche man auf dem Vorgebürge mit so großer Heftigkeit verspürt. Wenn die Schifsleute dieses traurige Phönomenon gewahr werden, so sagen sie: das Tuch liegt auf der Tafel, und bewahren sich auf alle nur mögliche Art wider den Sturm.

2) Gegen Norden des Tafelbergs ist der Löwenberg, welcher nur vom ersten durch einen geringen Abschuß getrennt wird. Er ist so steil, daß man einen Theil desselben mit Strickleitern besteigen muß. Auf seinen Gipfel kan man zwölf Meilen in die Ferne das kleinste Fahrzeug auf dem Meer erkennen. So bald die Wache, die auf diesen Posten steht, ein Schiff bemerkt, giebt sie durch einen Kanonenschuß der Festung Nachricht und läßt die Compagnie-Flagge wehen. Sie

feuert

feuert so vielmal ab und wehet auch so vielmal die Flagge als sie Schiffe sieht, welche Zeichen zugleich von der Insel Roben gegeben werden.

3) Der Windberg liegt über eben der Bay, in der Nachbarschaft der beyden andern, mit denen er einen halben Cirkel formirt, der ein schönes Thal umschließt. Er ist nicht so hoch, noch so breit als der Tafelberg und Löwenberg, aber seine Weiden sind sehr bekannt.

4) Weiter gegen Westen zu, vier kleine Meilen vom Vorgebürge, befindet sich das Tigergebürge. Es hat seinen Nahmen von der Verschiedenheit seiner Farben, welche den bunten Flecken eines Tigerfells gleich kommt, und hält ungefehr acht Meilen im Umfange. Es ist die fruchtbarste Gegend von der Colonie des Vorgebürgs, und werden daselbst zwey und zwanzig vollkommen gut angebaute und mit Häusern versehene Plantagen gezählt. Der Besitzer eines solchen Landguths kann auf seinen Trifften fünf bis sechs hundert Schaafe und tausend Stück Kühe oder Ochsen halten. Der Kuhberg und der Blaueberg, dem Tigergebürge gegen Norden, und sieben oder acht Meilen vom Vorgebürge, haben beynahe nicht so viel Bewohner, weil sie wegen Mangel des Wassers weniger bewohnt werden, und ein Aufenthalt der wilden Thiere sind.

5) Die Holzbay, gegen Mittag des Tafelbergs, hat ihren Nahmen von dem großen Gehölze, womit das Ufer besetzt ist. Die Einwohner hohlen daraus ihr Bau- und Brenn-Holz.

Die

Die Bay Saldagne liegt dem Vorgebürge gegen Norden. Anton Saldagne, ein Portugiesischer Officier, entdeckte sie zuerst 1503 und nennte sie nach seinen Nahmen. Es war der Erfrischungsort der Europäischen Schiffe, ehe sich die Holländer auf dem Vorgebürge niedergelassen hatten. In der That ist auch das Land um diese Bay mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehen. Die Franzosen errichteten 1666 daselbst eine Säule mit dem Königlichen Wappen, legten ein kleines Fort an, welches sie aber hernach aufgaben, und hinterließen ihren Nahmen einem Vorgebürge dieser Bay.

6) In dem Bezirk des Vorgebürgs sind viele grosse Flüsse. Der vornehmste heißt der Salzfluß, weil sein Wasser gegen die Mündung ein wenig gesalzen, in den übrigen Gegenden aber sehr angenehm und gesund befunden wird. Er entsteht auf dem Tafelberge, und nachdem er viele andere sehr kleine Flüsse an sich genommen, stürzt er sich in die Bay gleiches Nahmens. Er fließt in dem schönsten Theile des Vorgebürgs, und bringt Fruchtbarkeit und Ueberfluß mit sich.

Nun wollen wir auch zur Beschreibung der Stadt, der Festung des Vorgebürgs und den übrigen Bezirken schreiten, die zur Vertheidigung und zum Nutzen der Colonie angebaut wurden.

Die Stadt des Vorgebürgs ist am Ufer des Meers in einem an dem Fuße des Tafelbergs gelegenen Thale gebaut. Ihr großer und regelmäsiger Umfang enthält viele breite Straßen, auf

denen

denen eine Menge Häuser von Ziegel nebst Höfen und Gärten sich befinden. Die meisten Gebäude haben nur ein Stockwerk, um den erschrecklichen Ostwinden desto weniger ausgesetzt zu seyn. Aus eben dieser Ursache sind auch alle Dächer von Stroh. Es herrscht hier, wie in allen Holländischen Städten, eine gewisse Gleichförmigkeit, die uns nichts sonderbares darbietet. Die Kirche ist ein steinernes und sehr simpeles, aber sehr regelmäßiges und überaus sauberes Gebäude, und hat blos ein Strohdach. Das Hospital gegen über ist sehr geraum und proportionirlich. Der prächtige Garten der Gesellschaft, welcher mit einem Reichthum der seltensten Pflanzen pranget, liegt nicht weit von der Stadt, um welcher herum noch viele andre Privatgärten, angenehme Weinberge, Wiesen und fruchtbare Felder zu sehen sind, die an den Ufern des Salzflusses liegen.

Die Festung, welche die Stadt und die ganze Tafelbay bestreicht, ist groß und wohl befestigt. Der Gouverneur und die Bedienten der Gesellschaft wohnen nebst einer starken Besatzung darauf. Ein Bach, welcher von dem Tafelberge fließt und am Fuß desselben eine große Mühle treibt, und durch künstliche Canäle bis an die Ebne geleitet wird, die zwischen der Stadt und der Festung liegt, giebt beyden Oertern vermittelst der Pompen das Wasser. Auf eben diesem Berge sind die schönsten Plantagen, unter welchen sich diejenige ausnimmt, die wegen seiner Fruchtbarkeit und des berüchtigten Brauhauses von

Ja=

Jacob Loewen den Nahmen Brod und Wein führt. Unter den Lusthäusern, die sich in großer Anzahl daselbst befinden, verdient dasjenige, welches der Gouverneur Vanderstell erbaute, und nach seiner Gemahlin Constantia nennt, unstreitig den grösten Vorzug.

Dritter Artickel.

Anderer Bezirk, oder die Stellenboschische Colonie.

Von dieser Colonie, welche unmittelbar nach der Colonie des Vorgebürgs errichtet wurde, ist der General-Gouverneur der Colonie, Simon Vanderstellen, der Stifter. Das Land war vorher voller Dornen und Hecken, und die Hottentoten hatten es gleichsam den wilden Thieren überlassen. Die Holländer nannten es das wilde Gebüsche. Stellen, da er es urbar machen ließ, nannte es nach seinen Nahmen.

Ein grosser sandigter Platz, der nur eine fast unbewohnte Wüste einschließt, scheidet sie von der Colonie des Vorgebürges. Sie wird in vier Theile getheilt, in das Hottentotische Holland, Mottergat, Stellenbosch und Bottelary.

Das Hottentotische Holland, wegen seiner fruchtbaren Weiden also benahmet, erstreckt sich gegen Süden zwischen den falschen Cap und den Nadel-Cap. Diese beyden Vorgebürge liegen just an dem Mittägigen Ende von Afrika um

den

den zwey und dreyßigsten Grad der Breite, einen halben Grad niedriger und grader gegen Mittag als das Vorgebürge der guten Hofnung. Der falsche Cap macht die Spitze einer Bay, die auch von ihm den Nahmen die falsche Bay führt. Und beyde, glaube ich, haben ihn daher bekommen, weil sie zu Anfange oft mit dem Vorgebürge der guten Hofnung und der Tafel-Bay verwechselt wurden. Die falsche Bay wird um seinen Umfang mit einer Kette von Gebürgen umgeben, welche nicht weniger als zehn Meilen in der Länge betragen. Sie ist eine sehr gefärliche Rhede, weil man den Südostwinden ausgesetzt ist, welche manchmal die Schiffe, ungeachtet ihrer Anker, mit sich fortreissen und an die Felsen, die das Ufer einfassen, zerscheutern. Ueberdieß ist hier ein grosser Ueberfluß an Fische, vornehmlich an Alse. Die nehmliche Bay nimmt viele Flüsse an sich, die an ihren Mündungen nicht weniger fischreich werden. Vor Zeiten hielt die Gesellschaft in dieser Gegend eine Fischerey, die sie aber nach diesen aufgegeben hat. Im Jahre 1710 erhub sich auf dieser Küste ein entsetzlicher Orkan, der so weit in das Land die Wellen der Bay trieb, daß sie bey ihren Zurückprallen auf dem Felde eine wunderbare Menge von allen Arten Fischen ganz trocken zurückliessen.

Einer der merkwürdigsten Oerter dieser Gegend ist das Seekuhthal. Es hat den Nahmen von eben diesem Thiere, das sehr häufig daselbst gefunden wurde, ehe es die Holländer urbar mach-

machten, und schließt einen Teich ein, in welchem das Rohr so hoch wächset, daß man es von weiten für Bäume hält. Den wilden Enten und andern Vögeln dient es nicht weniger zu einem Aufenthalte. Das Meer überschwemmt es manchmal bey stürmischen Wetter und wirft bis in den Teich eine unendliche Menge Fische, die meistens sterben, wenn das Wasser wieder seine natürliche Stille annimmt.

Das Hottentotische Holland hat auch seine Berge, welche überhaupt höher sind als die Berge des Vorgebürgs. Es wird mit vielen Flüssen benetzt und der vörnehmste davon heißt nach den Nahmen eines Unglücklichen, der sich darin ersäufte, Lorenz. Bey der Regenzeit tritt er sehr oft aus und leidet bey trockner Zeit Mangel an Wasser.

Kolben und der Verfasser, der einen Auszug aus erstern geliefert hat, sagen ohne weitere Beschreibung, daß das Hottentotische Holland der schönste und fruchtbarste Theil der Stellenboschischen Colonie sey. Der Gouverneur, Adrien Vanderstell, den seine Erpressungen um das Amt brachten, hatte sich hier den Besitz von ungefehr dreyßig Meilen Lands gegen die Grenze von Natal zugeeignet, wo er zwölf hundert Ochsen und mehr als zwanzig tausend Schaafe hielt. Um bey trockner Zeit keinen Mangel an Wasser zu haben, hatte er an dem Fusse eines Bergs eine grosse Pfanne graben lassen, in welcher er das Regenwasser sammlete und von da einen Canal, welcher

sich mit dem Lorenzfluß verband, graben lassen. Unter den vielen kostbaren Gebäuden, welche er in verschiedenen Gegenden aufbauen ließ, errichtete er in dem Theile, wovon wir reden, ein prächtiges Schloß, das er auf den Befehl der Gesellschaft, die sein meistes Vermögen confiscirte, niederreissen mußte.

Der Theil **Mottergat** oder **Meddergat**, ein Holländisches Wort, welches so viel als schlammig heißt, liegt gegen Norden des Hottentotischen Hollands und hat seinen Nahmen von den Morrästen, die in dem Lande, vornehmlich bey nasser Jahrszeit sind. Uebrigens ist das Land fruchtbar, mit allen möglichen Fleiß angebaut und voller schönen Wohnungen. Der Fluß Stellenbosch und eine Menge Bäche bewässern es. Aber den Ueberschwemmungen ist es sehr unterworfen, welche die Wege so verderben, daß nicht darauf fortzukommen ist und oft alle Gemeinschaft mit den Einwohnern unterbrechen. Sie sind zu mancher Zeit so schnell und heftig, daß sie eine grosse Anzahl Vieh mit fortreissen und ersäufen.

Gegen Norden von Mottergat liegt das Viertel Stellenbosch, ein angenehmes und reiches, obgleich so bergigtes Land, daß es über alle Berge der benachbarten Bezirke hervorragt. Sein Gebürge hat fast die Gestalt des Tafelbergs und ist bisweilen auch mit einer weissen Wolke bedeckt, die zuverläßig die Südostwinde anzeigt. Aber sie verursachen daselbst nicht die nehmlichen Verwüstungen als in dem Tafelthale, und man be

merkt, daß sie nicht so anhaltend sind und niemals grade entgegen stossen. Denn von dem erschrecklichen Stoß beyder Winde, welche zusammen treffen, entsteht der entsetzlichste Orkan.

Das Brennholz ist an den Abhängen der Berge sehr gemein und ihre Gipfel sind voller sonderbaren Blumen und Pflanzen. Die Thäler geben eine angenehme Verschiedenheit besäeter Felder, Weinberge und Gärten. An dem Flusse Stellenbosch liegen die schönsten Plantagen. Er nimmt seinen Anfang in den Bergen und verliehrt sich in der falschen Bay, nachdem er viele Bäche in seinem Laufe gesammlet hat. Sein Grund ist sandig und hat nur ganz kleine Arten von Fische, ausgenommen bey seiner Mündung, da man auch grosse sieht. Ueber seinen Canal geht eine schöne Brücke, die ein Privatmann auf seine Kosten bauen ließ, ohne ein Brückengeld darauf anzulegen. Stellenbosch ist die Hauptstadt dieses Theils. Im Jahre 1710 verheerte sie eine Feuersbrunst, ward aber in wenig Jahren wieder aufgebaut.

Der Theil Bottelary liegt noch näher gegen Norden. Es ist am wenigsten angebaut. Kolben erwehnt nur der Jostenschen Plantagen, die auf einem Berge gleiches Nahmens liegen, der mit schönen Baumgärten, Weinbergen und vortreflichen Weiden angefüllet ist. Ein Holländischer Minister, der sich hier eine vortrefliche Wohnung angelegt hatte, beraubte sich selbst des Genusses seiner Arbeiten und schnitt sich die Kehle ab.

Den

Der Grund dieser verzweiflungsvollen That ist nie an Tag gekommen. Die Gesellschaft hatte sonst auf diesem Hügel Stuttereyen und einige Fermen; aber wegen des wenigen Vortheils, den sie daraus zog, veräuserte sie diese Güter. Das Land hat weder Flüsse noch Quellen. Man muß sich des Regenwassers bedienen, welches in Graben und Pfannen aufbehalten und fast so salzig als das Meerwasser wird, wenn es nicht durch eine beständige Bewegung den bittern Geschmack verlieret. An Holze fehlt es gleichfalls und die Gesellschaft hat sich vergebens bemüht, die Einwohner dahin zu vermögen, daß sie auf ihren Gütern gewisse Gegenden mit Bäumen besetzen möchten. Doch hat es sich durch die Sorgfalt der Gesellschaft, die sie auf sich nahm, eine grosse Anzahl Eichen zu setzen, in etwas geändert. Das Land hat nur einen einzigen Berg, mit Nahmen Pferdeberg, weil man hier im Anfange viel wilde Pferde antraf.

Vierter Artickel.

Dritter und vierter Bezirk, oder die Colonie Drackensteen und Wavern.

Simon van der Stell, Gouverneur des Vorgebürgs errichtete die Colonie Drakensteen und gab ihr diesen Nahmen aus Erkenntlichkeit gegen die Dienste, die ihm der Baron van Rheeden, Herr von Drakensteen bey der Gesellschaft geleistet hatte. Sie bestand aus

Französischen Emigranten, deren Nachkommen jetzo den grösten Theil der Colonie ausmacht. Unterdessen hatten schon von der Niederlassung der Franzosen, viele Handwerksleute, meistens Teutsche von Geburth, die in den Diensten der Gesellschaft gewesen waren, einige Plantagen daselbst angelegt.

Das Land dieser Colonie liegt gegen Osten und Norden der Stellenboschischen Colonie und geht gegen Abend bis an die Nachbarschaft der Bay Saldanha. Kolben sagt, daß es allein einen so grossen Umfang als die vereinigten Niederlande zusammen habe. Seine Berge sind hoch, sehr steil und an manchen Orten mit gefärlichen Abgründen umringt. Bis zum September liegen Schnee und Schlossen darauf; alsdenn zergehn sie und geben allen Canälen des Landes Wasser. Der Hauptfluß dieses Bezirks ist der Bergfluß, welcher im Winter sehr starck und reissend ist. In der guten Jahrszeit aber nicht zween Fuß Wasser hält und an manchen Orten ein ganz trocken Bette hat. Zur Zeit, da Kolben Secretair der Stellenboschischen und Drakensteenschen Colonie auf dem Vorgebürge war, hatte man noch keine Brücke über diesen Fluß gebaut und viele Personen, die durch das Wasser zu Pferde gehen wollten, ersoffen darinn. An seinen Ufern sind die besten Plantagen des Lands.

Etwas sehr sonderbares ist, daß der Drakensteen keine Dörfer noch öffentliche Häuser hat, ausgenommen, das sehr elende Gebäude, die Kirche, die man für eine Scheune halten würde.

Die

Die Magistratspersonen haben nicht einmal einen Saal zu ihrer Berathschlagung und müssen nach Stellenbosch gehen, wo sie mit den Bürgermeistern des Orts unter dem Vorsitz des Landdrosts halten. Die Französischen Emigranten, die nicht so oekonomisch sind als die Holländer, machten zu Anfange sehr viele Schulden, davon sie sich noch nicht entledigt haben. Die meisten wohnen nur in schlechten Hütten, die eine halbe Meile von einander stehen. Unterdessen haben etliche arbeitsamere Landsleute ziemlich gute Plantagen angelegt, vornehmlich an den Ufern des grossen Flusses in dem Charronsthale und in dem Berge Riebeeck.

An manchen Oertern als in der Gegend der vier und zwanzig Flüsse des Honiggebürges und des Picquetberges, besassen die Einwohner zu Anfange dieses Jahrhunderts kein Land eigenthümlich. Sie bekamen blos eine Erlaubnis, sich niederzulassen, welche ihnen alle halbe Jahre erneuert wurde, und bekamen nur so viel Land als sie zu ihren Unterhalt brauchten, welches kein Mittel war, die Colonie in guten Zustand zu setzen. Derohalben giebt es hier sehr wenig Weisse, und sie mischen sich unter die Hottentoten und beschäftigen sich mit weiter nichts als mit der Viehzucht, davon sie den Vorrath an die Einwohner des Vorgebürges verkaufen. Der gröste Theil bebaut kein Feld und weiß von Brode nichts, indem sie Fleisch mit Fleisch, das ist, ein Stück Ochsen- oder Schaaffleisch mit einem Stück gebratenen oder eingesalzenen Wildpret speisen und kein ander

Getränke als Wasser, Milch und eine Art von Meth geniessen. Diese Nahrung, welche uns sehr ungesund dünket, macht sie so stark, daß sie fast niemals krank werden.

Die Colonie Waweren, jünger als alle die andern, wurde erst 170 unter den Gouverneur Wilhelm van der Stell errichtet, der sie nach dem Nahmen der berühmten Familie, mit der er verwandt war, also nannte. Die Gegend hieß vorher wegen eines rothen Sandbergs, welcher sie von Drakensteen absondert, rother Sand. Sie liegt in dem Mitternächtlichen Theile der Holländischen Ländereyen und erstreckt sich gegen Osten bis an das Land Natal, davon noch ein großes Stück Land ihr beygefügt worden ist. Sie liegt, nach dem Kolben, vom Vorgebürge fünf und zwanzig bis dreyßig Meilen. Das Land ist bergigt und die Einwohner sind so arm, als die Drakensteener. Sie haben keine eigne Kirche, sondern bedienen sich der letztern ihre, was aber die Heyrathen und Taufen anbelangt, da müssen sie sich nach dem Vorgebürge begeben. In den bürgerlichen und peinlichen Dingen haben sie den Stellenboschischen Magistrat zum Richter. Die Einwohner legen sich wenig auf den Ackerbau, weil sie nichts erblich, wohl aber Vertragsweise erhalten, sondern allein auf die Viehzucht, und halten es sowohl für sich als für einige reiche Privatleute der benachbarten Colonien. Mehr sagt uns Kolben von ihnen nicht. Aber ich habe mich bey der topographischen Beschreibung dieser vier Nieder-

las-

lassungen genug aufgehalten; ich muß nun auch die Regierungsart der Holländischen Gesellschaft beschreiben.

Fünfter Artickel.

Regierungsart der Colonien des Vorgebürges.

Die ganze Regierung der Colonien auf dem Vorgebürge besteht aus acht Gerichten oder Räthen, davon jeder seine besondere Verrichtungen hat. Der erste, der große Rath genannt, hat die allgemeine Aufsicht über die Handlung und Schiffarth, und besitzt eine unumschränkte Macht, Gesetze zu geben, Friede zu schliessen und Krieg zu führen. Er besteht aus acht Gliedern und versammlet sich des Dienstags. Der Gouverneur präsidirt und hat zwo Stimmen.

Der andre heißt der Gerichtshof und entscheidet alle bürgerliche und peinliche Rechtshändel, aber man kann von seinem Ausspruch nach Batavien oder Holland appelliren, indem man eine Summe von hundert Gulden niederlegt, die der Appellirende verliehrt und der Gegner erhält, wenn der Spruch bestätigt wird. Dieß Gerichte besteht aus den nehmlichen Gliedern des großen Raths und aus den drey regierenden Burgemeistern der Stadt des Vorgebürgs.

Für die Streitigkeiten und Verbrechen, die nicht den Tod verdient haben, und die Schulden, die nicht über dreyhundert Gulden gehn, ist ein drittes Gericht, welches aus einem Gliede des großen Raths, der allezeit den Vorsitz hat, drey Bürgern des Vorgebürgs und einigen Beamten der Gesellschaft, davon einer allzeit Secretair ist, besteht.

Das vierte Gericht hat besonders die Aufsicht über die Ehen. Es kann kein Paar ohne dessen Einwilligung zusammen gegeben werden.

Das fünfte ist die Waisenkammer, und besteht aus sieben Mitgliedern und dem vorsitzenden Vicepräsidenten des grossen Raths. Sie haben vornehmlich mit der Vormundschaft der Unmündigen, die auf dem Vorgebürge keine Eltern haben, zu thun. Die Waisen unter fünf und zwanzig Jahren können sich ohne Erlaubnis der Waisenkammer nicht verheyrathen.

Das Geistliche Gericht, welches über die drey Kirchspiele der Colonien wachen muß, ist das sechste. Es bestehet aus den Geistlichen dieser nehmlichen Kirchspiele; aus sechs Alten, davon jede Kirche zween giebt und zwölf Armenaufseher, nehmlich viere von jedem Kirchspiele. Es besorgt die Austheilung der öffentlichen Allmosen, welche so reichlich und vorsichtig gereicht werden, daß man hier nicht einen einzigen Bettler antrift. Dieses unglückliche Volk ist überhaupt aus allen Holländischen Ländern verwiesen und wimmelt in

in andern Staaten nicht sowohl wegen des Mangels an Allmosen, als vielmehr schlechten Verwaltung desselben. Jedes Kirchspiel hat überdieß seinen Kirchenrath, der aus einem weltlichen Präsidenten, dem Geistlichen des Orts, zween Alten und vier Armenaufsehern besteht.

Das siebende Gericht heißt der Stadtrath. In jeder Colonie ist einer, und besteht aus einer gewissen Anzahl Einwohner, die der Rath wählt und die ganze Gemeine der Colonie vorstellt.

Nachdem der Gerichtshof seinen Sitz in der Stadt des Vorgebürgs genommen hat, so besorgt der Stadtrath dieser Colonie weiter nichts, als die Betreibung der von dem großen Rath aufgelegten Taxen. In den andern Colonien erstreckt sich das Ansehn dieser Stadträthe weiter und vertritt die Stelle des Gerichtshofs in bürgerlichen Sachen, die nicht über hundert und funfzig Gulden sind, und in peinlichen Sachen, die unter ihre Gerichtsbarkeit gehören.

Endlich haben sie auch zwey Kriegsräthe angelegt, einen in der Stadt des Vorgebürgs für die Colonie gleiches Nahmens, und den andern zu Stellenbosch für die drey andern Colonien.

Die Compagnie unterhält eine große Anzahl Bediente, deren ihre Besoldungen sich jährlich auf vier hundert tausend Gulden belaufen. Zu Bestreitung dieser Unkosten nimmt sie aber den zehnten Theil von allen liegenden Gütern; das Einkommen von den Auflagen, die auf den Wein,

Brandwein, Taback und das Bier gelegt sind, und den Nutzen, den sie aus den Handel und den Ländern, die sie sich eigenthümlich vorbehalten hat, ziehet. Sie giebt heut zu Tage jedem, der sich daselbst niederlassen will, eben diejenigen Vortheile, die sie den ersten Einwohnern eingeräumet hat. Sie streckt ihm auf Credit Haußgeräthe, Sclaven und andere Nothwendigkeiten vor. Wenn die Felder wenig einbringen, so wartet sie mit dem Zehnten so lange, bis er im Stand ist, ihn abzutragen. Wenn das Feuer oder ein ander Unglück einen Meyerhof ruinirt, so giebt die Regierung dem Eigenthümer umsonst zur Wiederaufbauung Materialien und Arbeitsleute.

Eben so gelinde verfährt sie mit den Hottentotischen Nationen, und erwirbt sich durch ihre Gelindigkeit so viel Hochachtung, als durch ihre furchtbare Macht. Die meisten dieser wilden Horden suchen auch inständigst, mit ihnen in Bündnisse zu stehn, indem sie jährlich Bevollmächtigte mit Geschenken an den Gouverneur des Vorgebürges abschicken und ihn in ihren Streitigkeiten gewöhnlich zum Schutzrichter nehmen. Seit 1660 haben sie auch fast in beständigen Frieden mit den Colonien gelebt.

Sech=

Sechstes Hauptstück.

Von dem Himmelsstrich, den Produkten des Vorgebürgs und der benachbarten Länder.

Es ist hier wie in Indien das Reich der Moussons, welche das Jahr in zwey Zeiten theilet. Jede dauert ein halb Jahr; eine heißt die feuchte Mousson und fängt im Monath Merz an; die andre die trockne Mousson und geht im September an.

Während der feuchten Mousson, welcher gleichsam der Winter des Vorgebürgs ist, fallen sehr oft Nebel und fast nach einander fortdauernde Regen, wozu sich die kalten Nordwestwinde verbinden, welches die Einwohner in ihren Häusern eingeschlossen hält. Die Kälte steigt auf eben den Grad, in dem sie bey uns im Herbste ist und manchmal giebt es gar Fröste; aber das Eis ist niemals ein Viertelzoll dicke und zerschmelzt von den ersten Sonnenstralen.

In der trocknen Mousson, welches der Sommer der Hottentoten ist, gehn die Südostwinde und machen den Himmel sehr hell. Aber sie machen die Einfahrt in den Hafen des Vorgebürgs sehr schwer und richten durch ihre Heftigkeit grosse Verwüstungen an. Wenn sie drey bis vier Tage zu wehen aufhören, so bemerkt man,

da[s]

daß sich eine Menge Seekräuter am Ufer sammlen, welche die Luft mit ihrem Gestanke vergiften, wenn sie verfaulen und epidemische Krankheiten verursachen, die die Europäer am meisten empfinden.

Der angeführte Verfasser macht hier eine sehr besondere Beschreibung von der weissen Wolke, welche dann auf gewissen Bergen erscheint und das seltsamste Phenomen auf dem Vorgebürge ist. Sie bildet sich gleichsam durch Flecke und indem ihre Theile sich stufenweise versammlen, bedecken sie endlich den Gipfel dieser Berge. Ist sie einige Zeit unbeweglich gewesen, so zertheilt sie sich hernach auf einmal. Sie löst sich niemals in Regen auf, sondern gebüret erschreckliche Winde, die allezeit auf Südost zustossen. Ihre Wolken sind weiß, doch mit einigen dunklern Vermischungen vornehmlich an den Obertheilen. Je mehr dieselben nun finster sind, desto weniger heftig ist der Sturm. Nach ihren gewöhnlichen Zustand bringt sie Winde, welche manchmal fast ohne Aufhören acht Tage hinter einander und oft einen ganzen Monath sausen. Ob sich gleich sichtbarlich Theile von ihr absondern, die sich über den Berg ausbreiten, so scheint ihr Umfang doch immer der nehmliche, so lange der Sturm dauert, weil sie ohne Aufhören neue Materie an sich zieht. Der Wind legt sich ein wenig, wenn sie anfängt lichte zu werden und hört endlich ganz auf, wenn sie durchsichtig wird.

Das

Das Meer ist in den Gegenden des Vorgebürgs von grünlicher Farbe und zwar aus zwoen Ursachen; erstlich wegen des zurückstrahlenden Grüns der benachbarten Berge; fürs andere wegen der Menge Kräuter und des vielen Rohrs, welches an den Ufern wächst oder schwimmet. Es ist so groß wie unsre grösten Binsen, hat ein schönes Grün, und unten einen dicken und oben einen spitzigen Stengel. Man bindet sie in der Gestalt einer Trompete, und sie haben auch einen solchen harmonischen Klang als dieselben. Daher kommt der Nahme Tromba, welchen die Portugiesen diesem Rohre gegeben haben. Die Corallen-Aeste sind nicht weniger an den Ufern des Vorgebürgs gemein. Im Wasser sind sie grün oder weich, aber wenn sie auf dem Ufer schwimmen, so werden sie hart und weiß, auch schwarz oder dunkelroth.

Die Ebbe und Fluth ist sehr unordentlich. Den 24sten September 1707, nach einer Viertelstunde der Ebbe, entstand die Fluth und bald darauf hörte sie auf. Nach einigen Augenblicken kam sie wieder und verschwand auch wieder. Von acht bis zehn Uhr des Morgens geschahe diese Veränderung siebenmal. Das Wasser in den Flüssen ist überhaupt sehr still und hell, wenn es von den Gipfeln der Berge fällt und in sandigten und steinigten Betten läuft. Dasjenige, welches nicht so rein entspringt, hat eine rostige Farbe und ist nicht so klar. Es giebt auch weißliches und mattes Wasser, welches diese Eigenschaf-

schaften von der Erde, die es durchfließt, erhält. Manche Gewässer verliehren ihre Stille und werden so wohl, wenn sie sich dem Meere nähern, als auch wenn sie in ihrem Bette stille stehen, salzig. Dieses bittere Wasser, dessen man sich in gewissen Gegenden bedienen muß, hat, wenn man es gleich trinkt, einen erträglichen Geschmack, wenn man es aber eine Weile stehen läßt, so wird es so salzig, daß man es unmöglich trinken kann; doch besitzt es eine vortrefliche Kraft, das Blut zu reinigen.

Es giebt auch Wasser von einer sehr kalten Natur, das diese Eigenschaft so gar in den Gefässen, worin man es aufbehält, nicht verliehret und demjenigen, der es trinkt, ein Schaudern verursacht. Die Gegend des Vorgebürgs hat auch warme Quellen, davon diejenige, die am meisten besucht wird, das Bad des schwarzen Bergs in dem Bezirk Waveren ist. Man bemerkt, daß das Erdreich dieses Bergs schwarz, schleimig und so weich ist, daß die Pferde mit den Füssen ganz hereinsinken. Das Quellwasser fällt mit vielen Geräusch in ein Loch, wovon Kolben nicht den Grund mit einem Senkbley von sechszig Pfund finden konnte. Es giebt auch in dem Berge andre Oefnungen, durch welche das warme Wasser fließt. Seine Fläche ist mit einer dicken und blaulichen Haut bedeckt, am Rande desselben sammlet sich eine gelbliche Materie, woraus man eine Art Ockar bereitet. Bey dem Eingang in das Bad empfindet man eine

eine brennende aber doch erträgliche Hitze; allein man kann nur fünf oder sechs Minuten darin dauern. Man legt sich alsdenn gleich in das Bette, wo man einen starken Schweiß bekommt, auf den man sich recht leicht befindet. Es reinigt den Leib durch heftige Abführungen und heilt die Paralisie, die Taubheit, die venerischen und andere Krankheiten.

Unter den verschiedenen Arten der Foßilien, befinden sich auf den Vorgebürge eine rothe Kreide, womit sich das weibliche Geschlecht das Gesicht schminkt; weiter viele pechartige, grüne, weisse, gelbliche Substanzen, nebst einem natürlichen Oel, welches von Felsen fließt und in der Medicin zu vielen Sachen dient; allerley Steinarten, die zum Baüen tüchtig sind; schöne Marmor, Kieselsteine, welche dem Adlersteine, dem Cristall und andern Producten dieser Art gleichen; Eisen- Kupfer- und Silber-Bergwerke.

Das Land hat auch viele Salzgruben in den Thälern, wo eine Menge Wasser zu Ende des feuchten Mousson zurückbleibt. Eine solche Salzgrube hat fünf oder sechstausend Fuß in Umfange. Die Sonnenhitze macht Anfangs über die Oberfläche des Wassers eine weisse Substanz, welche in den längsten Tagen nach und nach dicke und zu Salz wird. Die Südostwinde, die dann am allerstärksten wehen, tragen dazu sehr viel bey. Die Thäler des Vorgebürges sind überhaupt so voller Salpeter, daß das Gras,

wel-

welches daselbst wächst, allzeit einen salzigen Geschmack behält.

Dieser Ueberfluß an Erdsalzen macht das Land in allen Arten von Produkten fruchtbar. Der Weitzen und viel anderes Europäisches Getreyde wächst hier in einem erstaunenden Ueberfluß. Der Scheffel Korn Aussaat giebt dreyßig bis vierzig Scheffel; die Gerste funfzig bis sechzig und wohl noch mehr; die Bohnen zwanzig bis fünf und zwanzig, und die Erbsen an die dreyßig bis vierzig. Nur der Haber hat in dem Lande des Vorgebürgs nicht einschlagen wollen; aber der große Ueberfluß der Gerste, eine viel gesundere Nahrung für die Pferde, macht, daß sie diesen Mangel nicht empfinden.

Das Pflügen ist in gewissen fetten Ländern sehr beschwerlich, wo sie manchmal vor einem Pflug zwanzig Ochsen spannen müßen. Aber auf dem Vorgebürge ist es selten, welches einen thonigten und sandigen Boden hat, der wenig Arbeit kostet. Die Pflüger sind von den unsrigen sehr verschieden. Das Rad an der eingefurchten Seite ist größer als das andere; die Pflugschaare ist getheilt, als wenn es zwo wären, ein Theil ist ziemlich auswerts gebogen, das andere steht gerade aus. Doch haben sie auch ganz gerade zugehende Pflugschaaren, aber sie gebrauchen alsdenn kein Pflugmesser. Dieses erinnert mich an die neuen Arten zu pflügen, die zu unsern Zeiten in Frankreich und England ersonnen worden sind; es würde den Menschen sehr

ernie-

erniedrigen, wenn eine so nützliche und alte Kunst in der Welt noch einiger Vollkommenheit fähig wäre. Die Saat geschieht erst im Heumonath und die Erndte im September. Das Korn wird nicht von Menschen, sondern von Ochsen oder Pferden auf einer Tenne ausgedroschen, die von Stroh und Kühmist, welches man mit Wasser anfeuchtet, bereitet ist. Diese Art zu dreschen, welche man auch in den Mittägigen Theilen von Frankreich kennt, födert viel geschwinder.

Die Capweine sind sehr berühmt worden. Die ersten Stöcke sollen von Persien und den Ufern des Rheins hergebracht worden seyn. Aus Furcht vor den Südostwinden lassen sie sie nicht höher als drey Fuß wachsen. Sie sind fruchtbarer und tragen zeitiger als in Europa. Die Lese geschieht im Februar und in den folgenden Monathen. Die Steine sind überhaupt stark und voller Feuer und werden mit der Zeit schmackhaft und leichte. Kolben vergleicht sie mit den besten Canarienwein.

Die Fruchtbarkeit der Gärten ist nicht weniger zu rühmen. Die meisten Europäischen Früchte und Zugemüse, kommen hier sehr glücklich fort und sollen so gar delikater als an ihrem Geburthsorte seyn, und so verhält es sich auch mit den Afrikanischen und Amerikanischen Früchten. Der schöne Garten der Gesellschaft begreift alle Reichthümer der Welt in sich; aber meine vorgeschriebenen Grenzen erlauben nicht, mich mit dessen Beschreibung lang aufzuhalten. Es

wird genug seyn, wenn ich nur überhaupt anmerke, daß alle Holländische Plantagen reichlich mit Mandel- und Nußbäumen, mit Kastanien- und wilden Quittenbäumen, mit Aepfel und Birnenbäumen, Granaten- und Apricosenbäumen und andern Früchten daraus versehen werden. Die Limonien, Pomeranzen und Citronen sind gemeine Früchte, die auf dem Vorgebürge in aller ihrer Vollkommenheit erscheinen. Die Holländer bringen auch von Ceylon den Baum, der das Zimmetrohr trägt und bringen ihn so gut als andre fremde Pflanzen fort. Die Aloen, die so selten in Europa in aller ihrer Schönheit zu sehen sind, entstehn hier auf dem Felde ohne einige Pflegung. Die Blumen wachsen im ganzen Lande auf eine überflüßige Art.

Unter den besondern Fruchtbäumen auf dem Vorgebürge, ist der Amaquas, welchen die Holländer Keurboom nennen, merkwürdig. „Seine Höhe ist neun oder zehn Fuß, seine Blüte ist weißröthlig und wohlriechend, wie des Aepfelbaum seine. Er trägt Hülsen, davon jede fünf bis sechs Saamenkörner, die schwarz, ovalrund und so groß als eine Erbse sind und sauer schmecken. Seine Rinde ist dünne, aschfarbig und sehr dichte. Die Würmer kommen selten in das Holz, welches, wenn es grün ist, sich biegen läßt, aber wenn es getrocknet wird, eine ausserordentliche Härte erhält. Haut man von ihm einen Ast ab, so fließt ein gelber und durchlichtender Gummi heraus.„ Das ist die Beschreibung, die Kolben davon macht.

Der

Der Krüpelbaum, welchen man darum so heißt, weil er von einer Zwergart ist, und krumme knorrigte Aeste hat, bringt eine Frucht hervor, die den Tannzapfen gleicht und eine dicke und runzelichte Rinde, welche bey den Lohgerbern und in der Medicin gebraucht wird.

Das Land zeigt noch einen andern Baum, der so groß als eine Eiche ist, und dessen festes und schattirtes Holz zu Verfertigung kostbarer Haußgeräthe genommen wird. Er giebt so einen bösen Gestank von sich, wenn man ihn abhaut, daß ihn die Europäer den stinkenden Baum nennen; doch dieser Gestank vergeht mit der Zeit.

Die Kannawurzel, welche einige Schriftsteller für eine eigenthümliche Wurzel dieses Landes halten, ist nach dem Pater Tachard nichts als der Gin Seng der Chineser, welchen die Holländer auf das Vorgebürge gepflanzt haben. So viel ist gewiß, daß man beynahe die nehmlichen Eigenschaften beyden Wurzeln beylegt. Die Hottentoten lieben die Kanna ausserordentlich, sie kauen ihn beständig und legen ihr eine grosse Kraft bey.

Der Dacha ist eine Art von wilden Hanf, dessen Blätter sie nicht allein unter den Taback mischen, sondern ihn auch allein rauchen, wenn er ihnen fehlt. Dapper versichert uns auch, daß sie ihn manchmal speisen oder durch ein Getränk einnähmen und davon betrunken würden. Aus der Pflanze Spiräa machen sie grosses Wesen;

sie verfertigen aus derselben dürren Blättern einen hellgelben Puder, womit sie sich das Haar bestreuen und manchmal gar das Gesicht schminken. Es ist aber nichts anders als der Buchu, von dem ich oben redete und eine Erklärung versprach.

Siebendes Hauptstück.

Vierfüßige Thiere, Vögel, Insecten, Fische.

Die Thäler des Vorgebürgs und die benachbarten Gegenden, haben überall vortrefliche Weiden, und da die Einwohner von Drakensteen und Waveren, wie auch die Hottentoten, keinen andern Reichthum als ihr Vieh haben, so hat das Land an Heerden von allerhand Arten einen Ueberfluß. Die Ochsen und die Schaafe sind von der ersten Grösse. Die Pferde sind kleiner, aber in so grosser Anzahl, daß mancher Privatmann an die dreyhundert hält. Der gewöhnliche Preis eines Füllen war zu Anfange dieses Jahrhunderts sechs Holländische Schillinge und für ein Pfund Taback bekam man einen Ochsen.

In den Wäldern giebt es eine Menge Wölfe, davon eine Art Wolf=Tiger heissen, weil sie ein fleckig Fell haben; wilde Hunde, welche Heerdenweise auf die wilden Thiere fallen, ohne den Hottentoten oder Europäern Schaden zu thun,

thun, mit denen sie so gar ihre Beute *) theilen und dem Menschen ganz und gar zugethan bleiben; Löwen, Tiger, Leoparden, Elephanten und Rhinoceros, Elendthiere und Büffel, die grösser als die Europäischen und Amerikanischen sind; wilde Esel, unter welchen vorzüglich der Zeura oder Zebea zu merken ist, der nur an Ohren den Eseln gleicht und mehr mit einem Pferde verglichen werden sollte. Seine Beine sind geschlank und wohlgestaltet, sein Haar glatt und zart. Von der Mähne bis an den Schweif geht mitten über den Rücken ein langer schwarzer Streif, aus welchem wiederum von beyden Seiten eine grosse Menge allerhand färbiger Streifen Cirkelweise um den Bauch herum auslaufen, wo sie auf eine angenehme Art zusammen treffen. Der Kopf, die Ohren, der Schwanz und die Halshaare, sind mit eben diesen Farben gestreift. Dieses Thier ist ungeacht seiner Menge auf dem Vorgebürge schwer zu fangen und wird daher manchmal sehr theuer bezahlt.

Die Rehe und Hirsche sind von den Europäischen wenig unterschieden; aber es giebt auch besondere Arten von den letztern. Einige sind

*) Sie tragen, sagt Kolben, ihre Beute an einen Ort, welcher ihnen gleichsam zum Sammelplatz dient. Die Europäer und Hottentoten gehn ihn nach und nehmen sich aus dem Haufen was ihnen gut dünket, ohne daß diese Thiere darüber knurren.

so groß wie die unsrigen und haben ein sehr schönes blaues Fell. Andere von eben der Größe, sind an dem Rücken grau und mit rothen Flecken bezeichnet, und am Bauche weiß. An der Länge des Rückens geht ein weisser Streif, der durch drey andre von gleicher Farbe durchkreutzet wird, die den Bauch umgeben und gleichweit von einander abstehn. Die Hörner des Hirsches sind drey Fuß lang, aber die Hirschkühe haben keine. Die Natur bringt gegen Norden des Vorgebürgs solche kleine Ziegen als die Haasen hervor.

Unter die kleinen Thiere wird die Indianische Maus gezählt, welche hier so groß, wie eine Katze ist, und sich von Schlangen und Vögeln nährt; die Schellenmaus, welche wegen des starken Geräusch, das sie mit ihren Schwanze macht, also genennt wird; sie lebt wie die Eichhörner, auf den Bäumen, hat aber einen viel dickern Kopf und Leib, ist mit verschiedenen Flecken gezeichnet; wilde Katzen, deren Balg sehr theuer bezahlt wird; es giebt einige darunter, welche so fleckig als ein Tiger, und andre wiederum, welche ganz blau sind.

Das Thier, welches die Holländer Stinkingsem, das ist, stinkende Schachtel nennen, ist eine Art eines Eichhorns, von der Größe eines mittelmäsigen Hunds. Wenn man ihm zu nahe kommt, so läßt es einen solchen Gestank von sich fahren, daß fast jedermann daran ersticken möchte, welches sich das Thier zu Nutze macht und entwischt. Es wiederhohlt es noch einmal, wenn

wenn man es von neuen verfolgt. Entweder die Furcht oder ein gewisser Instinkt in demselben wirket ein dergleichen Vertheidigungsmittel.

Das Stachelschwein ist hier so gemein als in den übrigen Theilen von Afrika und so groß als ein Kaninchen. Es hat am ganzen Leibe dicke und große Stacheln, welche so wenig in seiner Haut stecken, daß es dieselben, wenn es sich nur schüttelt, auf diejenigen, die es angreifen, werfen und manchmal gefährlich verwunden kann. Seine Klauen sind breit und haarig, und die Zähne sehr scharfschneidend. Seine Zunge ist mit kleinen Knöcheln besetzt, welche man für eine andre Art von Zähnen halten könnte. Es nährt sich von Weinbeeren und Früchten. Die Afrikaner essen sein Fleisch, welches sehr gut ist, wenn es zwey bis drey Tage geräuchert hat.

Ich könnte viel besondere Dinge von den Affen des Vorgebürges sagen, wenn man Kolbens Erzählung glauben dürfte, die von dem Geschichtschreiber der Reisen eine angenehme Wendung bekommen hat. „ Da diese Thiere, sagt er, die Früchte ausserordentlich lieben, so fallen sie oft in die Weinberge und Gärten mit wunderbarer Vorsichtigkeit. So lange der eine Theil den Garten plündert, stellet sich der andre Theil in eine Linie bis zu den Höhlen, die sie in den Bergen haben. So wie die erstern die Früchte sammlen, so bringen sie sie demjenigen, der an der Spitze der Linie steht, aus dessen Händen geht in des nächststehenden seine und von

die-

diesen auf die übrigen . . . . So einen Raub verrichten sie mit dem tiefsten Stillschweigen. Wenn diejenigen, die die Wache haben, einige Gefahr merken, so erheben sie ein Geschrey, welches dem ganzen Haufen zum Zeichen dient und ihn in die Flucht bringt. Die Jungen springen auf den Rücken der Alten und ihr Ausreissen ist recht angenehm mit anzusehn. Man glaubt, daß die Nachläßigkeit ihrer Wächter nicht unbestraft bleibt; denn wenn einige von ihnen getödtet oder gefangen worden sind, so hört man auf ihren Rückzuge ein großes Lermen, und man findet manchmal viele in Stücken zerrissen. „

Unter den Vögeln auf dem Vorgebürge sind zu merken:

1) Der Flamingo oder Flamand, viel dicker, höher und langhälsiger als der Schwan. Die untern Federn seiner Flügel sind schwarz, die obern aber feuerroth und die Beine pomeranzenfarbig.

2) Das Knor, eine Art besonderer Hühner dieser Gegend. Seine Federn sind roth, weiß und aschenfarbig, die Beine aber gelb. Es hat einen so schweren Leib und so kurze Flügel, daß es nicht weit fliegen kann. Es besucht die einsamen Oerter und legt die Eyer in den Gebüschen.

3) Der Malagos, ein Wasservogel, von Gestalt und Größe einer Gans, er nährt sich von Fischen und schwimmt sehr geschickt.

4) Die Monette, eine Art von Enten, deren Pflaumfedern sehr geschätzet werden.

5) Der Pengon, ein Meervogel, der sehr gemein auf dieser Küste ist, und von dem eine Insel des Vorgebürgs den Nahmen bekommen hat. Er hat einen sehr dicken und schweren Leib, einen schwarzen Schnabel, grünblasse Beine und übrigens aschenfarbige Federn. Die Eyer, die er auf den Felsen legt, sind schätzbar, aber das Fleisch gar nicht.

6) Eine diesen Ländern eigene Gattung Stieglitze. Sie haben dieses sonderbare, daß ihre Federn im Winter aschgrau, anstatt daß sie im Sommer eines Theils schwarz, andern Theils sehr schön roth sind.

Man findet auch viele Arten Adler, welche keinen merklichen Unterscheid vor den Europäischen haben; Gänsen, zahmen und wilden Enten; Pelicane, welche hier Schlangenfresser heissen, weil sie sich davon nähren, und Kröten und andre giftigen Thiere essen; Pfaue, Fasanen, Greife, Wachteln, Wasserschnepfen, die den unsrigen vollkommen gleichen; eine Menge Strauße und Falken und unendlich viele kleine Vögel, welche dem Getreyde und Weinbeeren großen Schaden thun. Die Zeisige sind auf dem Vorgebürge so gemein als auf den Canarischen Inseln.

Unter den vielen Arten von Gewürmen giebt es zwo Ellen lange Nattern und einige besondere

Arten Schlangen. Diejenige, welche das Auge oder Anfaller genennt wird, hat den ersten Nahmen von der Menge ihrer weissen Flecken, womit ihre schwarze Haut gezeichnet ist, welches scheint als wenn sie so viel Augen hätte; und den andern von der Geschwindigkeit, mit der es anfällt. Es befindet sich auf dem Vorgebürge noch eine andere Art von Schlangen, welche wegen der Aehnlichkeit der Baumäste, um welche sie sich herumschlingt, der Baum genennet wird. Sie enthält ungefehr in der Länge zwo Ellen, aber nicht mehr als acht bis neun Linien in der Breite. Ihr Fett, wenn man daraus mit Vermischung des Inselts ein Licht macht, soll einen Schein von sich geben, als wenn die Stube voller Schlangen wäre.

Der Dipsas oder der Alterant hat den Nahmen von seinen Bissen, welche sehr gefährlich sind und einen grausamen Durst verursachen. Die starkharige oder Hutschlange ist nicht weniger furchtbar. Diejenigen, welche Hausschlangen genennt werden, weil sie so gar in die Häuser kommen, sind überaus gemein in diesem Lande, aber ihr Biß ist nicht schädlich. Doch ist es mit den Scorpionen ganz anders, welche so wohl durch ihre Anzahl als durch ihren schädlichen Gift furchtbar sind.

Unter den Insekten giebt es Wasser- und Erdinsekten. Von der ersten Art zählt man ausser den Blutegeln und Wasserschlangen die Meerlaus, welche die Fische durch ihre Bisse martern;

tern; die Meerfliege, welche sie mit ihren Stachel verletzen, und von der Größe und Gestalt eines Meerkrebses sind; Gewürme von vielen Arten, davon die sonderbarsten in einem Körperchen von sechs Daumen lang, einem Kopf, eine Brust und einem Hals, ganz wie ein Pferd gestaltet haben.

Die Erdinsekten sind unzählich. Die Ameisen bedecken die Thäler mit ihren Nestern, und das ganze Land ist mit einerr unbeschreiblichen Menge Fliegen angesteckt, davon die merkwürdigste Gattung die fliegenden Goldhirsche sind, welche darum so heißen, weil sie wahrhaftig einen vergoldeten Kopf und vergoldete Flügel haben. Von der Ehrfurcht, die die Hottentoten diesem Thier bezeugen, habe ich oben gesprochen.

Das Tausendfüßige ist hier so wohl bekannt als in Indien, und sein Biß ist so tödtlich als der Scorpionen ihrer. Es giebt Insekten, welche erschrecklichen Schaden in den Weinbergen und besäten Feldern thun. Man findet eine Art schwarzer Spinnen, so dicke wie eine Erbse, deren Biß aber sehr gefährlich ist, zumahl wenn das Mittel zu spät aufgelegt wird. Fast unmerkliche Würmer zernagen die Kleider und Stoffen, und nur durch eine anhaltende Sorgsamkeit kann man dieses Geschmeise los werden. Die Hottentoten sind voller Wanzen und Läuse, und den Europäer martern Nisse und Flöhe.

Die Bienen sind auf dem Vorgebürge nicht selten; allein die Holländer legen sich wenig auf ihre Zucht, weil sie sich an dem wilden Honig begnügen, den ihnen die Hottentoten bringen; er hat einen süssern Geruch als dasjenige, das aus den Körben oder Stöcken geschnitten wird.

Aus der unbegreiflichen Anzahl von Fischen, die man im Meere des Vorgebürgs antrift, wollen wir nur bemerken:

1) Den Zischer, er wird darum so genannt, weil er zischt und durch die Nasenlöcher das Wasser wirft. Sein Leib ist ohne Schuppen, sein Rücken dunkelgelb, sein Bauch weiß und seine Kehle klein und mit vier dicken Zähnen besetzt. Er gleicht in allen Stücken dem Wallfisch, ausser daß er nicht so groß ist. Sein Fleisch soll so giftig seyn, daß ein Holländischer Bootsknecht, der davon gegessen hatte, sterben mußte. Die Zischer gehen Haufenweis wie die Meerschweine.

2) Den braunen Fisch, so nennt ihn Kolben. Er ist so dicke als ein Ochse, und hat nicht unter funfzehn bis sechszehn Fuß in der Länge.

3 Den Bennet, er ist nicht sowohl wegen seiner Größe als wegen seiner schönen Schuppen merkwürdig, welche hell purpurroth und mit Goldstrahlen vermischt sind. Sein Fleisch ist karmosinroth und behält diese Farbe auch wenn es gesotten wird. Es ist eine angenehme und leicht zu verdauende Speise.

4) Den

4) Den fliegenden Fisch, hat den Nahmen von seinen Floßfedern, die wie Flügel sind. Kolben mag sagen, was er will; er flieget niemals, sondern springt nur ruckweise auf dem Wasser, worinn seine ganze Stärke besteht. Er soll sich niemals ausser dem Sonnenwender befinden und einen grausamen Feind an dem braunen Fisch haben. Sein Fleisch ist eine vortrefliche Speise.

5) Den Goldfisch, welcher nur vom Monath May bis zum August auf dem Vorgebürge zu sehen ist.

6) Den Brassem, ein diesem Meer eigener Fisch, und wird deshalb von Holländern nur Hottentot genannt. Es giebt deren viele Arten, davon die schönsten Rothsteine heißen. Seine Haut und seine Schuppen haben eine glänzende Röthe und hin und her blaue und goldene Flecken.

7) Den Seelöwen, ein Amphibium, nach dem Kolben, welcher sagt, daß man 1707 einen davon tödtete, der sich an der Sonne auf dem Felsen des Tafelbergs wärmte. Er hatte funfzehn Fuß in der Länge und eben so viel im Umfange. Sein Kopf gleichte einem Löwenkopfe sehr stark, aber er war ohne Mehnen und an dem ganzen Leibe ohne Schuppen und Haare. Seine Zunge war so schwer, daß sie allein funfzig Pfund wiegte und die Haut gelblich; von forne hatte er zween kurze Beine, deren Füsse den Gänsepfoten

pfoten gleicheten. Zwo breite Floßfedern, jede ungefehr achtzehn Zoll lang, dienten ihm statt der Hinterbeine. Sein Leib verlängerte sich wie ein Schwanz und endigte sich, wie ein voller Mond.

8) Die Meerschnecken. Es giebt davon viele Gattungen. Die Stachelschweinschnecke, deren Haus dornig ist; die Kegelschnecke, deren Haus mit lebhaftern Farben gezieret ist; die Nabelschnecke, welche zwey Schuppen wie die Muscheln hat; der Sonn- und Meerstern, welcher so genannt wird, weil ihre vielwinklichen und runden Häuser mit Spitzen bewafnet sind, welche von allen Seiten Strahlen werfen; die Perlenschnecke, deren Haus das schimmernste und gröste ist; man macht auf dem Vorgebürge Kelche daraus, die zwo Kannen halten; die Visschnecke hat ihren Nahmen von der zimmerfarbigen Gestalt ihres Hauses, welches, wenn es recht gesaubert wird, von einer schönen Flammenröthe ist, die sich mit weiß, grün und gelb vermischt.

9) Der Pagger, eine sehr gefährliche Muschel, weil sie auf dem Rücken eine giftige Spitze hat, welche eine tödtliche Wunde machen kann.

Eine Art von Polypen, welche die Franzosen jet-d'eau marin nennen, hat die Gestalt eines Schwammes. Man findet auf dem Felsen des Vorgebürges, an welchem sie so fest hängt, daß sie weder die Winde noch Wellen davon losreis-

sen

sen können. Ihre Farbe ist grünlich, und aus ihrem Leibe geht eine gewisse Feuchtigkeit. Das Innere bietet dem Auge eine fleischige Substanz dar, welche man für einen Magen eines Huhns oder andern Thiere halten würde. Wenn man diesen Polypen mit der Hand berührt, so treibt er durch zwo oder drey Oefnungen sehr schöne Wasserwürfe, und wiederhohlt es so vielmahl als man ihn berührt, bis er sich ganz ausgeleeret hat. Kolben fand auch kein anderes Zeichen eines thierischen Lebens an ihm.

Den Hippopotam, ein in den Meeren und in den Flüssen von Afrika sehr gemeines Thier, habe ich anderswo beschrieben. Man sieht auch auf der Küste des Vorgebürges Meerschweine, Meerwölfe, Marsouin, und kleine Wallfische, welche Grampus genennet werden.

Ende des Eilften Theils.